

Johann Gottfried von Herder's

s ä m m t l i c h e

W e r k e .

Zur

schönen Literatur und Kunst.

Siebenter Theil.

Mit Königlich = Württembergischen und Großherzoglich = Badischen
gnädigsten Privilegien.

T ü b i n g e n

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1806.

Inw. A. 22. 314

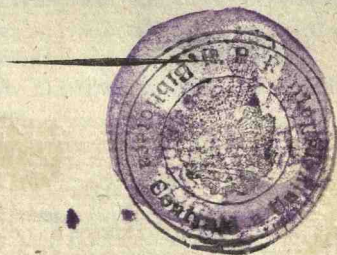
Johann Gottfried von Herder's

Abhandlungen und Briefe

über

schöne Literatur und Kunst.

46601



DONATIONEN
VON I. GANTHART

L ü b i n g e n
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1 8 0 6.

PC 15/1/08
Biblioteca Centrala

Biblioteca Centrala "Carol I" Bucuresti
Cota 45475

B.C.U.-Bucuresti

C46601

I n h a l t.

I. Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet. Eine Abhandlung, welche den von der königlichen Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1773 gesetzten Preis erhalten hat.	S. 1.
II. Ideen, zur Geschichte und Kritik der Poesie und bildenden Künste. 1794 — 1796. *)	— 65.
1. Lucrez von einem Genius der Menschheit. Humanität der römischen Dichtkunst und Geschichte.	— 67.
2. Humanität der Griechen.	— 71.
3. Resultate. Fragment eines Gesprächs von Shaftesbury.	— 73.
4. Ueber Shaftesbury. Ein Lehrgedicht vom Rechte der Vernunft.	— 82.
5. Ueber die Humanität Homers in der Iliade.	— 87.
6. Vom Unmuth. Von Compositionen. Musik nach Römischen Dichtern.	— 100.
7. Fortsetzung des Fragments über die Humanität Homers in der Iliade. Diderot über die Einfalt im Homer.	— 107.
8. Von Lessings Emilia Galotti. Diderot über die Moralität der Schaubühne.	— 118.
9. Swift über die Humanität. Sprüche aus Whilmon.	— 128.
10. Menschentugend von Gleim.	— 135.
11. *) Flora.	— 137.
12. Fortsetzung.	— 143.
13. Ueber Natur- und Pflanzengedichte. * Grabchrift eines Lebenden. Garbivius Ode über die Vergänglichkeit.	— 149.

*) Aus den Briefen zur Beförderung der Humanität, der dritten Sammlung.

***) Aus der vierten Sammlung.

14. Philomele in Tiesfurt. S. 153.
15. *) Petrarca's Character und Verdienste. Ideal seiner Laura. — 156.
16. Wie die Griechische Kunst eine Schule der Humanität sey. Vom Werthe rein dargestellter Gedankenformen. — 162.
17. Vom bedeutenden Ideal der Kindheit und des jugendlichen Alters in beiderlei Geschlechtern. Von ihrer Sprache zum menschlichen Herzen. — 166.
18. Charaktere ihrer Heldengestalten. Herkules. Laokoon. Castor und Pollux. Verdienst der Griechen in Darstellung dieser Ideen und Ideale. — 173.
19. Götterformen. Bacchus. Ariadne. Apollo. Diana. Merkur. Aphrodite. Vesta. Von verschiedenen Classen menschlicher Charaktere. — 179.
20. Mars. Vulcan. Ceres. Pallas. Juno. Zeus. Verschiedner Gebrauch und Untersuchung der Mythologie in verschiedener Absicht. — 188.
21. Einwendungen dagegen. — 194.
22. Beantwortung derselben. Von Faunen, Satyren, Centauren, Masken, Ungeheuern in der Kunst. Werth dieser Unterscheidungen für die sittliche Menschheit. — 195.
23. Ob die Griechen künftigen Jahrhunderten alles weggenommen haben? Charakter der heiligen Jungfrau. Andre christliche Ideen. — 200.
24. Was uns die Griechische Kunst soll? Vom Werth einer glücklichen Bildung. Von unsern Kleidungen, unsern Stellungen, unserm Beisammenseyn, verglichen mit Vorstellungen der Griechischen Kunst. Charakter der Angelika Kaufmann. — 205.
25. Von einer formlosen Güte und Wahrheit. — 212.
26. Daß es eine solche für uns schwerlich gebe. Vom höchsten Anständigen oder Geziemenden der Menschheit. — 213.
27. Stimme der Musen zu Vorstellungen der Griechischen Kunst. In Ansehung der Mutterliebe. — 218.
28. In Ansehung der Kindes- und Jünglings-Jahre, an-

*) Aus der fünften Sammlung.

- drer freundschaftlichen Bande, der Erziehung und Virtuosität des Lebens. S. 223.
29. 30. In Ansehung der Unformen, der Gesellung verschiedener Vorstellungen der Allegorie. Von der christlichen Grazie. Raphaels und anderer Verdienst. Schluß dieser Materie. — 230.
31. *) Vom Unterschiede der alten und neuen Völker in der Poesie, als Werkzeug der Cultur und Humanität betrachtet. Ankündigung einiger Fragmente über diesen Inhalt. Erstes Fragment: Verfall der Poesie bei Griechen und Römern, und Ursache desselben. — 234.
32. Zweites Fragment: Christliche Hymnen. Gebrauch der Psalmen unter den Christen. Eigene Gesänge. Ihr ausgezeichnete Charakter. Ihre Wirkung auf Nationalcharaktere, Musik, Sprache, Wissenschaften, und Stimmung der Seele. Proben dieser Gesänge. — 245.
33. Was in der Cultur des Menschen vom Urtheil des Auges und Ohrs abhängt. Poesie des Auges und Ohrs. Resultat dessen, was nach dem Gegebenen für eine neue Denkart in Mythologie, Umriß der Begriffe, Interesse, Farbe der Handlungen und Leidenschaften und deren Ausdruck werde entstehen müssen. — 262.
34. Drittes Fragment: Bildung eines neuen Geschmacks in Europa und dessen erste Verfeinerung. Lieder von Thaten der Vorfahren. Unterschied der nördlichen und südlichen Tonbildung. Nordliches und südliches System der Anklänge und Alliterationen. Erzählungen. Hang zu Abentheuern und Abentheuersagen. Chroniken. Grober Mönchsgeschmack. — Cultur der Araber in Spanien. Entstehung der Provenzalpoesie, als angenehme Unterhaltung. — 268.
35. Daß ein besserer Geschmack hier entstehen müssen. Warum er nirgends anders als von hier aus also entstanden? Höflichkeit der Araber in Reimen. — 280.
36. Wohin der Reim gehöre? Wem er unentbehrlich sey? Nachschrift. Große Verschiedenheit im Entstehen

*) Siebente Sammlung.

dieses Geschmacks und der Cultur der Alten. Gutes, was die Provenzal-Poesie bewirkt hat, Bildung der Landessprache, Freiheit der Gedanken.

S. 287.

37. Viertes Fragment. Einfluß der Provenzalen in die Europäische Cultur und Dichtkunst. Von der Italiänischen Dichtkunst im Aeußern und Innern. Vom lyrischen Drama der Italiäner. Metastasio. Vom Charakter der Franzosen, Erzählen und Repräsentiren. Von der Spanischen Dichtkunst. — 293.
38. Wie schwer es sey, vom Charakter eines Zeitalters oder einer Nation zu sprechen! Wie schwer von der Poesie einer Nation zu reden! Was uns dennoch dazu treibe? Wie es möglich und nothwendig sey? — 308.
39. Fünftes Fragment. Vom Werth der Europäischen Dichtung mittlerer Zeiten. Ihre Nachtheile und Vortheile. Ihr Charakter in Andacht, Tapferkeit und Liebe. — 311.
40. Fortsetzung. Erweiterung des Feldes der Wissenschaften. Vereinigung vieler Nationen zu Einem Zweck. Gesellung der Stände zu einander. Fröhliche Wissenschaften. — 319.
41. *) Sechstes Fragment: Wiederauflebung der Alten. Was den mittlern Zeiten gefehlt, und die Erweckung der Alten mit sich gebracht habe? Regel und Nichtmaaß. Warum die Galanterie der mittlern Zeiten in Liebe, Ehe und Andacht ein falscher Geschmack sey? Wozu durch Erweckung der Alten der Grund gelegt worden? — 323.
42. Einwendungen gegen die geglaubte Wirkung der alten Schriftsteller zu Erweckung des Genie, zu Läuterung des Geschmacks, zu Mittheilung einer guten Denkart. Wie wenig echte Kenner des Alterthums es gebe. — 330.
43. Beantwortung der Einwendungen. Was die Alten thun sollen und nicht thun wollen. — 335.
44. Was die Jugend an den Alten zu lernen habe, Composition und die Regel des Anständigen. — 340.
45. Siebentes Fragment: Schrift und Buch.
- *) Achte Sammlung.

- druckerei. Was die Einführung der Schrift auf die Poesie der Griechen und der lebendige Vortrag auf ihre Prose gewirkt. Andre Gestalt der Schriftstellerei bey den Römern als bei uns. Mangel der Büchermaterialien in den mittlern Zeiten. Was die Erfindung des Papiers bewirkt? Was die Buchdruckerei gegeben und genommen habe? S. 344.
46. Fortsetzung. Warnungen und Rathschläge. Ein Bund der Guten gegen den Mißbrauch der Buchdruckerei und Kupferstecherkunst. — 352.
47. Achte's Fragment. Reformation, Handel und Wissenschaften. Große Veränderungen durch dieselbe. Scheidung der Völker. Neue Gestalt der Poesie in den protestantischen Ländern. Warum es keine persönlichen Heldengedichte mehr gebe? Neugegebener Umriss des Lobes und Tadel's. — 356.
48. Unterschied der Poesie aus Reflexion und der reinen Fabelpoesie an Englischen Dichtern gezeigt. Chaucer, Spenser, Shakespear, Milton, Cowley, Waller, Pope, Young, Thomson. Ihre Verdienste und Charaktere. — 364.
49. Von der einkleidenden Prose der Engländer. Ursprung derselben, ihrer Wochenchriften und Romane. Ursprung ihrer humoristischen Charaktere und Schreibart. Addison, Swift, Fielding, Richardson, Sterne. Ob die Griechen den Roman gekannt haben? — 375.
50. Uebergang zu Deutschen Werken des Geschmacks. — 380.
51. Warum wir so lange zurückblieben? und so viel nachahmten? Lob der Nachahmung. Ihr hohes Ziel. — 381.
52. Ob der Deutsche charakterlos sey? Charakter der Deutschen von den ältesten Zeiten her in Thaten und Schriften, selbst in ihren Fehlern. Dieser Charakter in ihren Dichtern gezeigt. Brokes, Hagedorn, Haller u. s. — Kleist, Lessing und Gleim. Klopstock, Uz und andere lyrische Dichter. Wieland und Gessner. — 386.

53. Schwendungen gegen die gutmüthige Lehrhaftigkeit der Deutschen. S. 392.
54. Ob die Poesie der Deutschen formlos sey? Vorzug unserer Sprache in Annäherung zur Form der Alten. Namler, Klopstock, Gerstenberg, Götz, Lessing u. a. Göthe. — Ob jede fremde Form für uns sey? Probe an der Italianischen Oper und der Englischen Komödie. Zachariä. — 395.
55. Ob man den Deutschen Mangel an Kritik zuzuschreiben habe? Charakter der Kritik der Deutschen. Leibniz, A. G. Baumgarten, Bernike, Bodmer und Breitinger. Haller und die wissenschaftliche Kritik, die er eingeleitet. Bibliothek der schönen Wissenschaften. Litteraturbriefe. Mangel weiterer Nachrichten. — 401.
56. Auch zur Kritik ist Genius nöthig. Zerrißene Fäden zwischen uns und den Bemühungen anderer Nationen. Ob die deutsche Poesie eine Kinderpoesie sey? Gut, wenn sie es wäre. Was von der politischen Poesie zu halten? — 409.
57. Neuntes Fragment. Resultat der Vergleichung der Poesie verschiedener Völker alter und neuer Zeit. Die Poesie ist ein Proteus unter den Nationen. Nichtiger Mangstreit zwischen den Alten und Neuern. Schwierigkeit der Vergleichung. Daß jede Nation ihre Dichter werth halten müsse. Was die Deutschen von den andern zu lernen haben. Verschiedene Methoden der Classification der Dichter. Fortgang im großen Gange der Zeiten und Völker. — 415.
-

I.
U r s a c h e n
des
g e s u n k e n e n G e s c h m a c k s
bei
den v e r s c h i e d e n e n V ö l k e r n ,
da er g e b l ü h e t .

Multa renascentur, quae jam cecidere — —

E i n e P r e i s s c h r i f t .

1773.

Es ist ein wunderbarer Anblick, daß der Geschmack, diese schöne Gabe des Himmels, die er dem menschlichen Geiste nur in den Zeiten seiner schönsten Blüthe bestimmt zu haben scheint, nicht nur noch einen schmalen Strich des Erdbodens berührt, sondern auch auf diesem schmalen Striche nur durch kurze Perioden gewirkt habe. Kaum ließ er sich irgendwo auf einer glücklichen Stätte nieder: so sammlete er sich auch bald Brennreiser zu seinem eigenen Grabmale, bis spät aus seiner Asche anderswo ein anderer Phönix entstand, und wieder das Schicksal hatte, wie sein Vater.

Woher nun diese Wellen auf dem großen Meere des Zeitraums? Aus Ursachen von innen oder von außen? Wer lehret uns das große Naturgesetz der Veränderungen des Geschmacks aus der Geschichte? Würste man's, so erschiene zugleich, ob sich den Ursachen seines unglücklichen Verfalls nicht zuvorkommen; ob sich der gute Geschmack, wenn er fliehen will, nicht festhalten ließe? Oder, wenn sich aus Kennzeichen seine Ankunft nahet: wie kann man sie befördern? wie selbst die Samenförner seiner Zer-

störung anwenden, daß er sich neu belebe? Oder, wenn man dies alles nicht kann, wozu wirkt selbst dieser Verfall? Zu keinem anderweitigen Guten? Nicht auch etwa zur Glückseligkeit der Menschheit?

Wahrlich eine philosophische, menschenfreundliche, und selbst zur Blüthe äußerer Verfassungen mitwirkende Frage! Und der Weg, auf dem sie untersucht werden soll, das Buch der Geschichte, das der Betrachtung hierüber so merkwürdige und verschiedene Fälle liefert, ist allerdings die reichste, sicherste und angenehmste Straße. Hier ist die freie Wahrheit sich selbst Bestätigung und Anmuth.

Ich will zuerst die Frage aus Gründen der Seelenlehre, meistens nur verneinend, untersuchen, und Vorurtheile zuerst wegräumen, die uns den Gang durch die Geschichte schwer machen würden. Sodann wünsche ich die Geschichte jedes großen Zeitlaufs auf die allgemeinen Ursachen zurückzuführen, ohne welche sie in einem andern Zeitpunkt nicht genügt werden kann. Die Folgen, die sich daraus zur Anwendung ergeben, machen das dritte Stück aus.

I. Grundsätze zu Betrachtung der Frage aus der Seelenlehre.

Man pflegt die Verderbnisse des Geschmacks bald von gewissen Kräften des Genie's, bald der Vernunft, bald moralischer oder unmoralischer Triebe herzuleiten, und den gewählten Lieblingsgesichtspunkt sodann allen Begebenheiten der Geschichte vorzuschieben. Es ist also nöthig, hier erst in Rücksicht unsrer Frage die Provinzen dieser Kräfte im Gebiete der menschlichen Seele auszumachen: wie fern sie den Geschmack verderben müssen, verderben können, oder nie verderben werden?

I. Wie sich auch Geschmack und Genie feiner brechen mögen, so weiß jeder, daß Genie im Allgemeinen eine Menge in- oder extensivstrebender Seelenkräfte sey; Geschmack ist Ordnung in dieser Menge, Proportion und alle schöne Qualität jener strebenden Größen. Mithin sind beide sich nimmer an sich einander entgegen; durch die simple Natur können sie sich einander nie verderben. Eine Betrachtung, die des Anblicks werth ist: denn sie ist Grundlage aller künftigen historischen Phänomene.

α. Genie ist eine Sammlung von Naturkräften, es kommt also auch aus den Händen der Natur, und muß vorausgehen, ehe Geschmack werden kann. Der

Orient, das Vaterland aller menschlichen Bildung, war lange das Land des rohen, starken, erhabenen Genie's, ehe Griechenland kam und die Schönheit weckte. In Griechenland selbst gingen viele rohe Namen, ungeheure Versuche, alle Fälle und Würfe übertreibender und hinsinkender Kräfte voraus, ehe sich diese Kräfte in Ordnung brachten und sich der Geschmack erzeugte. Ein Kind unterliegt zuerst dem tausendgestaltigen, tiefen, unermesslichen Weltall, ehe sich ihm die Bilder vom Auge rücken, sich von einander sondern und Ideen werden. Erst durch viel Unschicklichkeiten roh angewandter Kräfte lernt der Ringer mit Gleichmaaß kämpfen und überwinden.

Wir sehen also: Bei einem Volke, das noch roh ist, muß man nicht vom Verfall des Geschmacks, sondern von langsamer Bildung zum Geschmacke, zur Wohlgestalt reden. Habe es immer hier und da glücklich oder scheinbar nachgeäffet: gebe es sich auch selbst die größten Lobsprüche, „wie sehr es Geschmack habe!“ niemand ruft mehr, als ein probendes Kind: „Kann ich nicht schon? Kann ich nicht schon?“ Und wenn es könnte, würde es nicht also rufen. Hier muß man also weder stören, noch niederschlagen, sondern weisen und aufmuntern. Alle zu früh aufgedrungene Regelmääße, ehe man selbst die Regel als unentbehrlich ansehen lernt, und gleichsam von selbst darauf kommt, sind schädlich und bleiben auf immer schädlich,

wie man an dem fixirten, seyn sollenden Geschmacke in Aegypten und Sina siehet. Der Schöpfer selbst ließ ja erst das Chaos ausgähren, und entwickelte die Welt nur durch innere Naturgesetze zur Harmonie, Ordnung und Schönheit. Eine Fliege, die aus ihrem Winterschlaf gewaltsam und widernatürlich erweckt wird, lebt auf Minuten auf, um auf immer zu sterben.

β. Kann also der Geschmack nur durch Genie, d. i. durch rasch und lebend geübte Naturkräfte entstehen; so muß er in ihnen auch nur bestehen wollen; sonst ist er ein Schall in der Luft, eine nichtige Echo. Reichthum an Bäumen, an Pflanzen und Thieren macht einen Garten; und ist erst der Garten da, so kann sich an ihm Ordnung, Geschmack und Gartenkunst erzeugen. Ohne Garten bauet man in die Luft. Gemeiniglich macht man Unterschiede zwischen Genie und Geschmack; „als ob jenes des „Geschmacks nicht bedürfe, als ob es sich selbst den „selben ersetze und mehr sey, als derselbe; nur der „geniöse Kopf müsse sich mit Geschmack trösten „u. dergl.“ Ohne alle Spekulation aber, ist der Geschmack für Genie's, in weitläufigstem Verstande, nicht da; so weiß ich nicht, für wen er da seyn soll? Das Nichts, der Dummkopf kann ihn weder brauchen, noch fassen: denn Geschmack ist nur Ordnung im Gebrauche der Geniekräfte, und ist also ohne Genie ein Unding. Im Gegentheile, je mehr Kräfte

ein Genie hat, je rascher die Kräfte wirken, desto mehr ist ein Mentor des guten Geschmacks nöthig, damit sich die Kräfte nicht selbst einander überwältigen, zerrütten, und, im Falle der Uebermacht, auch andre gute Kräfte zertrümmern.

Wo also auch in einem Zeitalter der Ueppigkeit und des allgemeinen Verderbens sich schon die Kräfte des Genies verzehrten: man sieht, wie elend es sodann mit dem nachjammernden Geschmacke stehe. Ist er noch mehr als Geschmack, kann er durch That helfen, und zurückziehen, wohlan, so thue ers freudig, und seine That wird wirken. Denn die wahre Bildung und Zurückbildung kann nur immer in der Gestalt von Exempeln geschehen; die Lehre muß Geist und Kraft angenommen haben, sie muß Übung und Tugend geworden seyn: so wird sie anerkannt, so wird sie gefühlt, versucht und befolget werden; ist sie das aber nicht, so kann der bloße Zuruf nicht helfen. Ist eine Schule so verfallen, daß weder im Lehrer noch in den Schülern Kraft, Lust, Vorbild, Nach-eiferung ist: so hilft die beste Schulordnung nichts. Und ist ein lebendiger Körper im Sterben, so kann ihm die beste Diät oder Promenade nicht helfen. Das zeigen alle einzelne Stimmen in den Jahrhunderten der Barbarei und des verfallenden Geschmacks. Waren sie bloß Stimmen, so wirkten sie nichts; geselleten

sie sich aber mit Kräften, belebten sie das Genie und weckten andre Genie's auf: so ward eine bessere Zeit. Die eine Schwalbe, die der Frühlingshauch geweckt hatte, prophezeihete mehrere, und sie blieben nicht aus. Geschmack in Einer Kunst weckte den Geschmack in allen Künsten: es war gleichsam ein harmonischer Aethy da, in welchen die ähnlichen Saiten aller verschiedenen Instrumente auf einen Druck bebten und klangen.

Nur also Genie's können und müssen Genie's bilden und zurückbilden zur Ordnung, zur Schönheit, zum Gleichmaasse ihrer erkennenden oder fühlenden Kräfte: denn auch hier wirkt Wahrheit und Schönheit nur durch Gleichgefühl und durch Nachahmung. Je gleichartiger die Saiten, desto mehr tönen sie einander nach: Bild aber und Schall in Regeln an die Wand gemahlt, kann nie eine verstimmte Saite stimmen, oder in ihr einen reinen Klang bilden. Es wirken, wie Plato im Gleichnisse von den Magneten und Korybanten sagt, die Kräfte am tiefsten durch unmittelbaren Einfluß, wie durch ein halbes Wunder, auf einander. Genie's, die also gebildet sind und weiter bilden, sind Ebenbilder der Gottheit an Ordnung, Schöne und unsichtbaren Schöpferkräften; sie sind Schätze ihres Zeitalters, und gleichsam Ster-

ne im Dunkeln, die durch ihr Wesen erleuchten und scheinen, so viel es die Finsterniß aufnimmt.

7. Und nun ist's sonnenhell, wiefern Genie's allein den Geschmack verschlimmern? nehmlich, weil er ohne sie nicht existiret, und sie ihn allein verschlimmern können, wenn sie die Kräfte ihres Genie's übel anwenden. Das ist nun auf zweierlei Art möglich, durch falsche Zwecke und durch falsche Mittel. Ist ein Maaß schon voll und man gießt mehr: so fließt's über. Will der Kopf voll Kraft, was schon am Ziele ist, noch weiter treiben: so ist er jenseits des Zieles, im Lande der Unnatur und des falschen Geschmacks an Zwecken. Wählt er sich gar ein Irrlicht zum Ziele, oder will mit Ikarus Flügeln zur Sonne hinauffliegen: so wird er Morast oder Meer mit seinem Namen zeichnen: denn er wählte falsche Zwecke und erlag also auf dem Wege. Oder ein Genie hatte ein edles, wahres, ein wohl zu erreichendes Ziel; nur es hatte dahin keinen Führer. Es nahm also im ersten Feuerrausche eine falsche Bahn, sah zu spät, daß es irrete; und war Genie, hatte einiges Gute auf der falschen Bahn erreicht, sah zurück und hatte nicht Größe genug, das alles aufzugeben und neu einzulenken zu einem bessern Wege. Vielmehr spiegelten sich falsche Zwischengegenstände ihm mit Reizen, vor denen es nicht widerstehen konnte; es traute sich zu, mit seinen Kräften auf dem schiefen

Wege noch immer dahin zu kommen, wo kein anderer auf solchem Wege gekommen war: es lief fort und ward mit seinen edeln Kräften ein Urbild des falschen Geschmacks, eine verführende, negative Größe. Das ist die traurige Theorie des verfallenden Geschmacks in allen Zeitaltern, aus dem Gesichtspunkte des Genie's betrachtet.

8. Und das ist zugleich, ohne alle Deklamation, die ächte Lobrede auf den Geschmack, wiefern er durch das Genie wirkt; er ist nemlich das Steuerruder der Kräfte desselben auf dem wüsten Meere des Zufalls. Daß jeder sich eine Bahn wählen und auf ihr mit Jubrust streben könne, ist Werk der Natur; daß er sich eine richtige Bahn wähle, und auf ihr zu edeln, erreichbaren, nützlichen Zwecken strebe, ist Werk des Versuchs und der Erfahrung. Wohl dem, dem, wie Herkules, die Göttinn erschien, ihm den Weg zu zeigen, ihm Muth einzusprechen und sich ihm zur Führerin zu entbieten, bis zum Ziele. Er wird sich zehn vergebliche Wege ersparen, von denen er einst mit Reue und vergeblicher Ermattung zurückkommt, oder die ihn nie zurückkommen lassen. Wenn die Quelle des guten Geschmacks austrocknet, wer will sie wieder füllen und beleben? Neulinge drängen sich auf den Weg der alten, ächten, simpeln Erfahrung, die die Stimme der Lehre dem

Neide oder dem Unvermögen zuschreiben, die sie meistern wollen, weil sie sie nicht übertreffen können. „Der dort im Bette wimmert,“ sagt man, „ist ein kranker Greis, und wir klettern auf spitzigen, steilen Felsen.“ — Das Genie ist ein solcher Funke von Göttlichkeit, daß es, selbst auf falschem Wege eines übeln Geschmacks, nur von Kräften des Genies und nicht von Regeln anderswohin gelockt werden will. Jedes Samenkorn der Schöpfung wird nur durch sich selbst erstattet.

II. Wie das Genie, setzt man oft auch die Vernunft dem Geschmacke entgegen, und weiß sich viel, wie diese immer zu dem Verfall jenes beigetragen habe. Eine eben so falsche und verworrene Meinung.

Ist der Geschmack nichts anders, als Ordnung, als Fertigkeit der Kräfte zur Schönheit; so schnell er auch wirke und empfunden werde, so kann er immer nur durch Vernunft, durch Beurtheilung und Ueberlegung wirken, durch die allein Ordnung wird. Selbst die Bienenzelle (wenn das Genie mit dem Instinkte der Thiere, die vielleicht im Grunde Eins sind, verglichen werden darf) selbst sie braucht den trefflichsten Bienenverstand zur Vollendung, und je edler ein Genie ist, in je würdigerer Sphäre es strebt, und je würdiger es sein Streben vollendet; desto mehr muß es treffende umfassende Vernunft zeigen, im schnellsten

Flammenströme der Thätigkeit und der Empfindung. Der Schöpfer, der alles übersah und gut fand, genoß, geistig zu reden, den Augenblick der höchsten Vernunft, und sinnlich zu reden, den Augenblick des entzückendsten Geschmacks.

Als sich das griechische Trauerspiel von Thespis Karre zu Aeschylus und des großen Sophokles Geschmack empor hob, was war's, das es so fortrückte? Genie mit Vernunft, Ueberlegung mit fühlenden Kräften begleitet, kurz, Geschmack war's, was ihm Geschmack anschuß. Dies Rothe, Feierliche, Leere, Kalte ließ man hinweg; jenes Wirksame, Handlungsvolle bog man aus einander: Einheit und Mannichfaltigkeit paarten sich: da ward Geschmack, Schönheit! Als Euripides sich nachher, wenn auch mit den schönsten sokratischen Reden von diesem festen Ziele der Ueberlegung des Sinnen, der Handlung, wegwandte: so zeigt Aristoteles, daß die Bühne mit allen diesen sokratischen Reden nichts gewonnen habe. Was wars also, das die Kunst der Griechen schuf? Genie- und thatvolle Ueberlegung. Der alte ägyptische Styl war da, hart, trocken, leer von Stellung und Handlung: man dachte, man fühlte, man schuf dem Marmor seine schöne Ründe, Wohlklang, Handlung an; und der Geschmack der griechischen Kunst ward. So entstand Homer aus vielen Märchen, aus Schlascken und Troja-Dichtern vor ihm: so entstand die

Nedekunst mitten im Kampfe und Vernunftgebrauche bürgerlicher Geschäfte: so die übrigen Dichtarten aus Homer. Die Weisheit der himmlischen Rathschläge, die Ueberlegung, leitete die Griechen bei jedem Schritte; daher kamen sie auch auf ihrem einfältigen Wege so hoch. Je mehr man sich gegentheils davon entfernte, desto mehr sank die Kunst, die Wissenschaft und Alles. Verstand ist die Seele: Genie gleichsam der Körper, und die Erscheinung beider in einander heißt guter Geschmack. Wie sollen sich die nun einander widerstreiten?

Soll also die Vernunft den falschen Geschmack befördert haben, so will man vielmehr Unvernunft, Klügelei, Sophisterei sagen. Entweder daß man sich vor lauter lieber Vernunft der sinnlichen Gegenstände entwhnte, und das thut unsre wahre Vernunft nie: denn über Sternen zu schweben, ist uns nicht gegeben. Oder man will sagen, daß man auch über sinnliche Gegenstände die Vernunft falsch verwendet, daß man gegrübelt habe, wo man empfinden, Merkmale getrennt, wo man sie verbinden, Regeln gegeben, wo man hätte handeln sollen. Und dann war das wiederum keine ächte Vernunft, deren erstes Geschäft es ist, zu wissen, wohin sie gehöre, und weg- oder fern zu bleiben, wozu sie nicht tauget. Unter keinem Vorwande konnte durch sie falscher Geschmack entstehen.

Das ist so wahr, daß selbst Produktionen des falschen Geschmacks in der Folge nicht umhin konnten, auf's Neue die Vernunft zu bilden, und sich an ihr selbst zu zerstören. Mochte immer im Anfange des Taumels die Vernunft bezaubert und verführt scheinen; sobald der in den Täuschungsgärten ermattete Geschmack sich im Spiegel der Wahrheit sah, ermannte er sich, und die unglücklichen Fälle selbst waren ihm ißt Regelir der Weisheit. So heilig und rein ist dieser edle Strahl, daß er, wie die Sonne, zwar umwölkt und zurückgeschlagen, nicht aber in seiner Natur verändert und in Finsterniß verwandelt werden kann. Wohin er wirkt, brennt er und wirft sein Bild ab.

Eben durch den Geschmack haben also die Griechen an Vernunft und durch ihre leichte Vernunft an Geschmack gewonnen. Was für eine Welt von Veranlassungen bietet der Geschmack einer prüfenden Vernunft zur Uebung dar! Und alles schwebet ihr hier sinnlich vor, Mittel und Zwecke. Das Urtheil aus solchen Erscheinungen trifft schnell, wie der Blitz, und wirkt eben so schnell weiter. In Werken der Art wird mit Feuer gearbeitet, mit Liebhaberei geurtheilt und empfunden: selbst dies Urtheil und diese Empfindung war bei den Griechen Wettlauf. Wo noch Alles Genie, d. i. rohe Kraft und ein Sturm der Handlung ist, da hat die Philosophie noch keine

Stätte; wo ein Volk erwacht und sich aus dem mächtigen Traume sinnlicher Kräfte sammlet, da wird Geschmack; und er, in seinem schnellen richtigen Urtheile, wird ein Vorläufer der Ueberlegung selbst über die unsinnlichsten Begriffe.

Nur muß man auch hier der Vernunft keine falschen Vorrechte geben, womit man alles verdürbe. Sie, ohne sinnliche Werkzeuge und Triebe, ist eine müßige Zuschauerinn; und sind ihr diese entgegen, so entstehen Zwistfälle, bei denen der Geschmack nie zur Reife kommt. Ihre Einwirkung wird sodann verdunkelt, getäuscht und überwogen; sie ruft vergeblich. Man muß also das Verderben des Geschmacks anderswo suchen, als bei ihr.

III. Man sucht in den sittlichen Kräften, und will, daß bald Frömmigkeit den Wohlgeschmack, bald Verfall am Geschmack die Gottlosigkeit nach sich ziehen müsse. Mit welchem Rechte?

1) Geschmack und Tugend ist nicht einerlei. Jener ist nur Ordnung und Gleichmaaß gewisser sinnlicher Kräfte zu oder in einem Kunstwerke; diese soll Ordnung und Gleichmaaß seyn in allen unsern Kräften zum großen Werke unsers Lebens — ein großer Unterschied! Das Kunstwerk kann so eingeschränkt, die Kräfte der Seele darauf so eingeschränkt seyn, als der Instinkt der Biene auf die Zelle;

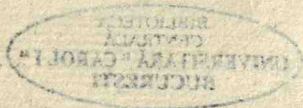
Zelle; die meisten höhern und thätigen Kräfte bleiben also ungeregelt und todt. Das Kunstwerk kann den Menschen so an sich ziehen, daß eben diese Leidenschaft die andern Kräfte und Neigungen aus der Fassung bringt; und so wird die Wuth des Geschmacks, wie jede andre Wuth, für die Moralität ein Fallstrick. Gewisse Werke können endlich wirklich eine Leidenschaft fordern, die denn künstlich, aber nicht moralisch-gut ist. Sie wollen Sturm, nicht aber Sonnenklarheit. Brutus war kein Cicero, und Sokrates kein Perikles, kein Demosthenes. Die Staaten, in denen der beste Geschmack blühte, waren nicht eben die tugendhaftesten, und Athen mit alle seinem Geschmacke, war selbst an Bürgertugend kein Lacedämon.

Freilich kann der Dichter, der Mahler, der Bildhauer, der Tonkünstler von seinem Kunstgeschmacke Anlaß, Erinnerung, Gestalt und Modell nehmen, seine ganze Seele, sein ganzes Leben zu einem gleichen Geschmacke zu bilden; und das wäre freilich Tugend. Er kann: ob ers aber auch wolle? ob ers auch bis zur That, bis zur Fertigkeit und täglichen Gewohnheit wolle? — welche eine große Frage! Aus einem Infinitesimaltheilchen soll ein Berg des Unendlichen entspringen, durch Nichts! auf einmal!

2) Aber das ist unlängbar, daß, wo die

Sitten bis auf den höchsten Grad verdorben sind, auch der Geschmack verdorben seyn müsse, und das sehr natürlich. Geschmack ist nur ein Phänomenon der Vernunft, die im Genie durch sinnliche und begehrende Kräfte wirkt. Magt nun an diesen allen der Wurm von innen, so ist auch ihre äußere Erscheinung schändlich und häßlich, und das heißt schlechter Geschmack im weitesten Verstande. Wo Ueppigkeit, Schande, Schwäche, Knechtschaft, Lüsterheit herrschen: da hat keine Kraft der Seele mehr edle Zwecke oder edle Mittel. Man setzt abscheuliche Gottheiten auf den Altar, denen man auch abscheulich opfert. Die Ordnung der Kräfte wird zerrüttet, die Kräfte selbst nehmen ab, weil man sie entweder gar nicht oder verstimmt und unwürdig braucht. Geschmack sollte das Bild und Kleid der Tugend seyn; wo sie gar nicht ist, da ist auch ihr Bild und Kleid nicht mehr kenntlich.

Eosern ist's also gewiß, daß Geschmack die guten Sitten mit erhält, aber nicht als gute Sitten, sondern als einen schönen Anstand, als Wohlordnung. Und gute Sitten in gewissem Grade befördern den Geschmack, sofern sie ihm Materie, Beispiel, Triebfedern zu wirken reichen. Fällt die schöne Hülle sogar weg: so ist Alles verloren. Der Geschmack war das Organ einer gemeinschaftlichen Convenienz über Begriffe der Wohl-



ordnung, und also doch wenigstens eine scheinbare Larve.

* * *

Mit allen diesen Begriffen kommt man also nicht weit: und es muß nicht durch Spekulation nach solcher oder einer andern Hypothese, sondern aus der Geschichte untersucht werden, wie sich Geschmack, ein Phänomenon von Kräften des Gesinns, des Verstandes und sittlicher Triebe, je auf die Irnbahn lenken konnte? In jedem Zeitalter muß dies so eigen untersucht werden, als ob es gar keinen andern Geschmack, als diesen, gegeben habe. Und wie kann man sichrer und tiefer gehen, als wenn man in jedem Zeitpunkte simpel fragt: Woher entstand der gute Geschmack hier? Warum dauerte er so lange? Alsdann wird man gleich sehen, daß er mit den Veranlassungen seiner guten Natur zugleich mit verfiel, indem nun andre Zeitumstände kamen, das schöne Phänomenon zu zerstören. Auf diesem Wege wirds auch offenbar, warum er in aller Geschichte so selten gewesen? Warum er nie an einem Orte in der Gestalt wiedergekommen sey, in der er vorher gewesen u. s. f.? Endlich giebt dieser Weg der Betrachtung auch die reichste und tiefste Anwendung: wir versuchen ihn also.

II. Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet.

I. Wenn wir nach den Ursachen forschen, aus denen sich der Geschmack unter den Griechen erzeugt, und zu solcher Höhe erhoben hat: so sind wir auf dem Wege, die Geschichte des verfallenden Geschmacks zu ersehen. Jene Veranlassungen wirkten, wie Alles unter dem Monde, nicht ewig: es traten andere schädliche an ihre Stelle, und der Geschmack sank. Er sank selbst bei dem Volke, bei dem er am meisten Natur war.

1) Homer entstand im schönen griechischen Jonien in einem Zeitalter, da er die ersten Schritte zu einer feineren Bildung sah, und von den starken Sitten der früheren Welt in lebendigen Sagen hörte. Die Heldenfabeln lebten damals im Munde der Griechen, und nahmen in einer Zeit, wo Schrift und Prose noch nicht erfunden war, von selbst eine dichterische Gestalt an. Der Heldenzug der Griechen vor Troja war ihnen ein Nationalgegenstand, wie es ihnen einst der Zug der Argonauten gewesen war; nur war dieser Gegenstand ihnen heller, näher und stärker. In ihm lagen die Keime abgesonderter Helden- und Freiheitsstaaten in jenen großen Bildern ihrer Könige vor Troja: zehn Dichter

hatten ihn gesungen. Homer sang ihn auch auf eine eben so natürliche, und dazu seinem Zeitalter die angenehmste und mildeste Weise. Die griechische Sprache trieb damals in asiatischer Himmelsluft Blüthen: die Mythologie formte sich zu einer schönen, menschlichen Gestalt: die Leidenschaften der Menschen wirkten freier, ihre Seele war offen; Homer sang, wie er sie sah und hörte, und seine Gesänge blieben im Ohr und Munde der Nachwelt. Lykurg sammlete sie endlich, da eben das Zeitalter der griechischen Bürgerkultur anbrach, und so wurden sie mit der Zeit ein Codex der Sitten, der Gesetze, ja, der ganzen Geschmackslehre in den Städten; Homer ward Vater des griechischen Geschmacks auf die natürlichste Weise. Eine Reihe schicklicher Veranlassungen bildete ihn, und Griechenland ward für ihn gebildet.

2) Eben so natürlich entstand das griechische Drama in aller Blüthe seines Geschmacks. Aus Heldenfabeln und Spielen, aus Musik, Zeitvertreib und Gottesdienst, (Alles auf griechische Art gefühlt, gemischt und behandelt) stieg jene Bühne hervor, auf der Aeschylus, Sophokles und Euripides ihre Wunder wirkten. Alle Bestandtheile, die Aristoteles aufzählet: Handlung, Sitten, Meinungen, Musik, Sprache, Verzierung, lagen im Reime der Entstehung des griechischen Drama, und waren kein Schulgeheimniß. Das Wesen

des Gedichts, die Vorstellung einer Handlung, war zugleich Probestein des Ganzen, und was dahin nicht wirkte, war Fehler. Jeder edle Mann von griechischer Bildung war, wie man aus den Wettstreiten siehet, darüber Richter, und auch dem Inhalte und der Wirkung nach, war die griechische Bühne eine lebendige Angelegenheit eines solchen Publikums, wie Athen war. Die ganze Dramaturgie des Aristoteles ist gleichsam dem Munde des Volks entnommen, so wie in den nordischen Gerichten erwählte Schiedsrichter der Gemeine, jedesmal nach der Natur der Sache, über sie erkannten. Kurz, das griechische Drama war eine Naturblume der Zeit, aus Veranlassungen des damals lebenden Geschmacks hervorgewachsen, wie Jahrhunderte vorher die Mährchen und Rhapsodien der Aoiden. Sophokles entstand wie Homer, und Pindar wie alle beide.

3) Die griechische Redekunst nicht anders. Sie war in den Republiken eine öffentliche Anstalt und Triebfeder: Gemeingeist, öffentliche Rathschlagung über Geschäfte des Staats, kurz die Verfassung der griechischen Republiken war ihr Element: da gab es denn eben sowohl zu öffentlichen Vorträgen, als zu Geschäften gebohrne Männer; die damalige Philosophie, Erziehung und Übung ging ebenfalls dahin, aufs Leben der Republik, nemlich, auf Sinnesart und Thätig-

keit des Bürgers. Die griechische Sprache war in ihrer schönsten lebendigen Form; alle äußere Anstalten trieben zu eben dem Zweck; sie weckten, sie bildeten und belebten. Da gabs also Perikles, Alcibiades und einen Demosthenes, noch ehe die Flamme verlöschte. Naturgeist einer griechischen Republik oder Lehre wehete in den Reden griechischer Redner.

4) Die Kunst endlich, die das weiteste Feld von Veranlassungen hatte, ging eben die Bahn. Die Bildung der Griechen, ihr Gefühl für Wohlgestalt, für leichte Handlung, Lust und Freude, ihre Mythologie und Gottesdienst, die Liebe zur Freiheit, die ihre tapfern Männer und edeln Jünglinge belohnte, und mehrere Ursachen, die Winkelmann vortreflich entwickelt hat, schufen ihre Kunst zur Blume der Schönheit: sie war eine lebendige, veredelte griechische Natur, wie alle vorigen Produkte.

Was folgt aus dem Allen? Ein sehr einfacher Satz, den man sich immer gar zu gern als künstlich und vielfach denkt: nemlich, der gute Geschmack war bei den Griechen in ihren schönsten Zeiten eine so natürliche Hervorbringung, als sie selbst, als ihre Stammes- und Lebensart, als ihre Situation und Verfassung waren. Er existirte, wie alles, zu

seiner Zeit und an seinem Orte, zwanglos, aus den simpelsten Veranlassungen durch Zeitmittel, zu Zeitzwecken: und da diese schöne Zeitverbindung aus einander ging, schwand auch das Resultat derselben, der griechische Geschmack.

a) Hätte jemand der Griechen Homer seyn wollen, unter Umständen, da kein Homer seyn konnte, gewiß ist's, daß er nur ein falscher Homer geworden wäre. Apollonius unter den Ptolomäern ist davon Zeuge. Er trat ins Schiff der Argonauten; wie kam er dahin? weshalb bestieg er's? konnte und wollte ihn jemand nachsteigen? Sein Zeitalter lieferte ihm dazu weder Sitten noch Sprache, weder Inhalt, noch Ohr, noch Zweck, noch Empfindung: er ward also ein todter Nachahmer: er sang außer seinem Elemente. Hätten die Griechen früher so angestrebt und gesungen, was ihnen zu singen nicht gebührte, so hätte auch der gute Geschmack so lange nicht geblühet. Ihr guter Genius bewahrte sie aber vor dieser Bahn des unnützen, kraftlosen Neides. Sie saugen, worüber sie Herren waren: die Dichtkunst rückte mit dem Zeitalter weiter: sie folgten Homer, indem sie sich von ihm entfernten.

b) Sobald die Zeit entwich, da die Triebfedern des guten dramatischen Geschmacks zusammengewirkt hatten, sank dieser mit ihnen. Die Gegenstände der Bühne aus dem Kreise der

griechischen Fabel, den sie den Enklus nannten, waren erschöpft: man wählte schlechtere oder behandelte die vorigen neu, das ist schlechter. Der erste glückliche Blick war von den Meistern des Drama geschehen: die Muster standen da, und verschatteten den Nachfolgern die Sonne. Man ahmte nach, statt frei zu behandeln, und eine zwischen Freiheit und Knechtschaft getheilte Seele wirkt nie ganz und edel. Da der Geschmack nur im ganzen freiwirkenden Genie lebet, so wich man natürlich um so mehr von ihm ab, je mehr man ihm in Regeln und Vorurtheilen auf eine todte Weise nachstrebte. Auch die Umstände des Volks hatten sich geändert. Was voraus Angelegenheit des Publikums gewesen war, ward Spiel einer unmäßigen Liebhaberei. Man ließ Tage hinab mit Schauspielen wetteifern, da dann durch die Menge der Speisen der Gaum gewiß den Geschmack verlor und schon der unersättliche Hunger von Krankheit zeugte. Wie sich der Thaten- und Freiheitsgeist des Volks verlor, hatte die Bühne ihr Element verloren: der gute Geschmack lebte also in alten Resten, und zwar zu neuen Hervorbringungen todt, wie man bereits die Reime zu diesem Verfall in Aristoteles Poetik selbst siehet.

c) Mit der Redekunst gieng eben also. Als die Freiheit der Griechen sank, war auch ihr Feuer dahin: in Demosthenes war es, wie in der letzten Noth, eine aufloodernde Flamme gewesen. Die

Redekunst kroch in Schulen, oder in enge Gerichtsschranken, sie krümmte sich im Staube und verstummte. Das hat Longin schon simpel und stark gezeigt.

d) Die Kunst, die ein größeres Feld von Veranlassungen, zudem einen sehr sinnlichen, anschaulichen und beinahe mechanischen Zirkel hatte, konnte sich länger, und auch im Vorhofe der Monarchie, noch erhalten, so lange sie entweder keine Sklavinn war, oder unter einem guten Joche diente. Der gute Geschmack in ihr war gleichsam fixirt, und da bei ihr Alles auf Uebung und Nachahmung beruhet, so konnte ihr diese nicht schaden, sondern erhielt sie. Viel Anwendung der Kunst, z. B. zur Verehrung der Gottheiten und idealischen Bildsäulen blieben, und die Achtung der Künstler gewann an liebhaberischen Höfen, so wie auch Sieg und Reichthum ihr mehr Materialien schaffte. Die Kunst also, zusamt der Komödie, dauerten über das Zeitalter der griechischen Freiheit und Staatswirksamkeit hinaus, nur aber, wie man offenbar siehet, aus Samenkörnern voriger Zeiten. Wären diese nicht längst voraus gepflanzt und gepflegt worden, so hätten sie jetzt diese Gestalt nicht gewonnen. Auch die Kunst hatte ihre schönste Zeit gehabt, da sie am meisten Nationalblüthe und lebendige griechische Natur war, in den

Zeiten des Wohlgeschmacks, des Ruhms, der politischen Wirksamkeit und Freiheit, zwischen dem persischen und peloponnesischen Kriege. Später brannte sie nur ruckweise und aus vorigen Funken. So gieng mit dem griechischen Geschmacke bis auf seine kleinsten Produktionen.

Das Zeitalter Alexanders also, so blühend es für die Gegenwart schien, so tief untergrub den griechischen Geschmack in seinen ersten Quellen. Sobald der republikanische Gemeingeist der Griechen, ihre leichte Art, mit Lust und Freude zu wirken, hin war: was sollte nun blühen? Dichtkunst, wo keine Sitten und Leidenschaften für die offne Muse mehr waren? Oder Redekunst des thatvollen, muthigen Herzens, wo keine Selbstwirksamkeit, keine politische Freiheit mehr war? Selbst die Geschichte gerieth in Fesseln, und Alexander hat für seine Thaten keinen Xenophon oder Thucydides gefunden, weil zu beiden es gehörte, daß kein Alexander da seyn mußte. Die Kunst blühet hie und da, und dann und wann an Höfen: diese waren aber Treibhäuser und nicht mehr Gärten der Natur. Die Komödie verfeinte sich mit Menander, eben weil sie sich jetzt an feinem Spiele begnügen konnte. An Ptolomäus Hofe gab es ein Siebengestirn von Dichtern, die aber auch der Größe nach ein Siebengestirn waren. Der einzige Theokrit, der sich ins Schäferleben, von welchem immer Reste

alter Unschuld und Wahrheit überbleiben, zurück verirrete, fand einigermaßen eine wahre Sphäre: den andern fehlte es offenbar an Inhalt, Muse, und an freiem, lebendigem Raume zu wirken. Die Dichtkunst wartete im Borgemach auf, sie schnitzte Becher und Blumen, wenn sie nur gefallen konnte, oder suchte durch Kunst, durch Zwang, durch Schmeichelei und Gelehrsamkeit ihren Mangel zu ersetzen, das ist, Alles zu verderben. Selbst die griechische Sprache verfiel, da sie in andre Länder wanderte; und die Länder, wohin sie wandern mußte, waren leider Asien und Aegypten, in denen so viel Schwärmerei, so manches süße Gift keimte. Bis ins Herz von Persien und Indien waren Griechen verstreuet. Geistige, überspannte Ideen der Perserphilosophie und des neuen Hellenismus gährten also vom Caucasus bis nach Lybien zusammen: der griechische Geschmack verlor sein Anschauliches, seine schöne Sinnlichkeit und Reinheit; ja, er wäre ein Ungeheuer geworden, wenn er nicht bald durch etwas anders verdrängt wäre. Der naturvolle Charakter der Griechen war aber nicht bestimmt, bis zum Ungeheuer erniedrigt zu werden, er erhielt sich, auch in seinem Verfall, noch Spuren voriger Schönheit. Noch bis auf den heutigen Tag haben die Griechen eine Anlange zum guten Geschmack von Natur: Leichtigkeit und eine feine Organisation, insonderheit Lust und Freude bewah-

ren sie vor der Unnatur, der Pest des guten Geschmacks. Man sieht aus allen Nachrichten, daß nur der Genius einer schönen Zeit, die vielleicht nur Einmal in der Welt gewesen, von ihnen gewichen ist, und mit dem glücklichen Zusammentreffen von Umständen schwerlich je wiederkommen dürfte. Kurz, der griechische Geschmack war die schöne Nationalblume ihrer freien Wirksamkeit, ihres Schönheitstrunkenen Genies, ihres hellen, treffenden Verstandes; als der schönen Blume Boden, Saft, Nahrung, Aether fehlte, und verpestende Winde wehten, starb sie.

II. Die Römer drängten sich hart auf die Griechen; der Geschmack ist ihnen aber nie geworden, was er den Griechen war, weder Nationalsache, noch Element der Bildung. Man weiß, wie lange sie sich ohne Geschmack behielten, ja ohne ihn groß und mächtig wurden, sogar, daß sich die alten, wahren Römer der Einführung des Geschmacks, als einer fremden, schädlichen Pflanze, widersetzen; die Griechen hatten sich wie unter dem Gesange Amphions und Homers gebildet. Den Römern sind also auch die Produktionen des Geschmacks, die bei den Griechen Grundlage zu Allem waren, Kunst und Dichtkunst, nie wirksame Triebfedern geworden; die Dichtkunst entstand nur spät, d. i. sie

ward aus griechischem Saamen in den Garten eines Kaisers verpflanzt, wo sie als eine schöne müßige Blume da stand und blühte. Die Bühne (nach Aristoteles der Mittelpunkt wirksamer Dichtkunst) hat bei den Römern nie ächte Wirkung gehabt: die Kunst eben so wenig; ihre besten Dichter waren Versificatöre, d. i. Philosophen, Redner oder gar Schmeichler in Versen. Gleich hinter der schönsten Dichterperiode konnte, sobald sich zwei Augen schlossen, auf Einmal der falsche Geschmack einbrechen; welches, wenn Dichtkunst, Kunst und guter Geschmack ein Nationalmedium der römischen Denkart gewesen wäre, nie hätte seyn können. Daß aber der Geist eines Horaz und Virgils mit nichten Geschmack des Publikums gewesen, dies zeigt des Horaz Brief von der Dichtkunst mit seiner ganzen Seele. Trotz aller Schmeicheleien der Dichter konnte August sein goldnes Rom nicht Einen Augenblick zum Athen, in Absicht auf Geschmack und schöne Föhlung, schaffen. — —

Redekunst und Geschichte waren die Nationalprodukte des römischen Geistes, an denen sich ihr Geschmack bilden konnte, und an denen er sich auch tüchtig und stark den Griechen nachgebildet hat. Die ältesten Namen derer, die ihre Sprache übten, waren Geschichtschreiber: selbst Ennius schlug dahin, und die alten Tragi-

Ker gaben mehr Geschichte zur Anschauung, als Gedicht. Sato kam bald und gab einen starken Druck auf Bürgerredenkunst und Geschichte, bis Livius, Cicero, Sallust, Cäsar, den Geschmack, der etwa Römergeist heißen könnte, gleichsam feststellten. Die Dichtkunst blühte bei erster Muse des Staats jenen Früchten nach, und hat allerdings viel zur Bildung der Sprache und Philosophie der Römer beigetragen; nur aber als ein fremdes Gewächs, das eben nicht tief aus römischem Boden sproßte, noch auch dahin einwirkte. Der Geschmack der Römer war Geschichte oder ernste gesetzgebende Beredsamkeit, kurz That: so wie er bei den Griechen jene leichte Wirksamkeit gewesen war, die allem eine schöne Sinnlichkeit und einen süßen Wohlklang anshuf.

So lange also in Rom Veranlassungen waren, den ächten Thaten-, Reden- und Geschichtgeist zu wecken: so wuchs auch der feste römische Geschmack. Die ersten Redner waren einfache, verehrte Obrigkeiten, Oberpriester, Feldherren, Censoren: ihre Beredsamkeit war aus dem Herzen, ihr Wort war That und Muth. Die ersten Geschichtschreiber Roms waren Chronikschreiber voll Stadt- und Bürger- und Familiengefühls, voll That und Wahrheit. Väterliche Majestät und das Gedächtniß der Vorfahren belebten Alles. Aus dem Geiste ist Rom erwachsen;

in dem Geiste konnten die Gracchen wüthen, Cato donnern, Antonius fortreißen, bis Cicero sich endlich mit allem Wohlklange der Griechen schmückte. Thatvolle Rede war das Steuer, das ihr ruderndes Schiff lenkte, und Geschichte das weisheitsvolle Reisebuch, darnach es gelenkt ward. Die Scipionen, Catonen, Sulla, Crassus, Lucullus, Brutus, Antonius, Pompejus, Cäsar waren Redner, Geschichtschreiber oder Freunde derselben: es war Geist des alten Roms.

Da dieser Geist wich und das republikanische Rom unter das Joch der Monarchie kam; so hoch auch die Blumen und Kränze dieses Jochs gepriesen wurden, so wenig konnte doch ein zierlicher August und ein spielender Mäcenäs mit allen ihren Geschenken das ersetzen, woraus Römergeist geworden war; das siehet man sogleich nach Augusts Tode. Ein argwöhnischer, neidiger Fuchs, ein Ungeheuer über das andre waren nun schöne Auguste: und die Geschichte hats mit Blut und Thränen geschrieben, wozu jener ächte Geschmack, der Sohn des alten Römergeistes, nun ward. Er ward als Rebell und Verräther angesehen: ein Tyrann strafte den mit dem Leben, der ihm im äolischen Dialekte antwortete; der andre will den Homer verbannen; der dritte neuen Wörtern und Buchstaben das Bürgerrecht geben;

ben; der vierte dringt gereimte Verse und eine erbärmliche, aber mit eigener Hand gefertigte Geschichte, als Muster auf: das war jetzt statt Römergeschmack's. Alles versinkt in Sklavensfurcht vor Lieblingen und Tyrannen: die wahre Geschichte schweigt und muß schweigen; wo irgend ein besseres Genie aufblickt, wenn es sich nicht wie Persius in ein unverständliches Dunkel hüllen will, muß es seinen bessern Geschmack und die Wahrheit mit dem Leben büßen. O ihr Mörder der menschlichen Freiheit, Unterdrücker der Geseze des Staats und der Rechte eurer Mitbürger, an welchen Gräueln der Nachwelt seyd ihr schuldig! Wenn denn nun auch Ein August mit Ruhe, Geschmack und Milde zu regieren denkt, aber Tiberen, Calligula's, Claudius und Neronen in seinem Geschlechte Platz macht, welche Folge von Unthaten und unwiederbringlichen Räubereien ruhet auf ihm!

Wo war nun die alte Römererziehung? jene ehrwürdigen Bilder der Vorfahren? die Freiheit, selbst den Censor und Diktator zu strafen? Das Leben in Geschäften, die Bildung für die Republik, Ehre und Werth im Wohl des Vaterlandes, die Macht darüber reden, rathschlagen, überreden, handeln zu dürfen — wo war das alles ist? In Ueppigkeit und Schande, in Furcht und Elend war alles versunken, die Beredsamkeit staubigen Pedanten, die Erziehung den Skla-

ven, die Geschichte den Schmeichlern, das Wohl Aller dem Wink des Tyrannen und der Raserei seines Lieblings überlassen. — Das vortrefliche Gespräch über den Verfall der römischen Beredsamkeit spricht hier, statt meiner, als Richter und Zeuge.

Man denke nicht, daß dies Zeitalter kein Gefühl seiner Krankheit gehabt habe, wie man ihm oft vorzubuchstabiren pflegt. Eben das genannte Gespräch über den Verfall der Beredsamkeit, desgleichen Quintilian u. a. entdecken die Quellen dieses Verfalls mit bitterer Empfindung. Wer hat mehr und stärkere Stellen vom einreißenden übeln Geschmack, als Petronius? Plinius sagt treuherzig, daß die natürlichsten Stellen seiner Rede, die ihm die wenigste Mühe gekostet hätten, auch die wirksamsten gewesen seyen. Selbst in Seneca sind Klagen über den Verfall des Geschmacks häufig, und Persius, Martial, Juvenal machen ja eben das zum Gegenstande ihrer empfindlichen Geißel, was ihnen doch oft selbst anhängt. Wie anders ist's aber, ein Uebel bemerken, und es auszurotten; die Pest fühlen und ein ganzes Land von der Pest heilen.

Noch weniger glaube man, es habe den Leuten von Geschmack (wie man das Wort in einem schwahenden Zeitalter nimmt) damals an Speise und Trank, an Dach und Fach gefehlet. Liber hielt sich ja seine Akademie von Grammatikern, denen ers einst an ei-

nem Morgen antrug, eine Barbarei seines Mundes in ihre Schriften aufzunehmen, und also viel gnädiges Zutrauen zu seiner Akademie hegte. Claudius schrieb Bücher, eine Schutzschrift für den Cicero sogar, und hieß also gewiß ein Herr von Geschmack. Er sprach in Versen, erfand Buchstaben, erweiterte das Museum zu Alexandrien; er hieß also gewiß ein großer Beförderer der Wissenschaften. Nero raubte aus Griechenland alles Schöne, das er wegbringen konnte; er war also ein großer Liebhaber des Schönen und bereicherte Rom mit den schönsten Denkmälern der Kunst. Der sparsame Vespasian gab den griechischen und lateinischen Rhetoren Pensionen. Domitian ehrte den Quintilian, daß er sogar die Gnade hatte, ihm die Erziehung seiner Prinzen anzuvertrauen. Trajan schrieb an den Plinius wie Freund an Freund, und ließ jungen Leuten von Hoffnung nach ihrem Tode Statuen setzen. Der bereisete Hadrian war Kenner, Dichter, Gelehrter, Künstler: an seinem Hofe gabs Atellanische Spiele, Komödien, Rhetoren, Poeten, Geometer, Philosophen, denen er nach ihrem Tode selbst Grabschriften schrieb u. s. f. — Ferne, daß wir ein einziges Goldstäubchen verunglimpfen wollten, das je vom Thron in die Harfe eines Dichters, auf die Schrift eines Weisen gestreuet worden; das Körnchen Goldstaub macht aber nicht Alles: vielmehr kann die Harfe stumpf machen und der Schrift Farbe, Leben und Kraft nehmen. Nichts in der Welt kann

ohne Anlässe und Triebe, ohne Wahrheit und rufendes Bedürfniß werden, was es werden soll; am wenigsten die edelste Gottesgabe, Geschmack und Genie. Nehmet diesen Baum aus seinem Klima und Erdboden, aus seiner freien, hohen, wilden Luft, und pflanzt ihn in die enge Luft des Treibhauses; so fängt er doch unvermerkt zu kränkeln an, und ehe man es glaubt, ist er dahin. Füttert dies kostbare, fremde Vieh außer seinem Elemente, ganz umsonst, in öffentlichen Gebäuden; es stirbt, trotz Speise und Trank, oder wird fett und abgeartet. Es pflanzt sich gar nicht oder äußerst mühselig fort, und ist langen, lebendigen Todes vermodert. So wars mit dem römischen Geschmacke, da auch er gefüttert werden mußte.

Traurig ist die Bemerkung, aber wahr, daß, sobald der Geschmack sein lebendiges Element verloren hat, ihn auch einzelne Regeln und gute Bemühungen nicht herstellen können. Quintilian predigte umsonst; Plinius und Tacitus in der kleinen besseren Zwischenzeit, auf die sie trafen, blieben immer noch sehr fern von der alten Kraft und Einfalt. Die Ursachen davon ergeben sich aus ihren Werken. In einer eigen angelegten Lobrede, wenn es auch auf einen Trajan wäre, kann sich so wenig Römerberedsamkeit zeigen; als in Briefen, die man fürs Pu-

blikum schreibt und sammlet, der ächte Briefgeist, gleichsam der Spiritus familiaris unsers Lebens athmen kann. Des Tacitus tiefsinnige, überladene Kürze ist offenbar nur zur Bedeckung seiner und seines Zeitalters Mängel. Wäre die Geschichte noch eine so offene, gemeine, republikanische Sache gewesen, als sie zu Sallust und Livius Zeiten war: so würde er gewiß nicht so raffinirt haben. In einer Republik, in der jeder am Ganzen Theil nahm und keiner solche Winkelzüge kannte, wäre er mit seinem Roman tiefer Bosheit- und Staatsgeheimnisse verachtet oder verlacht worden; er hätte ihn aber auch nicht geschrieben. Jetzt aber, da er alles aus fernem Zeiten der Tyrannei, der List, des Ohrenblasens herholte, nahm auch seine Geschichte unvermuthet die Gestalt der Zeiten an, die sie beschreibt. Sie flieht die offne Einfalt und liebt das Zulispeln des Harpokrates, mit dem Finger auf dem Munde, d. i. einen vieldeutigen, verborgnen und zusammengesetzten Charakter. Tacitus schreibt über schwarze, argwöhnische Zeiten auch argwöhnisch, schwarz und mit philosophischer Galle. Der liebe Quintilian schrieb seine Institutionen für seinen eignen Sohn aus Herzensgrunde; er konnte aber nicht ohne Wind segeln, er war Declamator und Sachensführer statt eines Römers und Redners. Seneca wollte sein Zeitalter übertreffen, und übertraß in spißfindigem Scharfsinne und süßen Fehlern. Sein

Weiser und freiwillig Armer wohnte in Pallästen: seine Moral flog in Lüften, denn sie hatte auf der Erde keinen bestimmten Raum zu wirken. So wars mit den Produktionen, die noch näher am Zeitgeiste hingen; die andern, die jenen als Zierrath folgten, konnten noch leichter des Weges verfehlen. Wie Seneka, der Tragiker, die Windsucht hat, weil er nämlich auf keiner Bühne eigentlich wirken konnte, was Sophokles in Athen gewirkt hatte; so hat Lukan's Muse die Wassersucht, weil seine Zeit wohl keine Heldenzeit war. Juvenal's Satyr ward ein starker Waldsaum mit blutiger Geißel, weil der kleine, leichte Satyr des Horaz jetzt nicht mehr taugte. Persius, voller Genie, ward mit seiner Satyre, was Tacitus mit seiner Geschichte damals geworden wäre, und Silius betete Virgils Statue an, ohne seinen Dämon aus ihr zu erobern. Martial endlich pflückte unten am Parnass, wenn auch in Morästen und Schandpfeulen, Blumen; das beste und leichteste, das er für sein witziges, üppiges Zeitalter thun konnte: denn oben in den Sturm hinauf wars zu weit, auch zu gefährlich. Ueber das Alles läßt sich nichts sagen, als: Fluch auf die Tyrannen, die mit den Kräften menschlicher Thätigkeit auch jeden edeln Schwung des menschlichen Geistes fesseln!

So schleppte sich die Zeit hinunter, bis die Barbaren andrangen und sich allmählig schon Spra-

hen, Sitten und Denkart mischten. Im großen römischen Reiche waren überall fremde Kriegsvölker: die Provinzen drängten sich mit Bürgerrecht und ohne Bürgerrecht und ohne Bürgergesinnung ins üppige Rom, ins erschöpfte, verlassene Italien: es war also eine Sprachenverwirrung. Die Kaiser liebten barbarische Tracht und barbarischen Geschmack; die römische Ueppigkeit hatte schon, der griechischen Einfachheit müde, das Ungeheuer des ägyptischen Geschmacks lange geliebet: unter den dreißig Tyrannen goß sich auch aus Asien ein verdorbener Geschmack hinüber; es ward also ein Sammelkessel von Sitten und Denkart, wie von Völkern im römischen Reiche. Die Griechen verstanden unter Commodus den Homer nicht mehr, und die lateinische Sprache neigte sich zur *Rustica Romana*: Alles ging endlich in die große barbarische Fluth unter. Zufälliger Weise trug von den Zeiten Hadrians und der Antonine an die christliche Religion auch ihren Theil zum allgemeinen Verfall bei: denn da die Muster des alten, ächten Geschmacks mit dem Systeme der Abgötterei verbunden waren, so mußten die Christen, wenn sie wider dies stritten, auch jenen zu schaden oder zu entweichen scheinen. Mit Gödentempeln verödeten sie auch schöne Statuen, und das Gift der Abgötterei schien ihnen auch im Honig der Dichtkunst ein zu gefährliches Gift. Ihre Religion sollte die Welt zu einem hö-

hern, unsinnlichen Systeme läutern; vorerst ging also auch Vieles von der schönen Sinnlichkeit unter, bis endlich die barbarische Form Alles füllte.

Der Verfall des römischen Geschmacks hat also eine simple Geschichte. Dieser war aus Griechenland her und in Rom lange ein Fremdling: er hielt sich so lange, als es Boden und Luft und Wartung erlaubten; und während der Zeit nahm er eine harte, festere, die römische Gestalt an. Sturmwinde rissen bald, wie Alles, so auch diese Pflanze aus der Erde, sie hielt eine Zeitlang am obern Rassen, unter zufällig guten Umständen, und insbesondere an den Resten der wirklich großen Form Roms und ihrer vortreflichen Sprache; aber nur noch mit weniger Kraft und Wirkung. Der römische Geschmack war nur die kurze Blüthenzeit gewesen, da Rom sich in seinem Thatengeiste zuerst mit sicherer Ruhe und Majestät fühlte; Partheienggeist, Ueppigkeit und Sklaverei vertilgten bald die schöne, dem Staat minder wesentliche, Blüthe. Wehe also uns, wenn der Wunsch unsrer Grammatiker einträfe, die von keinen Mustern der Geschichte des Geschmacks, als von den gewöhnlich figurirenden römischen Zeitaltern, dem goldenen, silbernen, ehernen u. dergl. wissen. Des völlig Zufälligen, das nie wieder kommen kann, zu geschweigen, weiffen-

gen sie uns damit eine schleunige Verderbniß, Pestilenz und Tod auf den Rücken; das ihnen denn freilich nichts thäte, sobald man dabei nur Latein spräche.

III. Im neuern Europa ist man gewohnt, Leo dem Zehnten und den Medicis die Wiederherstellung des guten Geschmacks zuzuschreiben, und nichts ist wahrer, als dies, wenn man dabei nur Genie und Geschmack unterscheidet. Die Genie's, die die italienische Sprache in Dichtkunst und Prose gebildet hatten, hatten auf die Medici nicht gewartet; sie hatten in trübseligen Zeiten das Werk ihres Berufs gethan, und auch noch zu Leo's Zeiten wurde nicht Ariost, das große Genie, sondern die Lustigmacher und lateinischen Nachahmer belohnet. Da nun bekanntermaßen die Wiederhersteller der Wissenschaften und Künste, Lorenz von Medici, Politian, Bembo, Casa, selbst der große Michael Angelo, da Vinci u. s. w. allesammt Petrarchisten, und zwar zum Theil mit unter den mittelmäßigen Cinquecentisten waren: so sieht man, die Wiederherstellung des guten Geschmacks hatte längst im Verborgenen gearbeitet, ehe diese sogenannte goldene Zeit kam. Petrarca, Dante, Boccac, Cimabue, Giotto hatten längst gewirkt; auch war in allen dunkeln Zeiten das Schöne und die Kunst nicht so ganz weg gewesen von der Erde, wie man oft wähnet; aber die Mischung

der barbarischen Ideen hatte sich zu tief und zu weit verbreitet, als daß sie plötzlich verschwinden konnte. Der Strom des guten Geschmacks floß hinter einer so tiefen Vorburg unter der Erde, daß er erst nach vielen vergeblichen kleinen Ausbrüchen im Ganzen vorstreben konnte, als es das Schicksal wollte. Und auf diesen Zeitpunkt, da Griechenland wieder nach Italien kam, trafen die Medici, und machten von dem, was in den dunkeln Jahrhunderten gesäet war, Erndte.

Weiß man also, was der Geschmack des Zeitalters war? woraus er sich bildete, neu bildete? wornach er strebte? so weiß man zugleich die Ursachen seines Verfalls. Die unvollkommene Genesis selbst schloß diese schon in sich.

Man fand die Alten wieder, reinigte und glättete nach ihrem Muster die Sprache, ahmte ihren Vortrag und ihre Kunst nach — eine schöne, beneidenswerthe Periode! Nur das feine, scharfsinnige, unter vieler Leidenschaft noch stille, tiefe Genie der Italiäner konnte seine Vorahnen und die Lehrer derselben also nachahmen! Wenns aber nur Nachahmung war: wie lange konnte das dauern? Bis es nachgeahmt war und man nun nicht mehr nachahmen konnte oder wollte. Das Werkzeug war pos

lirt, nun hing man es auf, oder zerbrach's, oder ließ es rosten, um es aufs neue poliren zu können; — das ist, dünkt mich, die Geschichte des italienischen Geschmacks.

Bei den Griechen war der Geschmack Natur gewesen, ein Bedürfniß, eine Angelegenheit, wozu sie zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen Alles einlud; bei den Römern, obwohl in kürzerer Frist, und auf eine eingeschränktere, unvollkommenere Weise ebenfalls. In Italien jezt ungleich weniger, als selbst in Rom. Die Alten nachzuahmen, damit sie nachgeahmt würden, und weil, sie nachzuahmen, doch schön sey, ist ein zu kalter, lebender Zweck. Sich von einem feinen freigebigen Kenner der Kunst belohnen zu lassen, noch ein kälterer. Mit den Alten zu wetteifern, ja sie neben ihren Werken zu übertreffen, wollte mehr sagen; ward aber von den wenigsten gesucht, und konnte nicht gesucht werden, weil nicht dieselben lebenden Antriebe da waren, die die Alten gehabt hatten, und doch immer die neuere Kunst nur bestimmt war, ein Kranz der Alten zu seyn. Wozu z. B. die den griechischen Göttern und Helden nachgeahmten Bildsäulen iho? Etwa um Allegorien, Tugenden, Päpste, biblische Personen vorzustellen? war das im mindesten mit der griechischen Kunst vergleichbar? Der Künstler ward also nicht befeuert, der Lauf der Kunst nicht von

lebendiger Geschichte, noch von edeln Bedürfnissen des Volks fortgestoßen; also auch nicht durch solche bestimmt und in Schranken gehalten: und siehe, darinn lag schon der Verfall der Kunst. Wenns nur Nachahmung war, so durfte man auch nicht, oder nur bis zu einem gewissen Grade nachahmen, d. i. man durfte ausschweifen, wohin man wollte. Weder Religion, noch Geschichte, noch Staat, noch der lebendige Geschmack des Volks gab einen engen, starken Trieb und diesem Triebe regelmäßige Schranken; die Kunst schwebte also wirklich in der Luft oder beruhte nur auf einem Hauche, in dem guten Willen des Künstlers und seiner Belohner.

Selbst die Künste, die eine nähere Bestimmung für ihre Zeit hatten, Malerei und Baukunst, bezeugen, was ich sage. Allerdings fanden sich im Staate und in der Religion mehr Gegenstände, Bedürfnisse und Anwendung, als die Bildnerei; noch aber konnten sie sich an sicherer Natur mit den Griechen nicht vergleichen. Nachahmung lag doch nur zum Grunde, nicht etwa ein ursprüngliches, erstes, dringendes Bedürfnis. So lange also die vorstehenden Muster noch Reiz genug hatten, um Liebhaberei und Nacheiferung zu erwecken, wurden sie nachgeahmt und im ersten Feuer der Nacheiferung sehr glücklich. Als der Nachahmungen zu viel wurden, und

selbst die glücklichen Nachahmungen schon verzagt machten: war es allerdings ein stumpferer Stachel, sich hinter hundert Nachahmern, vielleicht als der hundert und erste, bloß leidliche, Nachahmer aufgestellt zu sehen; man suchte sich also durch Originalität, d. i. durch Reckheit zu unterscheiden. Die Kunst hatte keine neue, zum Guten und Bessern dringende, lebendige Zwecke, und gerade, was den ersten Maltern geholfen hatte, das Licht der Neuheit, schreckte jetzt ab oder verführte: Man sah selbst das Schöne in seinen frappanten Zügen nicht mehr, weil man es zu oft sah; die gesättigte Henne ging über die Körner weg und hackte nach Farben. Es war nichts als Mangel des Bedürfnisses am guten Geschmacke, wodurch der gute Geschmack verdarb und ein schlechterer aufkam.

Die schöne lateinische und griechische Sprache waren als Werkzeuge des Schönen in der Wissenschaft freilich viel; was sind aber Werkzeuge, sobald sie selbst Zwecke werden? Wenn Bembo die venetianische Geschichte römisch schreibt, die doch nicht römisch gedacht und geführt war: wenn der Kardinal sich scheut, die Vulgate seiner Kirche zu lesen, um sich seinen Styl nicht zu verderben, und seinen allerheiligsten Vater selbst als einen römischen Grammatiker schreiben läßt, in dessen Qualität er doch nicht Briefe eines solchen Inhalts schreiben konnte

te: so sieht man das Spiel, die Disproportion zwischen Zweck und Werkzeug, den phantastischen Zwang. Und alles Spiel, aller Zwang, alle Phantasterei muß sich bald selbst auflösen. Ueber solche schöne Nachahmung der Alten ohne ihre Gedanken und Sitten war nun nichts möglich, als todte Gelehrsamkeit, Buchstabenkram, Akrosticha und Anagrammen, die also auch alle folgten. Das siebenzehnte Jahrhundert folgte auf's sechszehnte, und noch unterliegt Italien, einem großen Theile nach, solchem Wüste. Die Samenkörner des guten Geschmacks sind in ihm aufgeschüttet; sie können also nicht Früchte tragen.

Der Verfall der Dichtkunst hat eben den Weg genommen. Da sie ganz idealisch war und am Geiste der Zeitbedürfnisse und Zwecke so wenig, als möglich, hing: so gerieth ihr nächster Schritt immer ins Land des Abentheuers und des Uebertriebenen. Das Jahrhundert des wiedererweckten griechischen Geschmacks, der doch überall auf Natur, Richtigkeit und Wahrheit führte, konnte daher neben allen den hohen Mustern und vortreflichen Nachahmungen von elenden Petrarchisten wimmeln, ja die Nachahmer der Alten waren dies oft selbst; ein deutlicher Beweis, wie untief der damalige Geschmack war, um die ganze Natur und Seele in Allem und für alles griechisch

zu bilden. Ariost kam und bauete ein Zauber-
schloß mit hundert Pforten in der Luft: denn einen
Nationaltempel auf festem Boden konnte er nicht
bauen; was drüber ging, ward natürlich Fraße und
Mährchen. Tasso ahmte im Lande der Phantasien
kalt nach: Marino übertrieb — es konnte nicht
anders werden. Ein englischer Kunstrichter meint,
man könne sich den Geschmack an nichts so leicht, als
an italienischen, zumal Liebes- und Schäfergedichten,
verderben, und ich weiß nicht, ob er ganz Unrecht
habe? Die wirksamste und natürlichste Dichtungsart,
das Trauerspiel, hat daher in Italien nie Kräfte ge-
wonnen: der Wälsche schwebt mit seiner Musik, mit
seiner Kunst, und auf gewisse Art selbst mit seiner
Dichtkunst in der Luft, in einem Ideale, das ihn
nie auf festen Boden kommen läßt. Der Grund das-
von, daß er nicht weiter kommt, ist, weil er
schon so weit kam und nichts ihn dringet,
etwas anders zu werden.

So traurig dies auf der einen Seite scheint,
so ist's auf der andern wiederum ein gutes Werk-
zeug in den Händen des Schicksals.
Eben, weil die Italiäner nur fanden, nur nach-
bildeten und nachahmten, dies aber auf eine
Weise thaten, wie es keiner thun konnte, so idealis-
firten und imitirten sie, zwar nicht enge und tief ge-
nug für sich, aber gewissermaßen für ganz Euro-
pa. Sie haben alle Nachbarn gebildet, und die

Samenkörner des Geschmacks über sie gestreuet: Ariost bildete Spenser, die italiänische Satyre den Rabelais, die Novellen den Shakespear: die neue politische Philosophie der Italiener kam mit bitteren Folgen zuerst nach Frankreich und von da weiter. Karl der Fünfte und Franz der Erste eiferten an Kunst und Geschmack mit Italien und unter einander. Die Nachahmer der lateinischen Sprache keimten in allen Landen: Italien sollte durch seine Lage und durch alle seine Schicksale eine Borrathskammer der Materialien des guten Geschmacks für alle Welt werden, und ist's geworden.

IV. Ein neues Zeitalter des Geschmacks kam unter Ludwig XIV. wieder, auf das sich, mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Umstände, anwenden läßt, was bisher bei andern Nationen ist bemerkt worden. Wie jene, war es durch Genie's lange vorbereitet worden: Rabelais und Montagne warteten auf keinen Ludwig; Corneille hatte Richelieu und die Akademie gegen sich; selbst die stärksten Genie's waren nicht von der Hoffsete: Paskal, Fenelon, Rousseau, la Fontaine; und Racine hätte es weniger seyn dürfen. Nicht also Genie, aber Geschmack konnte Ludwig wecken, da er auf und hinter ein Zeitalter des Genie's traf. Um ihn lebte Anstand, Thätigkeit, Glanz und Würde. Zu ihnen also

also bildete sich die Sprache; so handelte Ludwig und jeder ihm nach in seinem Kreise: eine Form der Eleganz nahm also der Geschmack in allen seinen Aeußerungen an. Die Beredsamkeit, die nicht mehr fliegen konnte, regete wenigstens mit Anstand ihr Gefieder: das Theater, das nicht mehr wirken konnte, ward eine Bühne der Sitten, des Anstandes, der Philosophie, des Heroismus im Scheine. Die Künste, die keine Nationaltriebfeder mehr seyn konnten, dienten dem Stolz des Königes und seinen Thaten. Wer nicht dichten konnte, machte schöne Verse, und wer nicht Geschichte schreiben konnte, deklamirte schön und zeichnete historische Gemählde. Die Sprache, der ihre Stärke, ihr Reichthum, ihre Fülle längst dahin war, bildete sich zum Ton der Gesellschaft, der Richtigkeit und des Wohlstandes. Das war die Farbe vom Zeitalter Ludwigs, die seinen Quellen völlig gemäß war.

Die Verderbnisse mußten bald aus eben der Quelle kommen. Wenn die Wurzeln des Geschmacks nicht tief im Bedürfniß der Nation, in der Beschaffenheit ihrer Sitten lagen, wenn offenbar Ludwig keinen Geschichtschreiber seines Reichs hatte und haben konnte, wie Xenophon und Livius gewesen waren; wenn sein Theater der Nation das unmög-

lich seyn konnte, was das Theater in Athen war oder seyn sollte; wenn sein Bourdaloue weder gegen, noch für ihn zu reden hatte, was Demosthenes gegen den Philippus für Athen sprach, und wahrscheinlich kein Grieche bei Bossuets erhabnem *Madame est morte! Madame est morte!* in Thränen zerflossen wäre: so wird offenbar, daß der glänzende Gesellschafts-, der edle Hofgeschmack, der damals allein regierte, sich auch als solcher, bald verderben mußte. Dasselbe Publikum, dieselben aufgeklärten und witzigen Kreise, die einst der Sprache Leichtigkeit, Reinheit, Anstand, verschaffet hatten, gaben ihr auch gar bald einen kleinfügigen Witz, Spitzfindigkeit, und den elenden Geschmack, durch Wendungen zu frappiren. Man verließ also, wie Fenelon, St. Mard, Racine und wer nicht mehr? klagen, die simple Größe, die unzerstückte, zwanglose Natur, die edle Einfalt, und zerlegte den Gedanken so fein, so manierlich neugesagt und artig, bis kein Gedanke mehr da war. Was den Römern Seneka gewesen, ward Fontenelle: la Motte ward Petron: der jüngere Crebillon mit seinem unerschöpflichen Märchenwize brachte aus seinen Gesellschaften eine Sinesische Puppe hervor, die üppig, fein und klein ist: Marivaux zerlegte die großen Charakterbilder des Moliere in Miniaturges-

mählde voller Sentiments. Die Akademie des guten Geschmacks lieferte, was sie liefern sollte, Komplimente; das Feld des Hofgeschmackes konnte nichts anders erzeugen. Unglückliche Schicksale der Regierung, von der zuletzt doch Alles abhing, kamen dazu, die natürlicher Weise Alles sehr störten. Und da das Beste, das hervorgebracht ward, auf der Meinung eines engen Publikum, d. i. eines ausgesuchten Kreises sogenannter Kenner schwamm; so mußte das garstige Ungeheuer, Kabale, den Geschmack hier mehr verengen, aufhalten und verderben, als irgendwo, und jemals in andern Zeiten. Die üppige Erziehung, die Lebensart der Hauptstadt drang, weil Alles auf einem Modegeschmack beruhete, bis auf Richter und Richterinnen, also auch auf Verfasser und Künstler hin; viele andere Sprößlinge zu geschweigen, die alle aus derselben Wurzel kamen. Ein Geschmack ist übel dran, sobald er nur Gesellschafts- oder Hofgeschmack seyn kann und darf: gar bald wird er schwach; und da er dem Publikum vorgehn soll, bleibt er hinten.

Die größten Männer nach der Zeit, sehn wir, mußten diese alten Vorurtheile durchbrechen, um nur freiere Luft zu athmen. Rousseau rief, wie aus der Wüste, hervor; und hätte dies nicht thun dürfen, wenn die Gegenseite nicht gar zu blühend gewesen wäre. Montesquieu, wie des Horaz

Marcellus, erwuchs als ein edler Baum, allein auf seinem Raume; und noch hätte er manches nicht durch Esprit ersetzt wollen, wenn er seinen großen Gegenstand bestimmter hätte umfassen dürfen. Voltaire endlich ward wie Kolumbus groß, daß er außer dem Jahrhunderte Ludwigs noch Eine Welt glaubte. Er schiffte ins Land der Feinde seines Nationalgeschmacks, nach England hinüber und raubte Einen Brand von ihrem Feuer: er bildete sich außer den schönen Kreisen von Paris inter discrimina rerum und ward Voltaire. Das Land, das mehrere Muster von Leichtigkeit, Aufricht, Richtigkeit*) und Klarheit für ganz Europa aufgestellt hat, hat sich selbst vielleicht auf eine Zeitlang tiefe Originalempfindung erschweret. Das Licht ist in lichten Schimmer umher verbreitet, und flammt also in keine helle Flamme auf. Man steht zu dicht unter den Bildsäulen voriger Zeiten und liefert ihnen nur Postemente. So hatten die Ursachen des Geschmacks in Frankreich auch Saamenkörner seines Verfalls in ihnen selbst.

Und nun gehe ich aus Bescheidenheit nicht weiter. Wir haben an den vier verschiedenen Perioden des Geschmacks genug gesehen, um die Wahrnehmungen in ihnen zu erkennen, dazu wir sie durchlaufen sind. Nehmlich:

Zeit des Geschmacks, sehn wir, ist unter

*) Précision.

allen Gestalten eine Folge der Kräfte des Genie's, wenn diese sich ordnen und regeln. So verschieden also die Zeiten sind, so verschieden muß auch die Sphäre des Geschmacks seyn, obgleich immer einerlei Regeln wirken. Die Materialien und Zwecke sind zu allen Zeiten anders.

Kann nun keiner der Menschen Genie's schaffen (sie keimen aus höhern und mehrern Veranlassungen oft sehr mißlicher Umstände hervor): so, sieht man, sind auch die goldenen Zeitalter des Geschmacks nie ganz Eines Menschen Wille. Sie sind in der Geschichte des menschlichen Geschlechts wie die konsonen Punkte der Saite: es müssen Dissonanzen zwischen liegen und auf jenen heben sich diese.

Mithin wird das Räthsel erklärt, warum die großen Männer immer zusammen leben, was sich aus mechanischer Naacheiferung, Belohnung, aus dem Klima u. dgl. nur äufferst unvollkommen auflösen läßt; sie sind nämlich alle insgesammt nichts als der konsonne Punkt Einer Saite. Die Dissonanzen sind erschöpft, die Zeitalter halber und ganzer Barbarei, leerer Versuche, über einander gestürzter Riesenarbeiten sind vorbei: man fängt an natürlich zu ordnen, mit offenen Augen umherzusehn und mit geregelten Kräften zu wirken; die menschliche Seele kommt in den Wohlklang. Da sind denn

alle Künste vergeschwifert, sie folgen schnell und bald auf einander, und sind im Grunde nur Eine Kunst. Da fehlen sodann weder Mäcene noch Marouen; in einem gewissen Kreise auch sehr verschiedener Beschäftigungen tönts konson.

Der Verfall des Geschmacks wird also auch solch ein Naturphänomenon, als seine Entstehung war, ja in dieser liegen schon die Ursachen zu jenem. Alles nämlich unter dem Monde ist vorübergehend: lassen nun die guten Veranlassungen nach, so treten schlechte an die Stelle, und der Geschmack sinkt.

Wer also auf die Geschichte des Geschmacks wirken will, muß auf seine Veranlassungen wirken: er pflege den Baum nicht am Gipfel, oder an der Blüthe, sondern in der Wurzel. Wer eine goldene Zeit schaffen will, schaffe erst Veranlassungen zu goldnen Zeiten: diese kommen von selbst. Wer den Geschmack bessern oder sichern will, schaffe die Ursachen des Schlammes weg, wodurch er sich trübet, oder sichere die Stützen, die sein Gebäude erhalten; sonst ist seine Arbeit vergeblich.

Je tiefer die Veranlassungen des guten Geschmacks liegen: desto wahrer ist auch seine Natur, desto fester und länger seine Dauer. So wars in Griechenland, wo der Geschmack Nationalblüthe war, und zu gewisser

Zeit unter den Edeln in Rom. Das alte Griechenland ist nie wiedergekommen; also hat auch der Geschmack nie mehr so tief gefasset, so lange gedauert. Bei uns ist er nur immer auf der Oberfläche der Nation gewesen.

In der Natur ist aber nichts müßig: Kräfte gehen nie verloren: alle Zerstörung ist nur scheinbar. So auch mit dem Geschmack: er ist nur Phänomenon und kann nur als Phänomenon leiden. Das Uhrwerk der Natur wirkt gleich weiter fort zum Guten: denn nur das Unvollkommene, das Eingeschränkte (wie diese ganze Geschichtabhandlung zeigt) zerstört sich: das gewirkte Vollkommene bleibt, wird immer lauterer und wirkt auf einer weiteren Fläche weiter. Selbst die neuerzeugten Fehler wirken ein höheres Gute: sie sind Dissonanzen zu einem höhern Wohlklange.

Nie also müssen wir, hinter dem, was gethan ist, stehen bleiben und verzweifeln. So lange die Natur Genie's weckt, bereitet sie auch Perioden des Geschmacks, und das geschieht in wechselnden Intervallen von Land zu Lande, von Zeiten zu Zeiten. Sind einmal die Spensers, Shakespears, Miltons einer Nation da; die Steele, Pope und Addison werden zu ihrer Zeit nicht ausbleiben. Vielleicht arbeitet Deutschland jetzt unter Trümmern und zerfallenden Riesenwerken

einem Zeitalter des philosophischen Geschmacks entgegen, zu dem ist Alles, Fehler und Tugenden, Theorie und Uebung, sie mögen noch so blind gegen einander stoßen, das Seine beiträgt.

Geschmack ist aber nur Phänomenon; und wie ihn die Natur höheren Zwecken untergeordnet hat, so sollens auch ihre Diener und Statthalter, die Menschen. Wer einen Menschen aus Kreuz schlägt, um ihn, der Kunst zu gut, sterben zu sehen, ist ein Bösewicht, und wer Rom in Brand steckt, um den Brand von Troja zu singen, ein Nero, der zuletzt doch als ein Narr und Verzweifelter, *qualis artifex pereo!* sterben mußte, und in seinem Leben gehasset oder verlacht ward. Wir sind gebornen, Glückseligkeit der Menschen zu schaffen; das Genie schafft der Schöpfer, und aus mehreren Versuchen des Genie's bildet sich der Geschmack von selbst. Wir müssen nur, wie Aerzte oder Hebammen (nach Sokrates Gleichniß), der immer schaffenden, bildenden, regelnden und wiederzerstörenden Natur folgen.

III. Folgen.



So voll von praktischen Lehren jede Geschichte bei jedem Schritte ist: so thuts insonderheit wehe, ein Thema dieser Art in unserm Zeitalter fahren zu lassen, ohne noch einige Blicke der Anwendung thun zu dürfen. Wenn sie nicht neu seyn können: sind sie wenigstens nothwendig und nützlich.

I. Muß, wer den Geschmack am sichersten pflegen will, das Genie, d. i. Kräfte der Natur pflegen: so siehet man, ist Erziehung die erste Triebfeder des guten Geschmacks. Aber Erziehung mit Geschmack, zum Geschmack, die Ausdrücke haben gar zu viel Mißdeutungen und lächerliche Anwendungen, als daß sie nicht noch näher bestimmt werden müßten.

Zum Geschmacke erziehen, heißt nicht (oder es wäre bisher Alles vergebens geschrieben) Geschmack predigen, über den Geschmack murren; sondern ihn zeigen, damit an die Seele dringen, ihn von Jugend auf melodisch und thätlich lehren, oder mit andern Worten, in die Kräfte eines Zöglings mit sanft fortgehendem, nie nachlassendem Schwunge, Ordnung bringen, der Seele desselben einen hellen, freien und leichten Blick, seinem Herzen ein sanftes Gefühl des Schönen und Guten, mit Vernunft und Wahl begleitet,

geben: das ist so wenig Wort und so ganz Pädagogie, schweigende That und Führung, als etwas seyn kann. Die Seele soll in allen Kräften und Kraftanwendungen konson gestimmt werden, wie die Leier Apollo's. In Empfindungen, Sitten und Handlungen soll nicht weniger Geschmack herrschen, als in Kenntnissen der Phantasie oder des Verstandes: denn in Büchern und Schriftexercitien ist immer nur der Schatten des Rosses sichtbar, nicht aber das Ross mit allen seinen Kräften. Ist der Grund nicht tiefer gelegt, so reißt nachher eine heftige Neigung die Phantasie sowohl, als das Kunstgedächtniß hin; ist aber die ganze Seele gebildet, so muß der Geschmack in jeder Kunst, wenn sie geübt wird, den andern gebildeten Kräften wohl folgen.

Wie schwer aber die Bildung des Geschmacks in einem verderbten Zeitalter werde, ist unsäglich. Dem Zöglinge kommen lauter Gegenstände vor Augen, die ihm immer den richtigen Wink und Anstoß verderben: das Bäumchen steht am Wege, wo jeder rohe Fuß darüber hinfährt. — Das ist auch die Ursache, warum wir mit aller Theorie nie ein Griechenland des Geschmacks aufwecken können. Klima, Sitten, Gebräuche, selbst geistige Zwecke widersehen sich, und wollen die schöne Sinnlichkeit zerstören; unsre edelste Tugend selbst scheint sich ihren Schran-

ten zu entziehen. Der Geschmack wird uns also immer eine subordinirte Sache bleiben müssen, die, höherer Ursachen wegen, aufgeopfert werden darf; und bei den Griechen war sie ein natürliches Kleid, ja der Körper der Tugend.

Jede Mühe also, die auf Einigung des Geschmacks mit dem Verstande, der Lebensart und Gewohnheit angewandt wird, ist unschätzbar; und hier kommt uns der vorige Grundsatz, daß nichts in der Natur vergebens geschehe, vortreflich zu Hülfe. Quintilian, der Lehrer des Geschmacks, strebte über sein Zeitalter hinaus: die alten Muster des Geschmacks noch mehr; Wahrheit und Tugendsschöne ist wie das Sonnenlicht, unwandelbar, wirksam und erwärmend. Wären in jedem Zeitalter nur drei große und gute Männer, die mit vereinigten Kräften ganz wirkten, sie könnten Wunder thun, oder doch, wie jene drei Gerechte, eine Stadt vor dem völligen Verfall des Geschmacks und der Tugend sichern.

Mich dünkt, wir sind hierinn an der Schwelle einer sich entwickelnden, heitern Zukunft. Wenn Vernunft auch in die Gegenden hindringt, wo man sonst nur mechanisch empfand und anordnete, wenn diese Vernunft sich einst von ihrer Ueberspannung erholet, und (ein noch größerer Wunsch!) mit Neigung und Gewohnheit zum allgemeinen Geschmacke

des Lebens gattet; wohl alsdann dem Namen der Vorwelt, der hierzu, und zwar in den tiefsten Quellen der Gewohnheit, Denkart und Neigung, d. i. in der Erziehung beitrug. Ein besser erzogener Prinz, eine wohlgegründete, reinere Anstalt, eine schweigendthätige Niederlage des guten Geschmacks ist ein Tempel, der kommenden bessern Menschheit heilig!

II. Selbst die eigentlich sogenannten Werke des Geschmacks, die Muster der Alten, können in der gewohnten Erziehung, diese auch nur als Sphäre des Lernens betrachtet, oft die ärgsten Anlässe des Ungeschmacks, des Ekels und der Verführung werden; ja, was man an deren Stelle setzt, nimmt oft einen noch ärgern Ausweg.

Wenn ich einen Künstlerknaben Jahre lang am Werkzeuge schnitzeln lehre, daß er die Natur selbst nie einmal zu Gesichte bekommt: so ist er statt eines Bildhauers der ärgste Tagedieb geworden, und hat dazu sein Werkzeug zerschnitzelt und auf immer verderbet. So gehts den Schulmeistern und Phrasendrechslern bei Cicero und Homer. Nicht bloß, daß sie keine Homere und Cicerone bilden (dazu gehörte noch sehr viel); ihre arme Gefangene haben den Cicero und Homer selbst nie gesehen, ja sich an ihnen verreckelt, um sie ewig nicht sehn zu wollen. Motten haben sie also gebildet, den Homer und Cicero etwa in Phrasen zu zernagen; sie haben

Buben gebildet, die, statt zu mahlen, die Farbe vom Gemählde kratzen, oder die Paniere des guten Geschmacks zu Stangen brauchen, womit sie Vogelnester stören. Mitten unter Schönheiten der Alten wird sodann das Gefühl für die Schönheit verhärtet, und der Geschmack mit Gewalt gezwungen, daß er sich verwahrlose und nach elenden, kindischen, unsinnigen Zwecken laufe.

Die Gegenarznei, die diesem heillosen Ungeschmacke entgegen wirken soll, hat Alles noch mehr verderbet. Realien sollten seyn, womit die Jugend, als ein Kornboden, überschüttet würde; und dann freilich kann sie nie ein blühender Pflanzgarten werden. Schon Bako hat geklagt, wie aus der Wissenschaft nichts werden könne, wenn man in ihr nur immer das Nützliche, unmittelbar jetzt Nützliche suche, und wenn dies bei der Erziehung selbst geschieht, so verliert dadurch ein ganzes menschliches Leben. Nicht Was, sondern Wie es die Jugend lerne, ist das Hauptstück der Erziehung. Geschmack, d. i. Ordnung, Maaß, Harmonie aller Kräfte, ist die Leier Amphions oder Orpheus, nach der sich Steine zum ganzen Baue beleben. Wer, unter welchen Vorwänden es sey, der Jugend die Werke der Alten aus den Händen bringt, (was er ihnen dafür auch von seinen Säckelchen in die Hand gebe, Encyclopädie, Lehrbuch, Regel, Realie), er kann den Schaden mit Nichts ersetzen. Das war

Julians Kunststück, wodurch er seinen Feinden die tiefste Wunde schlagen wollte.

„Aber Genie! das Genie wird sich von selbst bilden; oder der Geschmack und die Werke der Alten können es gar verderben!“ Ein böser Dämon hat diesen Grundsatz erfunden, der die häßlichste Lüge ist. Ein Genie, das der Geschmack verderben kann — fahre es hin! gut, daß es selbst verdirbt, statt es andre mit verderbe. Wer nach rechtschaffener Lesung der Alten (nicht, wie sie freilich meistens gelesen werden) schlimmer ist, als er war, der sey schlimmer! an ihm ist nichts verloren. „Shakespear! „Shakespear!“ ruft man — und was denn Shakespear? Hatte Shakespear keinen Geschmack, keine Regeln? Mehr, als jemand; nur es war Geschmack seiner Zeit, Regeln zu dem, was Er erreichen konnte. Hätte er mit seinem Genie in den Zeiten der Alten gelebt, glaubt ihr, daß er den Geschmack mit Füßen würde von sich gestoßen haben? oder würde er dadurch schlechter geworden seyn, als er jetzt ist? Aber freilich ist's ein jämmerliches Wort, Geschmack, nach einem Kompendium, auf einer Eselsbrücke von Vorlesung über die schöne Natur, hergeplaudert. Der wahre Geschmack wirkt durch Genie, und ein edles Genie ist immer wie ein Stern im Dunkeln. Licht strahlt nur Licht ab, eine Sonne nur Sonne.

III. Aber endlich ist freilich die größte, beste

Schule des guten Geschmacks, das Leben. Wenn da giftige, unterdrückende Schatten stehen, wehe der zarten Sprosse! Wenn da Lustseuchen des guten Geschmacks herrschen, daß die gute Luft gar enge wird — wehe dir, rascher, begehrender Jüngling!

Wie Knechtschaft die Seele unterdrücke; wie die Begierde, reich zu werden, den Geschmack vergifte; wie endlich der Hunger nach Brod Alles Edle in den Staub trete und zerknirsche: darüber spricht Longin statt meiner.

Wie Ueppigkeit, Sklaverei, Scheu gegen Wahrheit, gegen Mühe, Verdienst und Ehre ein Abgrund sey, aus dem nichts Gutes erwachse: darüber klagt der Verfasser des Gesprächs über den Verfall der Beredsamkeit, mit edlem Römerherzen. Was hilft's, unfruchtbar nachklagen?

Wenn in manchen Ständen und Berufsarbeiten der Name Geschmack noch ein Vorwurf ist: eilt hinzu, rottet die Dornen auch mit blutigen Händen aus, und der Geschmack wird über neue Provinzen herrschen.

Wenn alte Gewohnheit, Neid und Kabale sich mit Schweselfackeln in der Hand vereinigen; wohl auch die Guten können sich vereinigen! Das Licht der Sonne ist stärker, als die Schweselfackel.

Wenn verführende Muster des Geschmacks herrschen: spricht ihnen entgegen, warnt eben an ihren Fehlern, oder vielmehr, wenn ihr könnt, spricht mit der überwindenden Beredsamkeit des stillen besseren Musters.

Endlich, da Freiheit und Menschengefühl doch allein der Himmelsäther sind, in dem alles Schöne und Gute keimt, ohne den es hin ist und verweset: so laffet uns mehr nach diesen Quellen des Geschmacks, als nach ihm selber streben. Er ist doch nichts, als Wahrheit und Güte in einer schönen Sinnlichkeit, Verstand und Tugend in einem reinen, der Menschheit wohlauständigen, Kleide. Je mehr wir also diese Humanität auf die Erde rufen, desto tiefer arbeiten wir an Veranlassungen, daß der Geschmack nie mehr eine bloße Nachahmung, Mode oder gar Hofgeschmack, auch selbst nicht mehr ein griechisches und römisches Nationalmedium, das sich bald selbst zerstöret, sondern, mit Philosophie und Tugend gepaart, ein dauerndes Organum der Menschheit werde! *Multa tum, et altiora renascentur, quam quae cecidere.*

II.

I d e e n

zur

G e s c h i c h t e u n d K r i t i k

der

Poesie und der bildenden Künste.

I n B r i e f e n .

1794—1796.

Wer vermag die Würde von solchen Dingen, dem Geiste
 Ihrer Erfindung gemäß, ein Lied zu dichten? Und wer hat
 Kraft im Busen, und Worte der Zunge, zu strömen ein Loblied
 Jenem vortreflichen Mann, der solche Schätze der Wahrheit,
 Die sich sein Herz erworben, uns zum Geschenke gelassen?
 Möcht' es auch einer wagen, von sterblichem Blute geböhren?
 Wenn der Dinge Gewicht, die sein hoher Geist uns entdeckt hat,
 Ihren vortreflichen Werth wir bedenken, so war er ein Gott uns,
 Ja ein Gott wars, ruhmvoller Memmius! welcher zuerst uns
 Jenen erhabenen Weg des Lebens gezeigt, den jetzt wir
 Weisheit nennen; und der, durch ihre Hülfe, das Leben
 Aus dem Dunkel der Nacht, aus wogenden Fluthen gerettet,
 Und in den friedlichen Port, in klares Licht es gestellt hat.
 Nimm die Erfindungen andrer, die man für göttlich erkannt hat;
 Ceres pflanzte die Aehren, es lehrte die Sterblichen Bacchus
 Den gekelkerten Most aus der Rebe drücken; da dennoch
 Ohne Gebrauch von diesen Dingen das Leben bestehn mag,
 Wie mans an Völkern ersieht, die jetzt noch ihrer entbehren.
 Ist die Brust dir nicht rein, so suchst du vergebens ein Glück dir,
 Denkest umsonst an Lebensgenuß. Drum scheint er ein Gott uns,
 Und mit mehrerem Recht als jene, von dem in die Herzen
 Aller Völker so süßer Trost für das Leben geflossen.

Sollte dir aber dünken, es gingen des Herkules Thaten
 Diesen weit noch voran, so würdest du gröber dich irren:
 Denn was hat des Nemäischen Löwen gefürchteter Nachen
 Schreckbares jetzt für uns? und der Zahn des arkadischen Keilers?
 Was aus Kreta der Stier? was des Iernäischen Cumpfes

Siftige Pest, die Hydra, mit zischenden Nattern umgürtet?
 Was kann die Niesenbrust des dreifachen Geryon, was die
 Roffe, die Flammen schnauben, die über Thraciens Felder
 Auf die histonischen Fluren und auf die fruchtreichen Saaten,
 Wo sich Ismarus hebt, Tod brachten und wildes Verderben,
 Wodurch möchten der Stymphaliden gebogene Krallen
 Uns noch fürchterlich werden? wodurch der hesperische Drache,
 Der um den Baum gewunden in ungeheuren Kreisen,
 Tod aus den Augen blizend, die goldenen Aepfel bewachtet?
 Was möcht' dieser uns schaden an seiner atlantischen Küste,
 An dem unwirthbaren Ufer, wo keiner von uns den Fuß hin-
 Setzet, das der Barbar selbst zu betreten sich scheuet.

Also verhält es sich auch mit den übrigen Abentheuern.
 Hätte sie keiner bestanden, wer möchte sie jetzt noch bestehen?
 Niemand, wie ich glaube. Was sollten sie Schaden uns bringen?
 Noch ist voll die Welt von Ungeheuern, es herrschet
 Noch in den Thälern, den Wäldern, den tiefen Klüften der Berge
 Raubbegierige Wut; allein was gehet sie uns an?

Aber welche Gefahr, und welche tödtende Zwietracht
 Schleicht sich in eine Brust, die von Leidenschaften nicht rein ist!
 Wie zerfleischen das Herz die ängstlichen, scharfen Begierden!
 Wie zernaget die Sorge den Menschen! wie quälet die Furcht ihn!
 Welche Verwüstungen richtet der Stolz nicht an, und die Geilheit,
 Und der Uebermuth, das Prassen, die niedrige Faulheit!

Alles dieses hat Er, mit Waffen nicht, aber mit Worten,
 Tief aus dem Herzen hinweggeräumt und selber gebändigt;
 Und ihm gebührete nicht der Dank, der Göttern gebühret?
 Ihm, dem Manne, der selbst mit Götterzunge von ihnen
 Oft gesprochen und ganz der Dinge Natur uns enthüllt hat.
 Auf die Spuren von seinem Pfade tret' ich —

So pries ein Römischer Dichter, Lucretz, Ei-
 nen seiner Lieblinge der Vorwelt, und er hat meh-
 rere derselben als Genien unsres Geschlechts, als
 Götter und Sterne an den Himmel gesetzt, weil sie
 Lebensweisheit und Humanität unter den

Menschen gegründet oder befördert haben. Keiner seiner edeln Mitbürger ist ihm hiebei in Wort und That nachgeblieben.

Viele Oden des Horaz, noch mehr aber seine Sermonen und sogenannte Satyren sind seine Bearbeitungen der Menschheit; sie haben alle, wenigstens mittelbar, zum Zweck, einen Umriss in das rohe Gebilde des Lebens zu bringen, die Ideen und Sitten jener Person, dieser Stände nach dem Richtmaas des Wahren und Guten, des Anständigen und Schönen zu ordnen. Persius, Juvenal, Lucan und andre wirken dahin, jeder nach seiner Weise; vor allen aber bezeichnet Virgil, wo er kann, seine Gesänge mit einem zarten Druck der Menschenliebe. Unmöglich ist's, daß ein Mann oder Jüngling, dem das Innere dieser Heiligthümer aufgeschlossen wird, sein Inneres nicht durchdrungen und zu einer Form gebildet fühlte, die ihm vielleicht wenige neuere Schriften gewähren. Es ist, als ob jenen großen Autoren die Menschheit reiner vorstand, oder als ob sie mehr Kraft gehabt hätten, auch unter allen Unarten der Zeit, ihre wahre Gestalt lebhafter anzuerkennen, stärker und reiner zu schildern; wozu denn, nebst vielem andern, auch ihre Sprache und der Begriff beitrug, den sie sich von Poesie machten.

Doch nicht bei Poesie allein blieb diese Bildung stehen; Trotz alles Harten und Drückenden zeigt sie sich auch in der Römischen Geschichte. Man

lese im Cornelius des Atticus, in Sallust Catilina's, in Tacitus Agricola's Leben, vor allen aber den letzten, den wegen seiner dunkeln Härte so berühmtesten Tacitus; und man müßte ein entschiedner Barbar seyn, wenn man in ihnen die tiefen Züge ächter Humanität nicht bemerkte. Tacitus beschreibt die grau- elvollsten Zeiten, die lasterhaftesten Charaktere; er deckt einen Abgrund von Sitten und einer Regierungsform auf, vor dem man schaudert; zeige man in ihm aber ein einziges Gemälde solcher Unthaten und verderbten Seelen, das er nicht in das Licht gestellt hätte, dahin es gehöret! Livia, Tiber, Sejan, Caligula, Claudius, und wie die Unmenschen weiter heißen; gegen- theils jede unterdrückte Sprosse des Guten, die sich auf diesem abscheulichen Boden zeigte, alle sind von ihm, wenn auch nur mit Einem Wort, in Einem Zuge, dem unpartheiischen Mit- oder Gegengefühl nahe gebracht; sie stehen auf ewig in der Classe menschlicher, halb- und unmenschlicher Wesen, wo sie stehen sollten. Wer uns keine Umschreibung, sondern eine Uebersetzung dieses Geschichtschreibers ganz in seinen Umrissen, in seiner Physiognomie gäbe, könnte nicht anders, als den Sinn der Menschheit auch für unsre Zeit tausendfach erwecken und bilden.

Lassen Sie uns also glauben, daß Jung und Alt in beiden Geschlechtern, wenn es die Schriften der Alten in ihrem Geist liest, nicht anders als zur Humas

nität bearbeitet werden könne. Die barbarische Rinde des Herkommens, die uns von aussen angelegt ist, muß einigermaassen gebrochen werden, wenn wir andre Menschen zu einer andern äußerst verderbten Zeit männlicher denken, würdiger sprechen hören. Wir werden aus unserm Todeschlaf geweckt, und lernen in strengern Umrissen kennen:

Quid sumus, aut quidnam victuri gignimur, ordo
 Quis datus, aut metæ quam mollis flexus, et unde,
 Quis modus argento, quid fas optare, quid asper
 Utile nummus habet, patriæ carisque propinquis
 Quantum elargiri deceat, quem te Deus esse
 Jussit et humanaqua parte locatus es in re —
 Discite, o miseri, et causas cognoscite rerum.

2.

Die Griechen hatten das Wort Humanität nicht; seit aber Orpheus sie durch den Klang seiner Leyer aus Thieren zu Menschen gemacht hatte, war der Begriff dieses Worts die Kunst ihrer Musen. Ich bin weit entfernt, die griechischen Sitten und Verfassungen zu jeder Zeit und allenthalben als Muster zu preisen; das kann indessen nicht gelängnet werden, daß das

emollit mores nec sinit esse ferus

mittelbar oder unmittelbar der Endzweck gewesen, auf den ihre edelsten Dichter, Gesetzgeber und Weise wirkten. Von Homer bis auf Plutarch und Longin ist ihren besten Schriften bei einer großen Bestimmtheit der

Begriffe eine so reizende Cultur der Seele eingepräget, daß, wie sich an ihnen die Römer bildeten, sie auch uns kaum ungebildet lassen mögen.

Einzelne Blätter, die mir über die Humanität einiger Griechischen Dichter und Philosophen in die Hände gekommen sind, sollen Ihnen zu einer andern Zeit zukommen; jetzt bemerke ich nur, daß, wenn in spätern Zeiten bei irgend einem Schriftsteller, er sey Geschäftsmann, Arzt, Theolog oder Rechtslehrer, eine feinere, ich möchte sagen, classische Bildung sich äußerte, diese meistens auch auf classischem Boden, in der Schule der Griechen und Römer erworben, der Sprößling ihres Geistes gewesen. Wie die griechische Kunst unübertroffen, und in Absicht der Reinheit ihrer Umrisse, des Großen, Schönen und Edeln ihrer Gestalten, allen Zeiten das Muster geblieben: fast also ist auch, Weniges ausgenommen, mit den Vorstellungsarten des menschlichen Geistes. Was wir kraus sagen und verwickelt denken, gaben sie hell und rein an den Tag; ein kleiner Satz, eine schlichtvortragene Erfahrung enthält bei ihnen, wenn mans zu finden weiß, oft mehr als unsre verworrensten Deductionen; die Probleme, welche die neuere Staatskunst verwickelt vorträgt, sind in der griechischen Geschichte hell und klar auseinandergesetzt, und durch die Erfahrung längst entschieden. Die Kritik des Geschmacks endlich, ja die reinsten Philosophie des Lebens, woher stammen sie, als von den

Griechen? In den schönsten Seelen dieser Nation bildeten sie sich; hie und da hat sich ihr Geist schwesterlichen Seelen mitgetheilet. Da also die Griechen bisher dem Sturz der Zeiten, der Vertilgung wilder Barbaren und Schwärmer entronnen sind, wird, so lange sie uns nicht geraubt sind, wahre Humanität nie von der Erde vertilgt werden.

Immer wird mir wohl, wenn ich auch in unsern Zeiten einen reinen Nachklang der Weisheit Griechischer und Römischer Musen höre. Eine Ausgabe, eine Uebersetzung, eine wahre Erläuterung dieses oder jenes Dichters, Philosophen und Geschichtschreibers halte ich für ein Bruchstück des großen Gebäudes der Bildung unsres Geschlechts für unsre und die zukünftigen Zeiten. Eine verständige Stimme, die über unsre jetzige Weltlage aus alter Erfahrung spricht, ist mir mehr, als ob ein Barde weissagte.

3.

Aus Ihren Briefen, meine Freunde, ziehe ich mir folgendes:

I. Das weiche Mitgefühl mit den Schwächen unsres Geschlechts, das wir gewöhnlicher Weise Menschlichkeit nennen, macht die ganze Humanität nicht aus. Zu rechter Zeit, am rechten Ort ziert es den Menschen allerdings; da Sympathie in reinem Verstande, d. i. eine lebhafte, schnelle Versetzung in den

Zustand des Fehlenden, Irrenden, Leidenden, Gequälten, der zarteste Kitt der Vereinigung ähulicher Geschöpfe, und unter Menschen das lindeste Band ihrer Verbindung ist. Nichts stößt mehr zurück, als gefühllose, stolze Härte. Ein Betragen, als ob man höheren Stammes und ganz andrer, oder gar eigner Art sey, erbittert Jeden, und ziehet dem Uebermenschen das unvermeidliche Uebel zu, daß sein Herz ungebrochen, leer, und ungebildet bleibt, daß Jedermann zuletzt ihn hasset oder verachtet.

So nothwendig indessen eine menschliche Lindigkeit und Milde gegen die Fehler und Leiden unsrer Nebengeschöpfe bleibt: so muß sie doch, wenn sie zu weich und ausschließend wird, den Charakter erschlaffen, und kann eben dadurch die härteste Grausamkeit werden. Ohne Gerechtigkeit bestehet Billigkeit nicht; eine Nachsicht ohne Einsicht der Schwächen und Fehler ist eine Verzärtelung, die eiternde Wunden mit Rosen bedeckt, und eben dadurch Schmerzen und Gefahr mehret.

2. Auch ist Humanität ihnen nicht bloß jene leichte Geselligkeit, ein sanftes Zuorkommen im Umgange, so viel Reize dies auch dem täglichen Leben gewähret. Vielmehr ist sie, subjectiv betrachtet,

3. Ein Gefühl der menschlichen Natur in ihrer Stärke und Schwäche, in Mängeln und Vollkommenheiten, nicht ohne Thäs

tigkeit, nicht ohne Einsicht. Was zum Charakter unsres Geschlechts gehört, jede mögliche Ausbildung und Vervollkommung desselben, dies ist das Objekt, das der humane Mann vor sich hat, wornach er strebet, wozu er wirkt. Da unser Geschlecht selbst aus sich machen muß, was aus ihm werden kann und soll: so darf keiner, der zu ihm gehört, dabei müßig bleiben. Er muß am Wohl und Weh des Ganzen Theil nehmen, und seinen Theil Vernunft, sein Pensum Thätigkeit mit gutem Willen dem Genius seines Geschlechts opfern.

4. Zum Besten der gesammten Menschheit kann niemand beitragen, der nicht aus sich selbst macht, was aus ihm werden kann und soll; jeder also muß den Garten der Humanität zuerst auf dem Beet, wo er als Baum grünet, oder als Blume blühet, pflegen und warten. Wir tragen alle ein Ideal in und mit uns, was Wir seyn sollten, und nicht sind; die Schlacken, die wir ablegen, die Form, die wir erlangen sollen, kennen wir alle. Und da, was wir werden sollen, wir nicht anders als durch uns und Andre, von ihnen erlangend, auf sie wirkend, werden können: so wird nothwendig unsre Humanität mit der Humanität Andrer Eins, und unser ganzes Leben eine Schule, ein Übungsplatz derselben. Was wahrhaftig, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich ist, was wohlklinget, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dessen befließigt euch, sagt selbst ein Apostel.

5. Alle Einrichtungen der Menschen, alle Wissenschaften und Künste können, wenn sie rechter Art sind, keinen andern Zweck haben, als uns zu humanisiren, d. i. den Unmenschen oder Halbmenschen zum Menschen zu machen, und unserm Geschlecht zuerst in kleinen Theilen die Form zu geben, die die Vernunft billigt, die Pflicht fodert, nach der unser Bedürfniß strebet. Daß die Wissenschaften, die man humaniora nennt, zum leeren Zeitvertreib oder zu eitelm Puz ausgeartet sind, ist ein Mißbrauch, den schon ihr Name strafet. Ursprünglich war dies nicht also. Vollends Künste und Wissenschaften, die den angebohrnen Stolz, die freche Ummaßung, das blinde Vorurtheil, die Unvernunft und Unsittlichkeit stärken, verschleiern, schmücken, beschönen, sollte man brutalisirende Künste und Wissenschaften nennen, werth von Sklaven getrieben zu werden, damit auf ihnen die menschliche Thierheit ruhe.

Es freuet mich, daß Sie den Dichter, der den unmenschlichen Achill besang, aus der Reihe humanisirender Weisen nicht ausschließen wollen; das Theater der Alten und ihre Gesetzgebung wird davon gewiß auch nicht ausgeschlossen seyn. Das Gemüth läutert, hebet und stärkt sich durch die Betrachtung: „wir sind Menschen. Nichts mehr, aber auch nichts minderes, als dieser Name saget.“

N a c h s c h r i f t.

Fragment eines Gespräches des Lords Shaftesburi.

Theokles. Kann eine Freundschaft so heroisch seyn, als die gegen das menschliche Geschlecht? Halten Sie die Liebe gegen Freunde überhaupt und gegen unser Vaterland für nichts? Oder glauben Sie, daß die besondre Freundschaft ohne solche erweiterte Neigung und ohne das Gefühl der Verbindlichkeit gegen die Gesellschaft bestehen könne?

Philokles. Daß man Verbindlichkeiten gegen das menschliche Geschlecht habe, wird niemand leugnen, der auf den Namen eines Freundes Anspruch macht. Schwerlich würde ich dem nur den Namen Mensch zugestehen, der nie Jemanden Freund genannt oder nie selbst Freund geheißen hat. Aber wer sich als ein wahrer Freund bewährt, der ist Mensch genug, und wird es der Gesellschaft an sich nicht fehlen lassen. Für meine Person sehe ich so wenig Großes und Liebenswürdigen an dem menschlichen Geschlechte, und habe eine so gleichgültige Meinung von dem großen Haufen der Gesellschaft, daß ich mir sehr wenig Vergnügen von der Liebe zu beiden versprechen kann.

Th. Rechnen Sie denn Güte und Dankbarkeit unter die Handlungen der Freundschaft und des Wohlwollens?

Ph. Ohne Zweifel; sie sind ja die vornehmsten.

Th. Gesezt also, der Verpflichtete entdeckte Fehler an seinem Wohlthäter, würde dies jenen von seiner Dankbarkeit losprechen?

Ph. Nicht im geringsten.

Th. Oder macht es die Ausübung der Dankbarkeit weniger angenehm?

Ph. Mich dünkt vielmehr das Gegentheil. Denn wenn mirs an allen andern Mitteln der Vergeltung fehlte, so würde ich mich freuen, wenigstens dadurch meine Dankbarkeit gegen meinen Wohlthäter sicher zeigen zu können, daß ich seine Fehler als ein Freund ertrüge.

Th. Und was die Güte betrifft, sagen Sie mir, mein Freund, sollen wir denn bloß denen Gutes thun, die es verdienen? Etwa bloß einem guten Nachbar oder Verwandten, einem guten Vater, Kinde oder Bruder? Oder lehrt Natur, Vernunft und Menschlichkeit uns nicht vielmehr, einem Vater, bloß weil er Vater, einem Kinde, bloß weil es Kind ist, Gutes zu thun? Und so in jedem Verhältniß des menschlichen Lebens.

Ph. Ich glaube, das letzte ist das richtigste.

Th. O Philokles! Bedenken Sie also, was Sie sagten, da Sie die Liebe gegen das menschliche Geschlecht, der menschlichen Gebrechen wegen, verworfen, und den großen Haufen, seines elenden Zustandes wegen, verachteten. Sehen Sie nun, ob

diese Gesinnung mit der Menschlichkeit bestehen kann, die Sie sonst so hochschätzen und ausüben. Wo kann Edelmuth statt finden, wenn nicht hier? Wo können wir je Freundschaft beweisen, wenn nicht an diesem Hauptgegenstande derselben? Gegen wen werden wir treu und dankbar seyn, wenn nicht gegen das menschliche Geschlecht und gegen die Gesellschaft, welcher wir so stark verpflichtet sind? Welche Gebrechen oder Fehler können eine solche Unterlassung entschuldigen, oder in einem dankbaren Herzen je das Vergnügen vermindern, welches aus liebevoller Erwiederung empfangener Wohlthaten entspringt? Können Sie, bloß aus guter Lebensart, aus einem natürlichguten Temperamente, Vergnügen daran finden, Höflichkeit, Gefälligkeit, Dienstfertigkeit zu beweisen, Gegenstände des Mitleidens selbst auffuchen, und, wo es in Ihrer Macht steht, selbst Unbekanntem dienen; kann es auch in fremden Ländern, oder, wenns Auswärtige betrifft, auch hier Sie entzücken, allen, die es bedürfen, auf die leutseligste, freundschaftlichste Art zu helfen, zu rathen, beizustehen; und sollte ihr Vaterland, oder, was noch mehr ist, Ihr ganzes Geschlecht weniger Wohlwollen von Ihnen fordern können, weniger Achtung von Ihnen verdienen, als Einer von jenen Gegenständen, die Ihnen von ungefähr in den Wurf kommen? —

Ph. Ich befürchte, daß ich auf diese Art nie ein Freund oder Liebhaber werde. Eine Liebe gegen

eine einzelne Person kann ich so ziemlich fassen; aber diese zusammengesetzte, allgemeine Art von Liebe, (ich gestehe es, Theokles), ist mir zu hoch. Ich kann das Individuum, aber nicht die ganze Gattung, ich kann nichts lieben, wovon ich nicht irgend ein sinnliches Bild habe.

Lh. Wie, Philokles? Sie könnten nie anders lieben, als auf diese Art? War Palámons Charakter ihnen gleichgültig, da er Sie zu dem langen Briefwechsel vermochte, der Ihrer neuerlichen persönlichen Bekanntschaft vorangien?

Ph. Ich kann dies nicht läugnen; und jetzt, dünkt mich, verstehe ich Ihr Geheimniß, und begreife, wie ich mich dazu vorbereiten muß. Denn eben wie ich damals, als ich Palámon zu lieben anfing, mich genöthigt sah, mir eine Art von materiellem Gegenstande zu bilden und immer ein solches Bild im Kopfe hatte, so oft ich an ihn dachte: eben so muß ichs in diesem Falle zu machen suchen —

Lh. Mich dünkt, Sie könnten immer so viel Gefälligkeit gegen das menschliche Geschlecht haben, als gegen die alten Römer, in welche Sie, aller ihrer Fehler ungeachtet, doch immer verliebt gewesen sind, besonders unter der Vorstellung eines schönen Jünglings, der Genius des Volks genannt.

Ph. Wäre mirs möglich, meiner Seele ein solches Bild einzudrücken, es möchte nun das mensch-

menschliche Geschlecht oder die Natur bedeuten, so würde das vermuthlich auf mich wirken und mich zum Liebhaber nach Ihrer Art machen. Noch besser aber, wenn Sie es so veranstalten könnten, daß die Liebe zwischen uns wechselseitig würde; wenn Sie mich überreden könnten, zu glauben, dieser Genius sey nicht gleichgültig gegen meine Liebe und fähig, sie zu erwidern —

Th. Gut! ich nehme die Bedingung an. Morgen, wenn die östliche Sonne, wie die Dichter sagen, mit ihren ersten Strahlen den Gipfel jenes Hügels vergoldet, dann wollen wir, wenns Ihnen beliebt, mit Hülfe der Nymphen des Hains dieser unsrer Liebe nachspüren, erst den Genius des Orts anrufen, und dann versuchen, ob wir nicht wenigstens eines schwachen, fernen Anblicks des höchsten Genius und der ersten Urschönheit gewürdigt werden. Sollte es Ihnen glücken, nur Einmal diese zu sehen: so stehe ich dafür, alle jene widrige Züge und Häßlichkeiten, sowohl der Natur, als des menschlichen Geschlechts, werden augenblicks verschwinden. Ihr Herz wird ganz mit der Liebe erfüllt werden, die ich Ihnen wünsche.

* * *

So weit dies Gespräch. Wie Theokles seinen Zweck bewirkt habe, mögen Sie in der vortreflichen Herders Werke. 3. Schön. Lit. u. Kunst. VII.

Rhapsodie: die Moralisten, beim edlen Shaftesburi selbst lesen *).

4.

Mit Recht nennen Sie Shaftesburi einen edlen Schriftsteller; ob ihn gleich hie und da sein Stand, ich möchte sagen, seine Lordschaft überzeigte. Sein zuweilen zwangvoller Styl, manche Späße, die er sich über die Geistlichkeit erlaubte, sein Einfall: „Wiß und Humor zum Prüfsteine aller, auch der ernstesten Wahrheit zu machen,“ haben Tadler und Widerleger genug gefunden; über seinen Kunst-Geschmack wäre auch Manches zu sagen. Die bessere philosophische Seele aber, die in ihm wohnte, sein honestum und decorum in der Moral, hundert seine Bemerkungen über Grundsätze, Sitten, Composition und Lebensweise sind nach allem Tadel unwiderlegt geblieben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein unbefangener honetter Mann diesen Schriftsteller ohne innige Achtung aus der Hand legen sollte; und für Jünglinge wünschte ich in unsrer Sprache zum übersetzten Shaftesburi eine Zugabe, „wie

*) Meiner Gesinnung nach ist es eins der schönsten Verdienste Spaldings, daß Er, zur jener Zeit, 1745., in seiner Lage, uns Shaftesburi's Moralisten bekannt machte. Mehr als dreißig Jahre nachher ist zuerst die Uebersetzung des ganzen Shaftesburi gefolget. Shaftesburi philosophische Werke, Leipzig. 1776—79.

Shaftesburi zu lesen, und was in ihm zu berichtigen seyn möchte.“ Wie Leibniz, so hielten Diderot, Lessing, Mendelssohn, von diesem Virtuoso der Humanität viel; auf die besten Köpfe unsers Jahrhunderts, auf Männer, die sich fürs Wahre, Schöne und Gute mit entschiedner Redlichkeit bemühten, hat er auszeichnend gewirkt.

Und doch, m. F., dünkt mir sein System der Moral unzureichend, sofern es sich bloß auf das decorum et honestum als auf ein Gefühl gründet. Es kommen starke Stellen darüber, auch als Pflicht, als Gesetz betrachtet, in ihm vor; im Ganzen aber, scheint mirs, hat er, um seine Moral liebenswürdig zu machen, mit der menschlichen Natur etwas zu sehr getändelt. Hier muß man hinter allem doch endlich mit der stoischen Philosophie zum alten Worte Gottes zurückgehen: „Du sollt! du sollt nicht!“ sofern uns dies nicht Convenienz, Geschmack und Vergnügen, sondern Pflicht und Vernunft vorhält.

Neulich kam mir ein Lehrgedicht zu Handen, wo mir zuerst folgende Stelle in die Augen fiel:

Sey liebreich mit Vernunft; nur weise Huld ist ächt,
Giebt jedem, was sie soll und kränket keines Recht.
Kein Schimmer äuftrer Macht, kein Geld, das Sklaven rühret,
Hält den Gerechten ab, zu thun, was ihm gebühret.

Gleich feurig zu dem Schutze des Edlen als des Knechts,
Ist er der treue Freund des menschlichen Geschlechts.
Unfähig zu der Kunst, die den Vertrag verdrehet,
Hält er dem Fürsten Wort, wie dem, der nackt gehet;
Bei ihm ist, was du hast, so sicher, als bei dir,
Das ihm geliebte Gut zieht er dem eignen für;
Im kleinsten Werk getreu, verschwiegen bis zur Baare,
Und zu des Freundes Dienst bereit bis zum Altare.
Hört, Bürger der Natur, den Inhalt aller Pflicht:
Lernt die Gerechtigkeit! vergesset Gottes nicht!

Gereizt durch diese Stelle, schlug ich weiter zurück
und fand die Geschichte der Humanität so vor-
getragen:

Vernunft, der Gottheit Strahl, der rohen Völkern schien,
Hieß aus des Waldes Nacht sie in die Städte ziehn;
Gab Ordnung und Gesetz, schuf Menschen aus Barbaren.
Dies hob der Weisen Ruhm in Griechenland empor,
Und rief aus Scythien den Anacharsis vor.
So war der Menschheit Recht der Leitstern alter Weisen;
Doch keiner wagte sich es ändern anzupreisen — —
Die Welt verdankt dir nie, unsterblicher Sokrat!
Dein Fuß betrat zuerst den ungebahnten Pfad,
Der alte Philosoph, vertieft in Zahl und Sternen,
Erhielt von dir die Kunst, sich selbst beschau'n zu lernen.
Es sah der Mensch das Licht, das längst in ihm gebrannt,
Und das, vom Wahn umwölkt, nur Trägheit nicht erkannt.
Da fühlte sich Athen, und lernte Platons Lehren,
Des Weisen von Stagyr, des Epiktets, verehren,
Da tratest du auch auf, erhabner Epikur,
Der Tugend ächter Freund und Kenner der Natur. —

Verehrungswürdiges Rom, groß durch erfochtne Kronen,
Noch größer durch den Geist gepriesner Ciceronen,
O Rom, Europa selbst, von deiner Herrschaft Joch
Vorlängst entlediget, ehrt dein Gesetze noch.
Aus Quellen der Natur sind deines Rechtes Lehren

Ursprünglich hergeführt; sie müssen ewig währen!
 Die Nacht der Barbarei verfinsterte dies Licht,
 Die Welt verwilderte und sah die Tugend nicht.
 Ein schwarzes Wunderthier, der Kezereifer siegte,
 Der Dummheit Tugend hieß und mit der Wahrheit kriegte;
 Bis ihr verstärkter Glanz der Welt mehr Einsicht gab;
 Da fielen der Vernunft die schweren Fesseln ab.

Der Dichter nennt *Baco*, *Grotius*, *Puffendorf* u. a. mit verdientem Ruhme: er gehet die Pflichten durch, gegen Seele und Leib, gegen Gott und Andre. Ueber Irrthum und Unwissenheit, Klugheit und Thorheit, über die Verbindlichkeit zur Wissenschaft und zu allgemeinen Begriffen, über Erfahrung, Vernunft, Geschichte, Fabel, Selbsterkenntniß, als Mittel zu Besserung des Verstandes und Willens, enthält sein Gedicht schöne Stellen. Desgleichen über einzelne Pflichten, die Mäßigkeit, Sittsamkeit, Genügsamkeit, Verbindlichkeit zur Arbeit, über Pflichten in Glück und Unglück, über die Dankbarkeit gegen Gott, das Vertrauen auf die Vorsehung, über gesellige Hülfe, Sanftmuth, Großmuth, Wahrheitsliebe, Freigebigkeit u. f.; wobei sowohl die entgegenstehenden Laster, als die Grenzen der Tugend bemerkt oder geschildert werden. Es sind Lehren in ihm, die der Tugend Gedächtnißsprüche werden sollten, indem sie die Grundfesten aller moralischen Wahrheit enthalten;

3. B.

Es ward ein gleicher Trieb in aller Herz gelegt,
 Und allen Sterblichen die Regel eingeprägt:

Du sollt das Gute thun, du sollt das Böse lassen;
 In diesen Götterspruch läßt das Gesetz sich fassen,
 Das die Natur uns schrieb. Er hält ein Recht in sich:
 Beginne, denke, flieh, begehre, schweige, sprich.

Nicht Erz, das Rost verzehrt, nicht Blätter, die veralten,
 Kein Stein hat dies Gesetz der Menschen aufbehalten!
 Der Allmacht Tochter grub mit ewig heller Schrift,
 Es in die Seelen ein, die nie Verwesung trifft.
 Ein ewiges Gebot, darinn ich wandeln müßte,
 Wenn, welches ferne sey! ich auch von Gott nichts wüßte! —

Zu wünschen wäre es, daß der Verfasser sich
 durchaus auf diesem strengen Pfade gehalten hätte.
 Da er aber das sogenannte System der Voll-
 kommenheiten als Grund der Moral annimmt:
 so wird sein Gebäude hie und da schwankend. Aller-
 dings vervollkommnet uns die Ausübung der Pflicht;
 nicht aber müssen wir sie thun, um über Gewinn
 an Vollkommenheiten zu markten. Das Gebot heißt:
 Du sollt! nicht: Du wirst! welches bloß eine
 höfliche Bettelei wäre.

Sie halten vielleicht dies schöne Lehrgedicht für
 ein Manuscript; leider ist's seit seiner Bekanntma-
 chung im Jahre 1758. für Viele ein Manuscript ge-
 blieben. Es heißt „Lichtwehrs Recht der
 Vernunft,“ und scheint unsrer poetischen Welt so
 veraltet, wie Hallers, Hagedorns, Käst-
 ners, U., Witthofs, ja überhaupt die Lehr-
 gedichte. Unser Publikum ist jung; es liebt Tän-
 deleien der Jugend.

5.

Die Blätter über die Humanität Homers, die Sie zu sehen wünschen, nehme ich aus einer unvollendeten, größern Schrift, die ihr Verfasser Jonien genannt hat, deren weitem Inhalt ich aber hier nicht zu verrathen habe.

* * *

Ueber die Humanität Homers in seiner Iliade.

Wir kommen allmählig wieder in die Zeiten zurück, da man von Homers Roheit nicht genug reden konnte. In Frankreich warf man ihm vormals nur Mangel an Geschmack vor; in Deutschland scheint es ein Lieblingsgesichtspunkt zu werden, in den Sitten seiner Helden, mithin wohl gar in Homer selbst Mangel an Bildung, an moralischem Geschmacke zu finden, und dies unsterbliche Gedicht endlich nur als die „historische Tradition wider der Zeiten“ zu behandeln, die, wie man sich ausdrückt, Homers glühende Einbildungskraft aufnahm und feststellte. So viel Wahres dieser Gesichtspunkt in manchem Betrachte zeigen mag, so zeigt er gewiß nicht alles Wahre, und sein Weniges gewiß nicht auf die nützlichste Weise. Dazu gehört keine Kunst, hier und da Uebereinstimmung der Zeiten, die er besang, mit Völkern, die auf einer, wie uns dünkt, niedri-

gern Stufe der Cultur leben, zu finden, diese gefundene Aehnlichkeit zu übertreiben, und dabei das Auge vor allem sittlichen Gefühl, insonderheit aber vor der Kunst und Weisheit zuzuschließen, die Homer unstreitig auf die Composition seines Gedichts gewandt hat.

Bei jeder Kunstcomposition fragt man: wozu hat sie der Künstler componiret? was war dabei seine Idee? und wie setzte er die Theile seines Werks zusammen? Sind Homers Rhapsodien die rohe Stimme eines griechischen Barden, der einem rohen Volke Märchen aus roheren Zeiten vorsingt, um diese mit ihren Unförmlichkeiten ja nicht untergehen zu lassen; warum wandte man Jahrtausende hindurch auf ihn so viele Mühe? Waren die Griechen, die Römer, und unter andern Nationen die feinsten Denker, waren unter den Griechen Gesetzgeber, Künstler, Weise, Dichter nicht abergläubig und blödsinnig, daß sie aus einer Tradition vergangener Unmenschlichkeiten so viel Wesens machten, und einen unreinen Schlamm in so viel Bäche ableiteten? Das hieße ja die Unmenschheit oder Halbunmenschheit um so gefährlicher festhalten, weil sie mit Homers Farben geschmückt war.

Fragt man bei jeder Geschichte, bei jedem Drama: „wer spricht dies? wann? wozu spricht er's? in welchem Charakter handelt er? wozu stellte ihn der Geschichtschreiber oder Dichter auf?“ wie? und bei

der größten Composition der Welt wollte man nicht also fragen?

Was besingt Homer? nicht den trojanischen Krieg, nicht eine Geschichte alter Zeiten, als solche; auch nicht Achilles Geschichte; sondern

Den Zorn, des Veleiden Achilles

Schädlichen Zorn, der tausend Jammer den Griechen gebracht hat,
Und viel tapfre Seelen der Helden zum Orkus hinabstieß,
Ihre Leiber den Hunden und allem Gevögel zum Raube
Gab —

wahrlich, das heißt doch den Unmuth Achills, er möge gerecht oder ungerecht seyn, nicht unbedinat preisen. Sogleich bezeichnet ihn der Dichter als eine verderbliche Plage der Götter, die um so bedauernswürdiger war, weil sie bloß aus einem unseligen Zwiste entstand, den sein Held mit dem Könige Agamemnon hatte —

Und wer ist Schuld an diesem Zwiste? Homer eröffnet sein Gedicht mit einer Erzählung, die keinen Leser oder Zuhörer im Zweifel lassen kann. Ein Baster, ein Priester Apolls, ein schonenswürdiger, unantastbarer Greis kommt, unter dem Schutze seines Gottes, um seine geraubte Tochter zu bitten. Er spricht weder Mitleid noch Erbarmen an; er will sie nur, und zwar überreichlich, loskaufen. Seine kurze Bitte ist so geziemend, so artig; und welche harte, ungeziemende Antwort giebt der König der Griechen dem flehenden Alten.

Alter! Daß ich dich nie bei den hohlen Schiffen erblicke!
 Treff' ich ferner dich an; es sey, du weilest noch jecho,
 Oder du kehrest ein andermal wieder: so möchte der Goldstab
 Mit dem Kranze des Gotts dich nicht mehr schützen. Die Tochter
 Geb' ich nicht los, bis einst in unsrer Wohnung in Argos
 Sie, von ihrem Geburtsland fern, bei Spindel und Webstuhl,
 Und mein Lager bedienend, veraltet. Du aber entfliehe!
 Reize mich nicht zum Zorn, wenn noch dein Leben dir lieb ist.

Nicht den Vater, den Fremden, den Bittenden, den
 Greis beleidigt diese Antwort allein; sie beleidigt den
 Gott in seinem Priester und ist wirklich die Rede ei-
 nes übermüthigen Utriden.

Nun steigt der Gott vom Olymp; die Pfeile
 fliegen, die Menschen sterben, die Holzstöße flammen;
 Achill, den die Noth des Heers jammert, ruft die
 Versammlung zusammen, um die Ursache auszukun-
 den, warum ein Gott auf sie alle jetzt also ergrimmt
 sey? Kann Achill edler auf den Schauplaß gebracht
 werden, als also? Der Hirte der Völker war durch
 seinen Troß ihr Verderben worden; sein königliches
 Herz machte sich keinen Vorwurf, ob Er vielleicht an
 ihrem Untergange Schuld sey, noch suchte er Mittel
 dagegen; den großherzigen Achill allein kummert die
 Sache des Ganzen.

Als solcher erscheint er sofort in seinen Reden,
 unbefangen, wie es die Großherzigkeit ist, und gera-
 de. Da der weiseste Seher sich nicht erkühnt zu spre-
 chen, weil er sich vor dem Unwillen des Mächtig-
 sten, dessen Gemüthsart ihm bekannt ist, fürchtet,

nimmt ihn Achill für das gemeine Beste in Schuß; worauf denn der Uebermuth des Königs zuerst auf den Seher, sogleich, nach einer sehr billigen Rede des Achilles, auf diesen herfällt. Und da Achilles nicht geschaffen war, sich vor der Versammlung oder sonst schmähen, beleidigen, das Seine sich rauben zu lassen, am wenigsten aber vom stolzen Dünkel eines übermüthigen Utriden; so entbrennet der Zwist, so folgt die Erbitterung, bei der, (ich wage es zu sagen), Achill auch im wildesten Feuer gerecht bleibt. Pallas erscheint ihm zu rechter Zeit, ihn bei der blonden Haarlocke zu ergreifen; und als der unbesonnene Fürst, auch nachdem er Zeit zu besserer Ueberlegung gehabt hatte, sein unbefugtes Machtwort vollführet, und ihm sein Eigenthum, seine geliebte Briseis, raubet, beträgt sich Achill gegen die Herolde mit einer hohen Mäßigung. Ungern, wie Briseis dahingeht, sehn wir sie hingehn, und setzen uns mit dem Gekränkten weinend ans Ufer. Da hören wir ihn der Mutter klagen, und theilen mit ihr den Jammer um einen so herrlichen Sohn, den, bei einem kurzen Leben, ohne seine Schuld, diese öffentliche Beleidigung, dieser Gram, dieser Unmuth treffen mußte. Mit Freuden sehen wir den Vater der Götter den großen Wink thun, und den Gekränkten in Schuß nehmen.

Wenn nun, ganze Gefänge der Iliade hindurch, unschuldige, tapfre, edle Männer, wenn liebe Söhne, junge Gatten, blühende Jünglinge fallen: wer

ist an ihrem Tode, wer an der Trauer, den Thränen, dem Verluste ihrer Eltern und Gatten und Bräute Schuld? Achilles nicht; er streitet bloß nicht mit, und kann und darf als ein öffentlich und ungerrecht Gefränkter, nicht mitstreiten. Unmuthig sitzt er in seinem Zelt, und seine Myrmidonen murren zuletzt um ihn her, daß er sie nicht zum Streite führe. Der übermüthige König allein ist's, der dadurch die Völker stürzt, daß er nicht nur jenen Helden beleidigte, sondern sogleich auch, im Wahne seines Ruhms, zu zeigen, daß er Achills nicht bedürfe, seine geliebten Völker zur Schlachtbank hinführt.

Unglaublich ist's, wenn man es nicht sähe, mit welcher moralischen Zartheit Homer dies alles einleitet und beschreibet. Eben dieselbe Mutter des Beleidigten, die den höchsten Gott anfleht, hatte dem Dichter Raum gemacht, einen falschen Traum vom Himmel kommen zu lassen, der dem Könige einbilde, Er könne jetzt, dem Achill zum Troße, Troja im Hui erobern.

Dagegen erhebt sich nun freilich der alte Nestor

— und sagte mit Weisheit:

Hätte den Traum von allen Achäern ein anderer erzählt, Würden wir sagen: du lügst! und ihn unwillig verschmähen. Aber ihn sah der König —

Und sogleich steht der König von seinem Sitze auf, stüzet sich auf seinen über Alles gepriesenen Scepter; hat sogar eine herrliche List erdacht, die

Anhänglichkeit der Griechen an Ihn, an seinen Bruder Menelaus und dessen Weib, Helena, zu prüfen, überzeugt, daß sie sich ihm nicht anders, als zum Opfer geben würden. Die königliche Persuasion mißrath; der kluge Ulysses, mit dem noch unveralteten Scepter Agamemnons in der Faust, kann sie kaum wieder zu ihren verlassenen Sitzen bringen; wo denn Thersites aufsteht, und Er allein, auf die unschicklichste Art, der Sache Achills erwähnet.

So mancherlei über diesen häßlich-lächerlichen Thersit geschrieben worden; so steht Jedermann das vor Augen, daß den Edelsten der Schlechteste, den Herrlichste der Häßlichste allein und aufs Niedrigste vertheidigt. Jeder gönnet diesem die Schläge des Ulysses; es ist aber große Weisheit des Homers, daß er sie dem Thersites zukommen läßt, in daß alle Fürsten des Heers, deren keiner Agamemnons Betragen gegen Achill loben konnte, dazu schwiegen. Allen bekommt dies Schweigen, die ganze Iliade hindurch, sehr unwohl; ihren Völkern aber noch übler.

Es wird in einem andern Kapitel davon die Rede seyn, wie Homer, der überhaupt keinen Groll gegen ein menschliches Geschöpf, geschweige gegen den König seiner Griechen heget, den Agamemnon allenthalben nicht nur geschont, sondern, wo er irgend konnte, königlich und festlich ausgeschmückt habe. Zum Treffen läßt er ihn ziehen:

Ganz an Augen und Haupt dem donnerbewaffneten Zeus gleich,
Um den Gürtel dem Mars, an Brust und Schultern dem Meeres-
gott;

Wie der führende Stier sich in der versammelten Heerde
Ausnimmt, unter den Rindern der Erst' und Größte von An-
sehn.

Er läßet ihn den tapfersten Kriegern, einem Diomes-
des sogar, Berweise geben; doch dies Alles thut
nichts zur Sache. Nach vielen erlittenen Niederla-
gen muß der alte Nestor mit dem Bekenntniß doch
heraus:

— Ich denke noch heute, so wie ich schon vormals
Dachte, zur Zeit, o König, als du die junge Briseis
Aus des erzürnten Achilles Gezelten gewaltsam entführtest,
Nicht nach unserm Ermessen; ich rieth es mit vielen
und starken
Gründen dir ab; doch du, vom hohen Muthe bemeistert,
Kränkest die Ehre des Helden, der selbst von Göttern geehrt
war,
Und noch hast du bei dir den Siegslohn, den du ihm raubtest.

Er schlägt zur Ausöhnung Geschenke und schmei-
chelnde Worte vor; Achilles schlägt sie aus und muß
sie ausschlagen; ja, wäre Ugamemnon selbst in sein
Zelt gekommen, er hätte einen bösen Weg daraus ge-
funden. Nun hatte dieser Raum, seine Wunder der
Tapferkeit und Oberherrschaft zu erweisen, die aber
alle dahin ausgingen, daß, nach Niederlagen von al-
len Seiten, die Mauer der Griechen erstürmt ward,
und Hektor, ans Schiff des Protefilaus greifend,
ausrief: „bring Feuer!“ — Hier war das Ziel.

Nicht Agamemmons Geschenke, noch eines schlauen Ulysses Reden; Achilles eigener Entschluß, mit welchem sich seines Freundes Patroklos Thränen verbanden, hemmte die äußerste Gefahr des Heeres. Jetzt gab Achill dem Patroklos seine Waffen, mit dem gemessenen Befehl, wie weit er gehen sollte. Als Patroklos diesen überschritten hatte und den Feinden erlag, als Hektor in die Waffen Achills zu seinem eignen Verderben gekleidet dastand, und die Nachricht vom Tode des Freundes, endlich auch seine kaum noch erbeutete Leiche ins Lager kam: da war aller Groll dahin; im Himmel und auf der Erde war Friede. In neue Waffen gekleidet, erscheint er in der Versammlung; und wie klein ist gegen ihn Agamemnon, ob er sich gleich noch jetzt, zur Entschuldigung seines Fehlers, in einem Märchen von der Ate, dem Jupiter gleichgestellt. Wie groß dagegen ist Achilles und wie zart! zart in den Klagen um seinen Freund, in den Klagen an seine Mutter; groß in der Veröhnung mit seinem Feinde, in der Unordnung des Begräbnißes seines Freundes:

Laßt Patroklos Gebein, des Menötiaden, uns sammeln,
Mit sorgfältiger Wahl; es ist nicht schwer zu erkennen.

Dieses legen wir bei in goldner Urne, bis ich auch
Sinke zum Hause des Pluto — —

Dann erhöhn wir den Hügel zum Grabmal; aber ich wünsch'
ihn

Nicht von stolzer Größe, nur mäßig. Breiter und höher
Möget ihr, Freund', ihn künftig erbaun, so viele von euch mich
Ueberleben — —

Groß endlich in den Kampffpielen, in der Ueberwindung sein selbst, da er den Leichnam Hektors zurückgiebt, in der Behandlung Priamus dabei, groß von Anfange des Gedichts bis zu Ende. Scherzend spricht er zu Priamus:

Greis, wie schläfst du so unbekümmert, kein Uebel befürchtend,
Wenn dich allhier Agamemnon entdeckt, und die andern Achäer: —

Dies ist das lehtemal, da Agamemnons in der Ilias gedacht wird; wie tief steht er unter Achill, in dessen Zelte sein Feind ruhig schläft!

Ich weiß wohl, daß man die gedrohte Mißhandlung am Leichnam Hektors dem Achilles hoch aufnimmt; aber preiset sie Homer? und verhindern sie die Götter nicht selbst, denen Achilles sogleich, wie ein Kind, gehorchet? Und was hatte Hektor mit Patroklos Leiche im Sinn, über die ein so hitziger Kampf war? —

Man ist gewohnt, Achill und Hektor zum Nachtheile des Ersten zu vergleichen; nach welchem Maaßstabe? Nicht nur waren es verschiedene Charaktere, und zu Achills Charakter gehörte, was er war, untrennbar; sondern Hektor war auch ein Trojaner. Daß in Troja, dem alten asiatischen Königsstize, ein größerer Reichthum, eine weichere Lebensart herrschte, als in den meisten griechischen Staaten seyn konnte, zeigt sich in mehreren Stellen der Iliade; der Charakter des ersten Trojaners mußte diesem Zustande

de

de gemäß seyn. Der Spiegel Homers, in welchem sich alle Dinge der Welt gleich klar und rein darstellen, zeigt alle Gestalten gleich menschlich und milde. Bei völligen Gegensätzen scheint eine Vergleichung kaum möglich; und doch wirft Homer auf alle, wo irgend er kann, den milden Strahl der Menschheit.

Sein Gedicht endet, ehe Troja erobert wird, ehe wir also die Gräueltthaten der Griechen in dieser eroberten Stadt gewahr werden. Selbst sein Held hatte das gute Schicksal, die schreckliche Folge seiner Tapferkeit nicht zu erleben; er fiel, wie wir aus andern wissen, im Thore von Troja. Und bei Homer, sobald Achill mit seinen neuen Waffen daher geht, geht er zum Tode. Dies weissagt ihm seine Mutter, seine weinenden Kasse, der sterbende Hektor, und er selbst weiß es. Sein Leben ist an Patroklos Leben geknüpft; Ein Hügel soll sie decken, und Eine goldene Urne Beider Asche am troischen Strande vereinen.

Was überhaupt der Glaube an ein Schicksal, was die Thaten der Götter, ihre Hülfe und Feindschaft gegen Völker und Menschen, in die Composition Homers an Ruhe, Milde und hoher Ergebenheit bringen, ist unsäglich. Man nehme diese göttliche Farce, wie manche sie genannt haben, (*μῦθον*), aus seiner Iliade; und das Ganze wird widrig oder platt, wie fast alle politische Geschichte. Und doch ist alles Zuwirken der Götter bei ihm so menschlich, so natürlich! Nirgends ein zerstörendes Wunder; allenthal-

ben nur der Gang des Menschengemüths, der Menschenkräfte, sofern er aus Zufällige, aus Unvorhergesehene, aus Unendliche reicher. Was zumal die Götter über die Sterblichen und über Achills Kasse sprechen, die einem Sterblichen dienen, ist seelezersehneidend.

Menschlicher Homer, wie liebe ich dich in allen deinen Formen und Gestalten! Auch Paris, auch die Sünderinn Helena hast du nicht verschmähet, und beide in das schönste Licht gestellt, in welchem sie stehen konnten. Nicht vergessen sind ihre Brüder Castor und Pollux; ihr Menelaus, samt Ulyß, sind mit allen Würden geschmückt, deren sie auf der Ebne vor Troja fähig waren. So Ajax, Diomed, Idomeneus, Nestor; jeder erscheint an seinem Orte, zu seiner Zeit in der Rennbahn des Ruhmes. Kurz oder lange leuchtet sein Schein; aber er geht nach Verdienst auf und nieder.

Drei Lehren drückst du schweigend vor allen uns ins Herz:

1. *Discite justitiam, miseri, et non temnere divos,* welches ich hier so übersetzen möchte:

Lernt, ihr Fürsten, gerecht seyn und treffliche Männer verehren. Dies lehrt uns mit seinem Uebermuthe der prächtige Agamemnon in der ganzen Iliade. Er gränzt an alle Ausschweifungen, die Aristoteles Ethik kannte, an die Habbegierde (Akolastie), den Neid, die

Schaamlosigkeit und Beifallgebung, die Prahlucht; doch gränzt er nur daran, denn der weise Homer hat ihn vor jedem Zuge des Verächtlichen bewahret. Er ist und bleibt bei ihm ein unsträflicher König. Achilles dagegen besitzt den Kern dessen, was die Griechen Tugend nannten, Großherzigkeit (*μεγαλοψυχια*) und edeln Stolz, hohes Selbstgefühl und die äußerste Wahrheitsliebe. Er ist freigebig und auf eine anständige Art prächtig, höflich in seinem Zelte und bis zur Schaam bescheiden; dabei gebildeter, als alle Griechen: denn er war Chiron's Jüdling und ergöhte mitten im Unmuth sein schwerbeladenes Herz durch Töne. Der wärmste Freund seines Freundes, an Stärke, Tapferkeit, Schönheit und Ruhmliebe über alle Griechen erhaben. Und an diesem gottgeliebten Sohne einer Göttinn und eines Helden zeigt uns Homer *μην*

2. die erschreckliche Plage des harten, obwohl gerechten, Unmuths. Achill konnte ihm nicht entweichen: denn der Vorfall, der ihn dazu reizte, drang auf ihn, ohne daß er ihn suchte. Er kann, die ganze Iliade hindurch, als Achill nicht anders handeln, als er handelt. Das Unangenehme aber dieses Unmuths für ihn und für andre entwickelt der Sänger durch Worte aus des guten Phönix, ja aus Achills eigenem Munde und durch Erfolge in lauter lebendigen Situationen. Sogar das herbeieilende

letzte Schicksal des Edeldürnenden sehen wir in diese Reihe der Dinge verflochten, in diesem ihm unvermeidlichen Unfalle. Konnte ein zarterer Punkt des menschlichen Herzens und Lebens zarter behandelt werden, als es der Dichter gethan hat? Gemeine Seelen wissen nichts vom edeln, göttlichen Unmuth; wie manchem größeren Gemüthe aber ist er die Klippe des Glücks, seiner Brauchbarkeit fürs gemeine Wesen, des häuslichen und täglichen Wohlseyns, ja endlich des Lebens selbst worden! Mehr als Ein Gekränkter hat die Klagen angestimmt, die Achill am Ufer des Meers seiner Mutter zuseufzte; er konnte aber keinen andern Trost hören, als jenem die Götterinn selbst zu geben vermochte.

3. Endlich, welch eine böse Sache ist der Krieg! Und wie mißlich ist jede Regierungsart unter den Menschen, so unumgänglich sie ist im Kriege und Frieden! Beides hat uns Homer so vorzüglich und hell dargelegt, daß wir auch hier den Meister sehen, der in die rohesten Dinge Weisheit und Menschlichkeit brachte.

6.

Sohn! dir werden die siegende Stärke nach ihrem Gefallen, Pallas und Juno verleihn; du aber bezähme des Herzens Stolz aufwallenden Muth: denn gütige Triebe sind edler.

Diese Lehre läßt Homer den alten Pelens seinem Achilles auf den Zug vor Troja mitgeben, und die

ganze Iliade ist eigentlich ein Lob der Philoprosyne, d. i. gefälliger, menschenfreundlicher Gesinnung: Unmuth ist dem Homer eine Plage des Lebens, selbst wenn es ein gerechter, göttlicher Unmuth ($\mu\eta\upsilon\sigma$) wäre. Er frisst am Herzen, und naget ab die Blüthe des menschlichen Lebens; bei den menschlichsten Gesinnungen wird der Gekränkte wider seinen Willen ein Unmensch. Die älteste griechische Philosophie ging da hinaus, das Gemüth der Menschen vor jedem Aeußersten zu bewahren; die älteste Philosophie der Griechen aber war bei den Dichtern. Mit Rechtschaffenheit, Ruhm und Gesundheit ein heiteres, frohes Leben führen zu können, stellten sie als den höchsten Wunsch der Sterblichen dar, und warnten vor jedem Uebermaasse, vor jeder zu hart angefessenen Neigung. Wie klar muß es in der Seele Homers gewesen seyn, da er, sein ganzes Gedicht hindurch, gleichsam die Waage Jupiters in der Hand haltend, die Neigungen und Charaktere der Menschen gegen einander im Streite und in Folgen abwog! Der Schild Achilles zeigt bei ihm, wie er sich die Welt dachte; unbefangen sah er ihre mancherlei, einander oft nahe entgegengesetzten Scenen; fröhliche und traurige, ruhige und stürmische Scenen, und schildert sie, wie dort Vulkan sie haunerte, glänzend und unvergänglich. Wem Homers Muse den Nebel vom Auge nimmt, gewinnet über die Dinge

der Welt gewiß eine große, weise und am Ende fröhliche Aussicht.

Wie Achill mit seiner Leyer den Unmuth sich zu zerstreuen suchte: so war es das Amt der lyrischen Dichter, der Menschen Herz zur Mäßigung in Glück und Unglück zu stimmen und es zur Freude, Freundschaft und Heiterkeit zu ermuntern. Leider sind die meisten derselben untergegangen; die übriggebliebenen Reste aber zeigen diese Bestimmung. Pindar selbst, ob er gleich laute Siege besingt, hat so manchen Spruch in seinen Gesängen, der zur Mäßigung im Glücke, zum behutsamen Gebrauche des Lebens einladet; so manchen, der dem Unmuth zuvorkommen sucht, oder nach Erfahrungen desselben die Seele des Kämpfers edel erquicket.

Das feine Echo der Griechen, (wie Einer unserer Freunde ihn nannte), Horaz, thut ein Gleiches. Es wäre zu wünschen, daß er in seiner wohlgefälligen, einschmeichelnden Art auch uns eigen werden könnte; vielleicht ist dies aber unmöglich: denn die meisten seiner Oden sind zu künstlich eingelegte musische Arbeit.

Mehrere derselben, wissen Sie, sind nach dem Lateinischen in Musik gesetzt; ich wollte, daß auch aus den, für uns nicht ganz brauchbaren, Oden alle rein-menschliche Strophen, alle beruhigende, tröstende, aufheiternde Sprüche und Empfindungen latein componirt würden. Stellen aus Virgil des:

gleichen. Ich erinnere mich aus Luther, daß ihm einige Worte der sterbenden Dido in der Musik einen unvergeßbaren Eindruck gemacht hatten; wem würden nicht jene ewigen Sprüche der Alten, mit welchen sie im einfachsten, kräftigsten Ausdruck das Menschengemüth stärken, einen nach- und wiedertönenden Eindruck geben? Durch Musik ist unser Geschlecht humanisirt worden; durch Musik wird es noch humanisirt. Was dem Unmuthigen, dem lichtlos-Berstockten die Rede nicht sagen darf: sagen ihm vielleicht Worte auf Schwingen lieblicher Töne.

Wenn dies von Gesängen der Alten gilt, sollte es nicht viel mehr von Sprachen gelten, deren Genius uns vertraulicher und näher Laute des Trostes und der Weisheit zulispelt? Kein Zweifel. In den Dichtern der Italiener, Spanier, Gallier, schlummern Töne, die, wenn sie durch Musik und Anwendung zur Weisheit des Lebens würden, Völker und Stände menschlich machen müßten.

Auch in unsern lyrischen Dichtern sind Strophen, die der sokratischen Schule würdig sind; warum leben sie so wenig im Ohr der Nation? warum schlafen sie mit ihren Erfindern vergessen im Staube? Die Ursache ist leicht zu finden: „weil nur ein so kleiner Theil unsrer Nation cultivirt ist, und bei einem andern die scheinbare Cultur zu einem falschen Schmuck fremder Ueppigkeit geworden ist.“ Wir wollen es uns nicht bergen; man spricht viel von Cultur und

Aufklärung; man affectirt und fürchtet sie so gar, vielleicht, weil man an sich selbst weiß, daß sie nicht tief gehet, daß sie selten von rechter Art ist. Denn wirklich gebildete Gemüther, (in dem Verstande, wie Griechen und Römer dies Wort uns zugebracht haben), können am Nutzen der ächten Bildung nicht zweifeln.

Doch wo gerathe ich hin? Lassen Sie uns schnell zu unsrer Materie, zu dem unverfänglichen Wunsche nach Compositionen schöner Stellen aus lateinischen Dichtern, zurückkehren. Oft, gar oft, wenn ich geistliche Musiken über lateinische Mönchsworte hörte, regte sich das Verlangen in mir, auch altrömische Stellen mit solcher Musik begleitet zu hören; und als in Reichardts Todtenfeier auf Friederich nach Lucchesini's Worten altrömische Tugenden, eine nach der andern, auf des Unsterblichen Grab auch in Tönen sich zudrängten, ward der Wunsch aufs neue in mir lebendig. Strophen aus Horaz, (z. B. B. I. Ode 7. B. 21 — 32. B. 2. Ode 10. B. 13 — 24.) oder ganze Stücke mit zweckmäßiger Abwechslung, (wie vielleicht B. I. Ode 9. 24. 26. B. 2. Ode 3. 11. 14. 16. 19. 20. B. 3. Ode 2. 9. 21. B. 4. Ode 7. Epode 7.), würden der Musik nothwendig den eigenthümlichen Schwung geben, der ihr bei unsern verbrauchten Sylbenmaassen zu finden oft schwer wird. Der Hörer würde dadurch gewissermaßen in die römische

Welt, oder wenigstens in Zeiten seiner Jugend versetzt, in welchen er Horaz zuerst lieben lernte.

Wie glücklich war überhaupt dieser Dichter! Nicht nur im Leben, sondern auch in der Reihe von Wirkungen, die ihm nach seinem Tode das Schicksal anwies. Die lyrischen Dichter der Griechen sind untergegangen; Er fast allein hat uns mehrere Formen ihrer Gedanken, ihrer Empfindungen, ihres Ausdrucks, ihrer Sylbenmaasse in seinen Nachbildungen gerettet; und was damit für ein Schatz gerettet sey, hat die Zeitfolge erwiesen. Die Pindarische Form, die Form der griechischen Scholien und Ehre, war und blieb den Sprachen Europa's unanwendbar; in der Horazischen Form erhob sich die Ode, selbst zu einer Zeit, da die Nationalsprachen der Europäischen Völker ungebildet dalagen. In allen Ländern schlossen sich die Geister des Gesanges dem Venusinischen Schwan an, und drückten zuerst in der geliebten lateinischen Sprache Gefinnungen aus, die sie in ihrer Landessprache noch nicht auszudrücken vermochten. Wie niedrig ist's, was *Walde u. a.* Deutsch sangen; wie edler, wo sie das von *Horaz*; geheiligte Werkzeug der Sprache anwenden konnten! Ohne ihn hätten wir keinen *Sarbievius*, dessen Oden, von *Sölk u. a.* wiederum in unsre Sprache übertragen, immer noch den Römisch-Griechischen Geist athmen. Gehen Sie in diesem Gesichtspunkt die Sammlungen durch, die *Gruter u. a.* von den lateinischen Dichtern der *Italia*

ner, Gallier, Belgen, Deutschen, Dänen, Schotten, Engländer u. f. gegeben haben; unter vielem Wortgeklingel werden Sie unstreitig wahre delicias finden. Jeder edlere Dichter vergaß gleichsam den Lauf der Dinge um ihn her; über die Vorurtheile seines Landes, seiner Secte, seines Ordens hinausgesetzt, mußte er gleichsam mit dem Römischen Dichter auch Römisch denken. Was späterhin in unsrer Sprache eben auch durch die Horazische Form geweckt und in ihr vorgetragen sey, darf ich Ihnen aus Klopstock, Götz, Uz, Kamler u. a. nicht anführen. Horaz ist Sänger der Humanität gleichsam vorzugsweise, die Form seiner Gedanken ist das erwählte Lieblingsmaaß der lyrischen Muse worden. O daß wir also schon Stellen, wie solche: *Vitae summa brevis — nil desperandum — Tu ne quaesieris — felices ter et amplius — quod si Threicio — relinquenda tellus — aequam memento — rebus angustis — eheu fugaces — tecum vivere amem, tecum obeam libens* — in lateinischer Sprache componirt hörten!

Hier eine von *Sarbievs* unschätzbaren Oden auch in der Form des Römers:

An die Weisheit.

Die du, höchste Vernunft, weise die Schickung lenkst;

Wie zuweilen der Ernst deiner Verfügungen

Uns erget, ergehen

So die menschliche Spiele dich?

Mit freigebiger Hand streuest du Güter aus.

Und wir rafften sie auf, wenn sie gefallen sind,

Wie die Jugend die Müsse

Mit kurzweiligem Sanfte rafft.

Wer jetzt Kronen erhascht, bricht sie; wer Sexter kriegt,

Sieht sie wieder entführt, eh er sie tragen kann.

Welt! so schwankst du, zerrissen

Von den Händen der Mächtigen.

Was das geizige Glück unter die Völker theilt,

Ist ein Pünktchen. O laß, Weisheit, ich siehe dir!

Mich, indes sie so zanken,

Mit dir lachen und fröhlich seyn.

7.

Ein zweites Fragment aus der Handschrift *Sonien* handelt

Von der Humanität Homers in Ansehung des Krieges und der Kriegführenden seiner *Iliade*. Lassen Sie es jetzt statt meines Briefes gelten.

* * *

Selbst in dem Heldengedicht, das größtentheils Thaten der Krieger besingt, dachte Homer über Krieg und Frieden menschlich. Nicht nur, daß er jenen so oft den thränenreichen, männerfressenden, verderblichen, harten, bösen Krieg nennet; er läßt keine Gelegenheit vorbei, ihn seiner Natur nach, mit allen begleitenden Uebeln, durch Thatsachen zu schildern.

I. Die *Iliade* beginnt mit einem Greise, der

um seine geraubte, liebe Tochter vergebens flehet;
und bald wird es nicht verschwiegen, daß die Griechen
alle benachbarte Küsten und Inseln geplündert, daß
sie die neun Jahre her größtentheils vom Raube ge-
lebt haben. Schon faulet das Holz an ihren Schif-
fen, die Seile vermodern;

Ihre Weiber daheim und unerzogene Kinder
Schmachten, sie wiederzusehn —

daher denn, als Agamemnon ihnen den Vorschlag
that, nach neun Jahren vergeblicher Arbeit wieder
die Schiffe zu besteigen und

— zu fliehen zum werthen Geburtsland;

so hatte er kaum das Wort gesprochen, als die Ver-
sammlung es in freudigem Ernst befolgte:

— Der Staub stieg unter den Füßen der Männer
Wallend empor, und einer ermahnte den andern zur Eile,
Daß sie die Schiff' erreichten und bald ins Wasser sie zögen.

Nur durch vieles Zureden und durch den gebietenden
Stab des Königs konnte die kriegsfatte Schaar wie-
der in die Versammlung, durch neue dringende Vor-
stellungen von Schande, Ruhm und Hoffnung wie-
der ins Feld gebracht werden.

2. Denn es hatte sich zur Last des Krieges auch
die Plage der Pest gefunden; eben sie unterläßt
Homer nicht im Anfange der Iliade schreckhaft zu
zeichnen.

— Die Völker aus Argos
fielen bei Haufen dahin; die scharfen Pfeile des Gottes

Flugen tödtend umher im ganzen achaischen Kriegsheer,
Daß man täglich die Leichen, gethürmt in Haufen, verbrannte.

Denn wem ist unbekannt, daß ansteckende Krank-
heiten das gewöhnliche Gefolge aller Kriegsheere
sind, und elender meheln, als das Schwert des Fein-
des?

3. Als die Götter endlich im Busen der Grie-
chen die Streitlust wieder erweckt,

Daß sie nach unablässigem Kampf und Schlachten sich sehnen,
und ihnen der Krieg wiederum viel süßer dünkt,

— als vormals

Ihnen die Rückfahrt schien zum werthen Lande der Heimath,
will der Dichter dem blutigen Gefechte noch durch eine
billige Auskunft zuvorkommen. Menelaus
und Paris, deren Sache es eigentlich allein ist,
um deren willen Menschen hingepfert werden, sol-
len durch einen Zweikampf den Zwist entscheiden.

— Ihn hörten mit Freude die Griechen und Trojer
hoffend, das Ende zu sehn des elendbringenden Krieges.

4. Da dies Mittel aber nicht gelang, und die
Heere gegen einander ziehen müssen, von wem läßt
sie der Dichter empfinden? Die Trojer von Mars,
den sein Vater, Jupiter, selbst späterhin also anre-
det:

Wisse, dich haß ich am meisten von allen Bewohnern des
Himmels:

Denn du findest nur Lust an Zank und Kriegen und Schlachten.
Aehnlich bist du der Mutter am unerträglichen Starrsinn,
Der nie weicht und kaum von mir durch Worte gezähmt wird.

Die Griechen regt Pallas auf, und mit beiden Aufregern sind

— Das Schrecken, die Furcht, die rastloswütende
Zwietracht,

Schwester des menschenverderbenden Mars und seine Gehül-
finn,

Die, erst klein, sich immer erhebt, bis endlich ihr Haupt sich
Hoch in Wolken verbirgt, indem sie die Erde bewandelt;
Diese durchheilt die Heer' und säte zu beider Verderben
Streitgier unter sie aus, und mehrte der Krieger Getümmel.

Sind diese Namen hier allegorische Kunstwerke? Gespenster sind's, die Homer eben deswegen schreckhaft einführet, weil durch Personen, die in bestimmten Umrissen erscheinen, die Wirkung nicht hervorzubringen war, die er hervorbringen wollte. So scheint er zu andrer Zeit den Zorn, die Schadenfreude, das schrecklichergreifende Todesverhängniß zu personificiren; zu gleichem Endzweck, unsere Begriffe nämlich zu verwirren durch diese unumschriebene Wortlarven. Der Zorn ist ihm wie ein Rauch, und die Zwietracht erhebt sich gleicher Gestalt zwischen Himmel und Erde. — Von allen Künstler-Ideen wegesehen, wie wahr und wie großlich! Aus einem Nichts entspringet die Zwietracht und wird in kurzem unermesslich. Nie umschrieben in ihrem Wesen kommt sie vielleicht aus Einer Kammer hervor und durchheilt Staaten, durchheilt Heere, säet Verderben und Streitgier umher, immer das Haupt in hohen, unabsehblichen Wolken verborgen.

Selten wissen die Menschen, weshalb sie streiten; je länger aber, desto hartnäckiger haben sie: denn von Schritt zu Schritt wächst die unersättliche Eris.

5. Jecho trafen sie nah' auf Einem Raume zusammen, Schild und Lanzen begegneten sich und Kräfte der starken Eisengepanzerten Männer. Es stießen die häuchigen Schilde Wechselnd gegen einander, und ward ein schrecklich Getöse, Laut ertönte zugleich das Jammern und Jauchzen der Krieger, Schlagender und Erschlagener; es strömte von Blute die Erde.

Da sich Homers Iliade einem großen Theile nach mit diesem Gemehel beschäftigt: so wird das Menschengemüth des Dichters hier vorzüglich fühlbar. Seine Todten läßt er nie als Thiere fallen; er bezeichnet, so viel er kann, in einigen Versen als Menschenfreund ihr trauriges Schicksal. Dieser wird nie mehr zu seinen geliebten Eltern, zu seinen Brüdern, seiner Gattinn, seinen Kindern wiederkehren; jener hat Reichthum, Wohlstand, eine glückliche Ruhe verlassen, die er nie mehr genießen wird. Einen andern zeichnet er als Künstler, als einen geschickten, schönen, gottbegabten Mann; seine Kunst ist dahin, seine Schönheit verwelket, der Götter Gaben werden mit der Asche begraben. Jenen hat falsche Hoffnung, eine trüglliche Weissagung ins Feld gelockt; der Tod ergreift ihn, schwarze Nacht umhüllet sein Auge. Und ferner. Mehrere dieser Erinnerungen sind so zart, daß sie Inschriften zu den Grabmälern der Erschlagenen seyn könn-

ten, wenn arme Kriegserschlagene Grabmal und Urne erhielten.

6. Merkwürdig ist hierbei, daß Homer dieses zärtliche Andenken am meisten den Trojanern schenket. Er ein Grieche, der den Ruhm griechischer Helden verewigen wollte, war zugleich ein Asiat, ein Jonier, ein Mensch, und, ich möchte sagen, ein Beschauner des Trojanischen Schicksals. Weit entfernt von der barbarischen Kleinmuth, seine Feinde verunglimpfend zu belügen, zeichnet er ihr zarteres Gemüth, die größere Weichlichkeit ihres Klima, ihre Familienneigungen, ihre Künste, ihr Wohlbehagen zu Friedenszeiten, in Zügen, an denen sich offenbar das Auge des Dichters selbst ergößte. Die armen Trojaner sind ihm eine Heerde Schaaf, die von Wölfen angefallen wird; unter ihnen sind viele fremde Bundesgenossen, die am Schicksal der bedrängten Königsstadt nur aus nachbarlichem Mitleid Theil nehmen. Uns den inneren Wohlstand Troja's zu zeigen, unser Herz für die Bedrängten mitsühlend zu machen, führt er seinen edlen Hektor im Anfange des Treffens in die Stadt zurück. Er zeigt uns Priamus und seiner Söhne Wohnungen, zeigt uns die Helena selbst in einer zwar erniedrigten, aber nicht unwürdigen Gestalt; so die Ältesten der Stadt, so endlich Andromache und ihr Kind. Rührender ist wohl kein Abschied geschildert worden, als den Hektor von ihnen beiden nahm; und es ist eine Ueberkritik der Grammatiker, daß in der
Andromache

Andromache Rede einige Verse zu allgemein und zu viel seyn sollten. Bei dem Dichter spricht sie im Namen aller trojanischen Frauen, für sie und ihre verwaifeten, gefangenen Kinder. Auch hat sich Homer wohl gehütet, uns die Unthaten selbst zu erzählen, die dieser traurige Abschied nur vorahnet, ob sich gleich der Grund seiner ganzen Odyssee, die unglückliche Rückfahrt der Griechen, großen Theils auf sie bezog. Weder mit der Gräueltthat des Ajax vor dem Bilde der Pallas, noch mit des Priamus, der Polyxena und Andrer unwürdigem Morde hat seine Muse sich besleckt; die Künstler und tragischen Dichter nahmen ihre Vorstellung dieser Scenen aus andern sogenannten cyklischen Dichtern. Hektors letzter Gang nach Troja ist bei Homer in jedem Schritte groß und heilig. Der Edle will die zornige Göttinn versöhnen und seine geliebte Vaterstadt entsündigen; daher er auch den Missethäter Paris ins Feld fordert, bis am skäischen Thore endlich, an diesem Unglücksorte, der traurige Abschied die Scene endet — —

Homer war keiner von denen, die ihrem Lieblingshelden die ganze Welt aufopfern. Seinen Achilles kleidet er in gottähnliche Größe; Hektor dagegen in alle Würde und Zierde des Bertheidigers seiner Geburtsstadt. Beide Helden konnten in dem menschenverderblichen Kriege nicht auf Einmal glänzen; indeß jener also einige Tage ruhet, läffet er diesen sein Glück aufs höchste treiben; bis er durch Anlegung

der Waffen Achills die Nemesis reizet, und, dem Tode ein Opfer, dasteht. So übertrieb Patroklos seine Bestimmung und sank; nicht von Hektor, sondern zuerst von Apollo selbst rückwärts getroffen, daß Achills Waffen von ihm fielen. So sollte, hinter Homers Iliade, Achilles, da sein Ziel erreicht war, auch sinken. Das Schicksal aller Dreien, der edelsten Männer, ist in einander verwebt, und der Tod Eines ein Verkündiger vom Tode des Andern. Im Leben und Tode ehrt Jupiter den Hektor. Da er vom Zorn der Juno ihn nicht erretten kann, opfert er seinen eigenen geliebten Sohn Sarpedon mit ihm zugleich auf, und seinen Leichnam entzieht er der Rache Achills auf die edelste Weise.

Und wie den Hektor, so hat Homer den alten Priamus und alle seine Kinder geehret. Deiphobus ist vom Apoll begeistert, wie keiner im griechischen Heere; selbst Paris Vorzüge werden bei allem Tadel, der ihm gebührt, nicht verschwiegen.

7. Warum untersagt Priamus bei dem Begräbniß der Erschlagenen seinem Heere die weinende Trauerklage? Offenbar lag dies Verbot in der Situation der Trojaner. Sie, eine Versammlung asiatischer, weicherer Völker, an die laut = weinende Trauerklage mehr noch als die Griechen gewöhnet, sie, die in der Nähe ihrer Verwandten, Kinder und Weiber, vor Troja's Mauern ihre nächsten Freunde und Landsleute bestatten, und in ihrem Tode ihr eigenes

Schicksal voraussehen, sie hatten ein solches Verbot nöthiger, als die härteren Griechen, die der angreifende Theil waren, und, fern von den Ihrigen, nur ihre Mitstreiter begruben. Um Patroklos Leiche weinen die Griechen, insonderheit die Myrmidonen, am heftigsten Achilles; auch Briseis weint und die übrigen Weiber, letztere aber

Um Patroklos zum Schein, im Grund' um eigenes Elend.

8. Noch mehr zeigt die Menschlichkeit Homers sich in der Weisheit, mit der er über das Schicksal des Krieges dachte. Alles Kriegsunglück läßt er durch Fehler entstehen, durch Fehler und Leidenschaften der Götter und Menschen. Das alte Troja wird vom Jupiter dem Eigensinne eines unversöhnlichen Weibes aufgeopfert, die eine Reihe ihrer Lieblingsstädte hingeben will, wenn Jupiter hier nur ihren Willen erfüllet. Die keuscheste, stolzeste Göttinn erröthet nicht, ihre Umarmung zum Neße des Betrugers zu machen, aus tiefem Groll lieblos Liebe zu heucheln, mit geborgtem Schmucke an offenem Tage aus der Gattinn eine berückende Buhlerin zu werden, nur damit einige Trojaner mehr bluten, indeß ihr bestochener Kämmerling, der Schlaf, dem schicksalwägenden Gott die Augen zuschließt. Das Aeusserste der Rache eines Weibes! Gegen Troja stehen zwö Weiber, für Troja zwei Männer; wer zweifelt, wenn es auf Haß ankommt, welche Parthei

zum Ziele gelangen werde? Ging es in den hartnäckigsten Kriegen der Erde je anders?

In der menschlichen Scene hangen, wie vorher gezeigt worden, der Griechen Unfälle bei Homer lediglich vom Stolze und Wahne des Königes ab, dem keiner der rathgebenden Fürsten sich zu widersetzen getraute. Ein falscher Traum ist seine belehrende Gottheit; sonst erscheinet ihm keine, (deren mehrere doch andern erscheinen), während der ganzen Iliade. Dieser falsche Traum heißt Dunkel, dem Agamemnon, schon seinem Namen nach ein Jupiter auf Erden, zum Verderben seines Volkes gehorchet. Den ältesten Rathgeber besticht er damit, daß der Traum in seiner Gestalt erschienen sey; andre Fürsten schweigen oder wetteifern thöricht mit Achilles Ruhm. So kommt durch Einen, durch Wenige das ganze Heer an den Rand des Abgrundes. Zu spät wird gesprochen, zu spät geweinet; und unter diesem allen ist und bleibt Agamemnon der sorgsamste Hirte der Völker. O Homer, so oft ich von neuem deine Iliade lese, finde ich in ihr neue Züge der ordnenden Weisheit, Klugheit und Menschenliebe, mit der du wilde Verhältnisse eines rohen Zeitalters erzählest. Und keine Lehre, keine Warnung entfließt deinen Lippen, als ob sie die deinige wäre; jedes Laster, jede Thorheit, jede Leidenschaft selbst lehret und warnet.

Diderot über die Einfalt in Homer.

„Die Natur hat mir Geschmack an der Einfalt gegeben, und ich bemühe mich, diesen Geschmack durch das Lesen der Alten vollkommener zu machen.

O mein Freund, wie schön ist die Einfalt! Wie übel haben wir gethan, uns davon zu entfernen!

Wollen Sie hören, was der Schmerz einem Vater eingiebt, der jetzt seinen Sohn verloren hat? Hören Sie den Priamus. Wollen Sie wissen, wie sich ein Vater ausdrückt, der dem Mörder seines Sohns fußfällig flehet? Hören Sie eben den Priamus zu den Füßen des Achilles.

Was ist in diesen Reden? Kein Wiß, aber so viel Wahrheit, daß man fast glauben sollte, man würde eben so wohl als Homer darauf gefallen seyn. Wir aber, die wir die Schwierigkeit und das Verdienst, so einfältig zu seyn, ein wenig kennen, mögen diese Stellen nur lesen, mögen sie mit Bedacht lesen, und hernach alle unsre Schreibernereien nehmen und ins Feuer werfen. Das Genie läßt sich fühlen, aber nicht nachahmen.“ —

Was Diderot hier von Homers Einfalt sagt, möchte ich von seiner Humanität sagen. Man lese seine Beschreibungen des Todes der Erschlagenen, man lese Hektors Abschied von seinem Weibe und Kinde, man bemerke jeden Zug, mit dem der Dichter des Achills erwähnt, insonderheit, wenn er ihn

selbst redend einführet, auch was er hie und da über das Glück und Unglück des menschlichen Lebens, über Reichthum, Ehre, Adel der Seele und des Geschlechts, über Gerechtigkeit, Tapferkeit, Geduld, Weisheit, Mäßigung, Sanftmuth, Gastfreundschaft, Verschwiegenheit, Treue, Wahrheit, über die Verehrung der Götter, die Ergebung in den Willen des Schicksals, und die ihnen entgegengesetzten Thorheiten und Laster einstreuet; Welch eine Schule der Humanität ist in ihm!

8.

Lessings Emilia Galotti hat mich wieder einmal ins Theater gelockt; wie zufrieden, ja gesättigt bin ich hinausgegangen! Ein Theaterstück muß gesehen, nicht gelesen werden: denn wenn es ist, was es seyn soll, so ist ja eben auf die Vorstellung alles berechnet. Ich kann mir nicht einbilden, daß, wenn Stücke dieser Art, (aber auch keine andre als solche), wöchentlich nur Einmal, auf die leidlich-vollkommenste Weise gegeben würden, und diese Stücke lauter Stände und Situationen unsrer Welt, wie dieses, enthielten, das Publikum ungebildet, unerleuchtet bleiben könnte.

Bei der zweiten Ausgabe des Diderotschen Theaters bezengte Lessing diesem Schriftsteller öffent-

lich seine Dankbarkeit, als dem Manne, der an der Bildung seines Geschmacks großen Antheil habe. Denn, fährt er fort, „es mag mit diesem auch beschaffen seyn, wie es will: so bin ich mir doch zu wohl bewußt, daß er ohne Diderots Muster und Lehren eine ganz andre Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eignere; aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre.“ Und setzt sodann weiter den Einfluß ins Licht, den Diderots Stücke, insonderheit sein Hausvater auf das deutsche Theater gehabt habe.

Sie wissen, wieviel Diderot darauf hielt, daß Stände aufs Theater gebracht werden sollten, und was Lessing in seiner Dramaturgie dabei zu erinnern fand. Natürlich können Stände ohne bestimmte Charaktere auf dem Theater keine Wirkung thun; aber bilden sich die Charaktere der Menschen nicht in und nach Ständen? und welcher Stand hätte auf den Charakter mehr Einfluß, als der Stand eines Prinzen? Hier hatte also Lessing ein weites Feld, das philosophische Allgemeine, dadurch Aristoteles die Poesie von der nackten Geschichte unterscheidet, als Philosoph und Dichter zu bearbeiten. Er zeigt den Charakter des Prinzen in seinem Stande, den Stand in seinem Charakter, beide von mehreren Seiten, in mehreren Situationen. Nicht nur bringt er den Prinzen in seiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung mit den verschiedensten Personen,

Männern und Weibern, mit Künstler und Sanzler, Kammerherr und Kammerdiener, mit einer Geliebten, die er jetzt nicht geliebt haben, und einer andern, die jetzt von ihm eben nicht geliebt seyn will, mit dem Vater, der Mutter, dem Bräutigam derselben, ja mit sich selbst in Gespräch und Handlung; er unterläßt auch keine Gelegenheit, in jeder dieser Situationen eigentlich nach dem Ringe zu reunen, und wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, das Prinzliche dabei zu charakterisiren. Niemand wird unverschämt genug seyn, deshalb das Stück eine Satyre auf die Prinzen zu nennen: denn nur dieser Prinz, ein italienischer, junger, eben zu vermählender Prinz ist's, der sich diese Späße giebt und bei Marinelli andre zuläßt. Auch ist sein Stand, seine Würde, selbst sein persönlicher Charakter in Allem zart gehalten, und mit wahrer Freundlichkeit geschonet. Am Ende des Stück's aber, wenn der Prinz sein verächtliches Werkzeug selbst verachtend von sich weiset, und dabei ausruft: „Gott! Gott! ist es zum Unglücke so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind; müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?“ und die unschuldige Braut dabei im Blute liegt, der Vater, ihr Mörder, sich eben vor diesen Fürsten, als vor seinen Richter stellt, Marinelli, der Unterhändler dieses Gewerbes, sich noch bedenkt, den Dolch aufzuheben; wer ist, dem, wenn in solcher Situation der Vorhang sinkt, nicht noch andre Ge-

danken, außer dem, den der Prinz sagt, in die See le strömen? Nothwendig fragt man sich, wie wird das Gericht über den alten Oboardo ablaufen? wie lange wird Marinelli entfernt seyn? d. i. wie bald wird er, wenn sein Dienst. abermals brauchbar ist, wiederkehren u. f. ?

Es ist vielleicht das höchste Verdienst der Poesie, insonderheit des Drama, Stände und Charaktere aller Art, (wenn mir das niedrige Gleichniß erlaubt ist,) an dem feinsten Spieße, auß langsamste am Feuer eigner Thorheiten, Neigungen und Leidenschaften umzuwenden. In der Seele des Zuschauers werden diese Stände und Charaktere dadurch gahr, oder, mit einem edleren Ausdruck, geründet. Man siehet, was an der Figur Ernst oder Scherz, Wort oder That ist; man blickt auf den Grund hinunter, und greift das Beständige oder Unstatthafte ihres Charakters, ihre Versatilität und innere Ehrlichkeit gleichsam mit Händen.

Die alte Tragödie ging darauf hinaus, durch Darstellung unerwartet = schrecklicher Königsunfälle und Katastrophen die Urtheile der Menschen zu berichtigen, ihre Grundsätze zu sichern, und das poco più und poco meno der Leidenschaften, der Furcht und des Mitleids, dem Zuschauer auf ächter Waage vorzuwägen. Die neuere Tragödie, wenn sie gleich ihren Bogen nicht so scharf spannen und ihre Keule so rasch schwingen kann, als die alte, hat dennoch mit ihr ei-

nerlei Endzweck. Sie spricht zum innersten Gefühl, zur treuesten Ehrlichkeit des Menschen; die Uebelthat kann sie auch jenseits der Geseze verfolgen, so wie das Lustspiel die Thorheit auch jenseits der Geseze straft. Beide sind Sprecherinnen vor dem erhabens-
sten Richterstuhl unsers Geschlechts, vor der Humanität selbst, und ventiliren, bescheinigen und gegenbescheinigen vor ihr auf die schärfste, freieste Weise.

Lessing kannte diesen Proceß über die innere Ehrlichkeit eines Charakters aufs genaueste; sein Tellheim ist ein von allen Seiten geprüfter, militärischer Charakter; alles, was um ihn steht, was ihm begegnet, sichtet ihn das ganze Stück hindurch moralisch. Wen solche Komödien und Trauerspiele nicht bearbeiten können, der möchte durch Worte schwerlich zu bearbeiten seyn.

Man rückt Lessingen vor, daß er die zarteste Weiblichkeit, das über allen Ausdruck reizende je ne sais quoi des schönen Geschlechts nicht gekannt, und solches eben sowohl in der Emilie als der Minna, der Recha als der Orsina verfehlt habe. Sie sind, sagt man, bei ihm Kinder oder Männer, Helden oder schwache Geschöpfe. — — Ich kann über diesen Punkt nicht entscheiden. Sollte es aber keinen Unterschied geben, wie ein weiblicher Charakter im Romane und auf der Bühne erscheinen darf? Das neuere Theater ist bei allen Völkern Europa's, vorzüglich Spaniern und Franzosen, aus romanhaften Erzäh-

lungen und Sitten entstanden; sollte es diese nicht ablegen dürfen? ja, sollte es sie endlich nicht ablegen müssen, da diese fremde Schminke aus der wirklichen Welt theils schon verbannet ist, theils in Manchem offenbar ihrer Verbannung zueilet? Das Theater der Alten kannte diese romantische Schminke nicht, und doch waren ihre Weiber Weiber.

Wie dem auch sey, in diesem Stücke getraute ich mir, den Charakter der Emilie, Orsina, geschweige der Claudia, völlig vertheidigen zu können; ja, es bedarf dieser Vertheidigung nicht, da sich hier Alles in der Sphäre eines Prinzen, um seine Person, um seine Liebe, Treue und Affection drehet. Wer kennt die Uebermacht dieses Standes beim schönen Geschlechte nicht? und wer darf es der Emilie in diesen Augenblicken einer solchen Situation verargen, wenn sie den Doldh ihres Vaters einer künftigen Gefahr vorziehet? Das flatternde Vögelchen, (verzeihen Sie das naturhistorische Gleichniß), fürchtet nicht etwa nur den anziehenden Hauch der nahen großen glänzenden Schlange; es fühlet denselben schon, sieht ihren auf sie gerichteten Blick — oder ohne Gleichniß, sie glaubt sich schon umschlungen von tausend feinen Netzen liebenswürdiger Eigenschaften, weiß, wie der Prinz ihre Empfindungen der Religion selbst vorm Altare störte, und wagt, wie eine Heilige, den Sprung in die Fluth. Wie verständvoll hat Lessing das Herz der Emilie mit Religion

verwebet, um auch hier die Stärke und Schwäche einer solchen Stütze zu zeigen! Wie überlegt läßt er den Prinzen sie am heiligen Orte auffuchen, sie in der Kapelle vor aller Welt anreden, und stellt die schwache Mutter, den strengen, grollhaften Fürstensfeind, Odoardo, neben sie. Ihr Tod ist lehrreichschrecklich, ohne aber, daß dadurch die Handlung des Vaters zum absoluten Muster der Besonnenheit werde. Nichts weniger! Der Alte hat eben sowohl, als das erschrockene Mädchen in der betäubenden Hofluft den Kopf verlohren; und eben diese Verwirrung, die Gefahr solcher Charaktere in solcher Nähe, wollte der Dichter schildern.

So erlaube ich auch der Orsina, (die nothwendig mit Mäßigung gespielt werden muß), ihre Verhöhnung des Marinelli, selbst ihre höllische Phantasie im siebenten Auftritte des vierten Akts. Wenn sie nicht den Mund öffnet, wer soll ihn öffnen? Und sie darfs, die gewesene Gebieterinn eines Prinzen, die in seiner Sphäre an Willkühr gewöhnt ist. Als eine Beleidigte, Verachtete muß sie anseht übertreiben, und bleibt in der größesten Tollheit die redende Vernunft selbst, ein Meisterwerk der Erfindung.

So auch das Uebereilen des Plans, das Hineintappen des Prinzen, und vor Allem, seine unbescholtene Rechtsfertigkeit, Alles veranlaßt, gebilligt und am Ende doch, nachdem der Plan verunglückt,

nichts befohlen, nichts gethan zu haben. In wenigen Tagen, fürchte ich, hat er sich selbst ganz rein gefunden, und in der Beichte ward er gewiß absolviret. Bei der Vermählung mit der Fürstin von Massa war Marinelli zugegen, vertrat als Kammerherr vielleicht gar des Prinzen Stelle, sie abzuholen. Alppiani dagegen ist todt; Odoardo hat sich in seiner Emilie siebenfach das Herz durchbohret, so daß es keines Bluturtheils weiter bedarf. Schrecklich! —

Als ich, voll dieses Eindrucks, nach Hause kam, fiel Diderot mir in die Hand, und zwar folgende Stelle:

„Der Schauplatz ist der einzige Ort, wo sich die Thränen des Tugendhaften und des Bösen vermischen. Hier läßt sich der Böse wider Ungerechtigkeiten aufbringen, die er selbst begangen hätte; hier hat er bei Unglücksfällen Mitleiden, die er selbst veranlaßt hätte; hier ergrimmt er gegen Personen von seinem eigenen Charakter. Aber der Eindruck ist geschehen, und er bleibt, auch wider unsern Willen; der Böse gehet also aus dem Schauplatze, weit weniger geneigt, übel zu thun, als wenn ihm ein ernster und strenger Redner eine Strafpredigt gehalten hätte.

„Der Dichter, der Romanschreiber, der Schauspieler bringen verstohlener Weise ans Herz, und treffen es um so gewisser und stärker, je weniger es den Streich vermuthet, je mehr Blöße es folglich giebt.

Die Unglücksfälle, durch die man mich rührt, sind erdichtet: was thut das? Sie rühren mich doch. Jede Zeile in dem Ehrlichen Manne, der sich der Welt entzogen, im Dechant von Kilverine, im Cleveland, erregt in mir ein zärtliches Theilnehmen an den Unglücksfällen der Tugend, und kostet mich Thränen. — Könnte es eine unseeligere Kunst geben, als die, die mich zum Mitschuldigen des Lasterhaften machte? Aber wo ist auch eine schätzbarere Kunst, als die, die mich unvermerkt für das Schicksal des rechtschaffenen Mannes einnimmt, die mich aus der ruhigen und süßen Fassung, in der ich mich befand, reiſet, um mich mit ihm umherzutreiben, mich in die Höhlen zu versetzen, in die er flüchten muß, mich zum Mitgenossen der Unfälle zu machen, durch die es dem Dichter beliebt, seine Beständigkeit auf die Probe zu stellen?“

„Wie sehr ersprießlich würde es für die Menschen seyn, wenn sich alle Künste der Nachahmung einen gemeinschaftlichen Gegenstand wählten, und sich einmal mit den Gesezen dahin verbänden, uns die Tugend liebenswürdig und das Laster verhaßt zu machen! Des Philosophen Pflicht ist es, sie dazu einzuladen; er muß sich an den Dichter, an den Mahler, an den Tonkünstler wenden, und ihnen auf das nachdrücklichste zurufen: „o ihr von höheren Fähigkeiten, warum hat euch der Himmel begabt?“ — Wird er gehört, so werden gar bald die Mauern unsrer Pallä-

ste nicht mehr von Gemälden der schändlichsten Wohl lust bedeckt seyn; unsre Stimmen werden nicht länger die Verkündigerinnen des Lasters seyn; und Geschmack und Tugend werden dabei gewinnen.“

„Ich habe manchmal gedacht, daß man gar wohl die wichtigsten Stücke der Moral auf dem Theater abhandeln könnte, ohne dadurch dem feurigen und reißenden Fortgange der dramatischen Handlung zu schaden.“

„Nicht Worte, sondern Eindrücke will ich aus dem Schauplatze mitnehmen. Das vortreflichste Gedicht ist dasjenige, dessen Wirkung am längsten in mir dauert.“

„O dramatische Dichter! Der wahre Beifall, nach dem ihr streben müßt, ist nicht das Klatschen der Hände, das sich plötzlich nach einer schimmernden Zeile hören läßt, sondern der tiefe Seufzer, der nach dem Zwange eines langen Stillschweigens aus der Seele dringt und sie erleichtert. Ja, es giebt einen noch heftigeren Eindruck, den sich aber nur die vorstellen können, die für ihre Kunst geborenen sind, und es voraus wissen, wie weit ihre Zauberei gehen kann: diesen nämlich, das Volk in einen Stand der Unbehaglichkeit zu setzen; so daß Ungewißheit, Bekümmerniß, Verwirrung in allen Gemüthern herrschen, und eure Zuschauer den Unglücklichen gleichen, die in einem Erdbeben die Mauern ihrer Häuser wanken se-

hen, und die Erde ihnen einen festen Tritt verweigern fühlen.“ — —

9.

Als Swift über Gullivers Reisen brütete, schrieb er an Pope: „ich habe ganze Nationen, ganze Professionen und Künste immer gehasset; meine Liebe gehet nur auf einzelne Personen. Z. B. ich hasse die Kunst der Rechtsgelehrten, aber ich liebe den Rath N. den Richter N. N. So habe ichs, (von meiner eignen Profession nichts zu sagen), mit den Aerzten, mit den Soldaten, den Engländern, Schotten, Franzosen u. f. Vornehmlich aber hasse und verabscheue ich das Geschöpf, der Mensch genannt, obschon ich den Johann, den Peter, Thomas u. f. von Herzen liebe. An dieses System habe ich mich (unter uns gesagt) nun viele Jahre her gehalten, und werde mich immer daran halten. Ich habe Materialien zu einer Abhandlung gesammelt, welche zeigen soll, daß man den Menschen unrecht durch ein vernünftiges Thier definirt, und daß man bloß ein vernunftfähiges Thier setzen sollte. Auf dies starke und feste Fundament der Misanthropie, (wiewohl nicht nach Timons Manier), gründet sich das ganze Gebäude meiner Reisen; und ich werde nimmer ruhig seyn, bis alle ehrliche Leute hier:

hierüber meiner Meinung sind. Die Sache ist so klar, daß sie keinen Widerspruch leidet; ja, ich will Hundert gegen Eins setzen, daß Sie und ich in dem Punkte übereinstimmen.“

Diese Uebereinstimmung war ein freundschaftlicher Wahn, oder ein Compliment, das der von seiner Meinung durchdrungene Swift sich selbst machte. Pope schien ihm Recht zu geben, äußerte aber zugleich, daß er Maximen schreiben wollte, die Rochefoucaults Grundsätze insgesamt entgegengesetzt wären; wogegen Swift in noch härteren Ausdrücken den Rochefoucault, als seinen Liebling, in welchem er seinen ganzen Charakter gefunden, heftig in Schutz nimmt.

Bei Swift nämlich war diese Menschenfeindschaft nicht witzige Laune, sondern ein bitterer Ernst, wie seine Schriften, wie sein Leben es zeigt. Er hatte einen so tiefen Groll gegen die menschliche Gesellschaft gefaßt, daß selbst seine Menschenfreundschaft, seine strenge Sorge für die von der Natur und dem Staate verwahrloseten Unglücklichen sich in dies rauhe Gewand kleidete; er schien ein Zuchtmeister, auch wenn er ein wohlwollender Freund war.

Es hieße, Worte verschwenden, wenn man über das von Swift aufgestellte Paradoxon in der Form disputiren wollte; jedermann siehet, was in ihm wahr oder übertrieben sey.

Eine andre, oft aufgeworfene Frage: ob es bes-

fer sey, von den Menschen zu gut oder zu schlimm zu denken? d. i. den Menschen zu schmeicheln, oder sie mit Schärfe zu behandeln? führt, wie mich dünkt, ihre Auflösung auch mit sich. Man muß keins von beiden, und eben hierinn bestehet die Philosophie und Kunst des Lebens. Alle Uebertreibungen sind eben so unwahr, als schädlich; meistens fallen sie auch zusammen und lösen einander auf. Young z. B., der in seiner Schrift über die Originalwerke den armen Swift heftig und in der Gestalt des Menschenfreundes selbst menschenfeindlich angriff, hat sich gegen das von ihm verehrte Geschlecht eben so versündigt, da er ihm in seinem jetzigen Zustande die Würde des Seraphs anschmeicheln, als Swift, da er es zum Nahob erniedrigen wollte. Jener, um sein System zu verfolgen, ward gezwungen, den Lorenzo zu einem Teufel zu machen; damit der erdichtete Engel in sein Licht träte; dieser mußte seine vernünftigen Pferde mit allen Vollkommenheiten schmücken, die er doch nur im Menschengeschlechte kannte. Dem guten Rousseau ist es in seinen Uebertreibungen nicht anders gegangen; in der Phantasie ein Idealist fürs Gute, mußte er in einzelnen Urtheilen und im Betragen des Lebens ein leidendes Kind werden.

Zwischen zwei Ueßersten giebt es keinen andern Weg der Vernunft und Rechtschaffenheit, als die Mittelstraße. Man sage so viel Gutes, man schreibe so viel Böses vom Menschen, als man wolle; le-

diglich kommts auf den Gebrauch an, den man von beiderlei Urtheilen macht, wie man sie durch thätige Güte und Weisheit zusammen vereinet.

Das edlere Schauspiel der Griechen hatte zum Zweck, zwischen beiden Extremen eine weise und tugendhafte Mitte im Menschen zu befestigen; o hätten wir Menanders und Philemons Schauspiele! Die übriggebliebenen wenigen Stellen und Sprüche zeigen, daß in ihnen der Mensch von allen Seiten betrachtet und zur Lehre aufgestellt worden, wie es denn auch Terenz, der halbirte Menander, klar an den Tag leget:

Sprüche aus Philemon.

Beschwerlich ist ein unverständiger
Zuhörer; vor dir sitzend, tadelt er
Aus Thorheit nie sich selbst. —

*
Viel leichter, eine Krankheit, als den Gram
Ertragen. —

*
Der Seele Kummer wird durch Rede leicht.

*
Wer unter uns dort außerhalb der Stadt
Der Menschen Gräber sieht, der sage sich:
Auch Jeder dieser sprach einst zu sich selbst:
„Ich werde, wenn die Zeit kommt, schiffen, pflanzen,
„Die Mauer brechen und besitzen.“ Jetzt
Besitzen sie ein Grab.

*
Ihr Götter, welch ein wohlgeartet Thier
Ist eine Schnecke! Kommt auf ihrem Gange

Sie einem bösen Nachbar nah; sie hebt
Ihr Haus und wandert weiter. Darum wohnt
Sie sorgenlos, weil sie die Bösen immer flieht.

*

Er ist ein Knecht; hat aber Fleisch und Blut
Wie Du: denn keiner ward durch die Geburt ein Knecht;
Unglücklich Schicksal macht zum Sklaven nur.

*

Ein böser Diener wird der Strafe nicht entgehn;
Du aber sey der Strafe Büttel nicht.

*

Dein Wort, o Freund, hat deine schöne That
Geschmäht; des Reichen That hat Bettlers Wort vernichtet.
Nühmst du die Gabe selbst; die du dem Freunde gabst,
So warst in Thaten du ein Feldherr, und im Wort
Ein Mörder. —

*

Sprich nicht: „das will ich geben.“ Denn wer spricht,
Der giebt noch nicht und hindert Andern Gaben.

*

Mit rechter Unterscheidung gib und nimm.

*

Das kleinste Geschenk, es wird das Größeste,
Wenn du's wohlmeinend giebst.

*

Den Armen haß' ich, der dem Reichen schenkt;
Er schilt das Glück, die Unerfättliche! —

*

Sey einem Alten, der da fehlt, nicht hart;
Ein alter Baum ist zu verpflanzen schwer.

*

Im Alter kommt der Reichthum uns zu gut,
Er führt den Alten glücklich an der Hand.

*

Was grämest du dich, Freund? du weißt es ja,
Daf eben wenn das Glück den Menschen lacht,

Zu jedem Unglück es die Pforte finde.
Auch über Keines Unglück freue dich:
Denn alles mischt und kehrt das Schicksal um.

*

Nie schilt das Glück. Du weisst, zu böser Zeit
Gehn auch der Götter Sachen selbst nicht wohl.

*

Gesundheit ist mein erster Wunsch; der zweite
Glück im Geschäft; der dritte Freude; dann
Noch Einer: „keinem je verpflichtet seyn!“ —

*

Erst sieht, bewundert, dann betrachtet man
Und fällt in Hoffnung, und zuletzt in Liebe.

*

„Sag' an, wie soll ich Gott gedenken mir?“
Daß Er, der alles sieht, unsichtbar sey.

*

„Was machst du, Syra? Wie befindest du dich?“
Kannst du noch also fragen einen Greis?
Ein Greis ist nimmer wohl. Man sagt mit Recht,
Und kann es sagen: „auch der Tod ist gut.“

*

„Was ist es denn? warum will er mich sehn?“
Ist's, wie die Kranken, wenn der Schmerz sie quält,
Und sie den Arzt erblicken, besser sind?
So der Betrübte; siehet er den Freund
Nur neben sich; gleich lindert sich sein Gram.

*

Auf Erden lebt kein Mensch, nicht Einer lebt,
Der Böses nicht erfuhr, wie? oder noch
Erfahren wird. Nur wer, was ihm begegnet,
Aufs leichtste nimmt, nur der ist weis' und glücklich.

*

Erkenne, was der Mensch ist, und du wirst
Doch glücklich seyn. Hier hörst du Einen todt;
Dort ist ein anderer gebohren; diese
Gebahr nicht, jenem ging es übel; der

Hat Husten; jener weint. Das alles bringt
Die Menschheit mit sich; fliehe nur den Gram.

*

Viel Unglück ist in vielen Häusern, das,
Wenn man es gut erträgt, uns Gutes bringt.

*

Der Menschen Viele machen sich das Uebel
Noch größer, als es ist. Dem starb ein Sohn;
Dem eine Mutter; dem, beim Jupiter!

Gar ein Verwandter. Nähm' ers, wie es ist,
So starb ein Mensch. Das ist an sich das Uebel.

Nun aber ruft er aus: „das Leben ist für mich
Kein Leben mehr! Er ist dahin! Ich werd' ihn
Nie wieder sehn!“ Er sieht den Unglücksfall
Allein in sich und häuft auf Uebel Uebel.

Wer alles mit Vernunft betrachtet, wie
Es an sich selbst, und nicht für ihn nur sey,
Empfängt das Glück und hält das Unglück fern.

*

In Traurigkeit sein selbst noch Meister seyn;
Dies ist's, was mich erhält, und was den Menschen macht.

*

Wir armen Menschen! Unser Daseyn ist
Ein Leben ohne Leben. Meinungen
Beherrschen uns, seit wir Gesetze fanden,
Der Vor- und Nachwelt Meinungen. Wir suchen
Dem Uebel zu entgehn und finden uns
Zum Uebel Vorwand.

*

Wer, was er sagen soll, nicht saget, der
Ist immer lang, und sprach' er nur zwei Sylben.
Wer gut sagt, was er saget; ob er viel
Und lang' auch spräche, der spricht nie zu lang.
Sieh den Homer. Er schrieb viel tausend Worte,
Und wem schrieb er zu viel?

*

Wenn, was wir haben, wir nicht brauchen, und

Was wir nicht haben, suchen; ach so raubt
Das Glück uns Jenes, Dieses wir uns selbst.

*
Gerecht ist nicht, der niemand Unrecht thut;
Der ist's, der Unrecht thun kann und nicht will.
Nicht der, der kleinen Raubes sich enthält;
Der ist's, der großen Raub mit Muth verschmäht,
Wenn er ihn haben und behalten kann.
Nicht der ist's, der dies alles nur befolgt,
Der ist's, der ungeschminkten, reinen Sinns,
Seyn ein Gerechter und nicht scheinen will.

*
So viele Künste es, o L a c h e s, gab;
Kein Lehrer, alle lehrte sie die Zeit.
Nicht Körper nur; es wachsen mit der Zeit
Auch Dinge! —

Endlich den Hauptspruch:

Ανθρωπος ων, τστ' ἴσθι, καὶ μεμνησ' αἰ.
Du bist ein Mensch; das wiß' und denke stets daran.

IO.

Neben den Griechen ist schwer zu stehen, und
doch haben auch Wir Stücke, die neben ihnen stehen
können und dürfen.

Menschen t u g e n d.

Die Ohren und die Herzen willig her,
Ihr Menschen! Euer Gott hat mich gelehrt,
Was Tugend sey; ich lehr' es, Menschen, Euch!

Dem Nackenden von zweien Linnen Eins
Um seine Blöße selbst ihm schmiegen, und
Von zweien Broden Eins dem Hungrigen

Darreichen, und aus seinem Quell dem Mann,
Der frisches Wasser bittet, einen Trunk
Selbst schöpfen, stöß' er noch so tief im Thal.

Ihr meine lieben Menschen, Tugend ist:
Dem Hülfedürftigen zuvor mit Gold
Und Weisheit kommen; seine Seele sehn,
Und seinen Kummer messen; und sich freun,
Dafß etwa Gold und etwa Weisheit ihn
Der Freude wiederbringen; ihn auch nicht,
Wer seines Kummers Ueberwinder war,
Erfahren lassen —

Menschen, Tugend ist:
Und wenn die Bösen alle gegen euch
In ihrer Bosheit wütheten, und sich
Verschworen hätten alle gegen euch,
Von Menschenliebe nicht zu Menschenhaß
Hinübergehen; immer, immer gut
Den Bösen seyn; dem undankbaren Mann
Exempel werden edler Dankbarkeit.

Ihr meine lieben Menschen, Tugend ist:
Dem Gotterschaffenen Erhalter seyn,
Lebendigen das Leben fristen, rohen Stoff
Umwenden, so daß er durch euren Fliß
Einst Leben zu dem Leben bringen muß.

Ihr meine lieben Menschen, Tugend ist:
Die Summe jedes Guten, welches Gott
In seine Welt gelegt, an seinem Theil
Vermehren; wenn und wo und wie sie nur
Vermehret werden kann. Vermehrest du
Die Summe dieses Guten, dann, o dann
Sey König oder Bettler, du gefällst
Dem Schöpfer alles Guten, deinem Gott.

Du willst ihm nicht gefallen? wie? du willst
Des Guten Summe nicht vermehren? willst
Des Bösen, welches Gott in seiner Welt

Zum Guten lenkt, Vermehrer seyn? Sey es!
Du wirst dich schämen einst und es bereun.

So unser Sleim in seinem Halladat, oder
rothen Buche, dem wir jetzt lieber einen andern
Namen geben wollen; es enthält Blätter zum achten
Koran der Menschengüte. Und dieser Lehrer
spricht nicht nur, er thut auch also.

II.

Während Sie, m. Fr., um den Ruhm der
Nation wetteiferten, war ich in der Versammlung
der blühendsten Völker der Erde. Alle standen fried-
lich neben einander; jedes Geschlecht, jede Art, jede
Gattung in ihrem eignen Reize und Charakter. Kei-
ne neidete, verfolgte die andre; unter dem blauen
Bogen des weiten Himmels genossen alle das goldene
Licht der Sonne, die Balsamkräfte der erquickenden
Luft, des Thaues und Regens. Als ich mit süßem
Staunen sie ansah, sang eine Stimme:

Flora, dich feiert mein Hymnus, du schönste, doch feltner als
deine

Schwestern, des hohen Olymps Bewohnerinnen, gesungen!
Zauchzend gebahr dich die Erde dem alten chaotischen Winter,
Dich, du Erstling und Stolz und Wonne der fühlenden Schöpfung.
Selig priesen sich einst in deiner Götter-Umarmung
Jupiter Pluvius selbst und Hyperions heilige Stärke.
Ihnen gebahrst du Proserpinens Mutter und später Pomona,
Beide schön; doch schöner als beide die blühende Mutter.

60

Und eine andre Stimme antwortete :

Flora, du kleidest die Erde mit hellem smaragdnein Gewande,
Schön durchwebet und bunt mit Farben des himmlischen Bogens.
Prächtig glänzt in der Nacht der Sterne funkelnder Gurt hin,
Welcher den blauen Talar des alten Eölns umwallt;
Aber noch reizender geht am offenen Tage die Tellus,
Von dir, Flora, geschürzt mit leichtem Blumengehänge.

Und es war, als versammelten sich die Genien der
verschiedenen Erdezonen. Eine Stimme sprach :

Zahllos ist die Menge der blumentragenden Pflanzen,
Die am saugenden Busen der allernährenden Mutter
Mit der oberen Fläche der vielgebildeten Blätter
Trinken der Sonne Licht; den nächtlichen Thau mit der untern.
Von den beschneiten Gebürgen der nordischen langen Polarnacht,
Bis zur erdunggürtenden Zone des heißen Aequators
Ist kein Raum so gering' im weiten Gefilde der Schöpfung,
Keine der Alpen so steil, und keine der Steppen so sandig,
Daß sie nicht nähre Geschlechter der Pflanzen, der Lage geeignet.
Pflanzen überweben das Bett der Quellen und Ströme;
Andre nähret der Rhein, und andre der Drellana.
Selbst in den finstern Tiefen der erdunggürtenden Weltmeers,
Wo kein Orkan sie empört, wohin kein Blei je hinabsank,
Scherzen in weiten Fluren, umwallt von ragenden Hainen
Seltam-gebildeter Pflanzen, die Heerden der Amphitrite.

Eine Schwesterstimme nahm das Wort auf:

Sterbliche haben gewähnt zu zählen die Kinder der Flora,
Ihre Geschlechter zu ordnen und ihre Namen zu nennen;
Zwar, wer hat sie besucht der Ostwelt grüne Wüsten?
Wer die Quellen des Ganges und siebenarmigen Nilus?
Wer die geheimern Fluren der Oceaniden des Aufgangs?
Ihre Gestade beschiedenen Wucherer; der forschende Weise
Seltner. Und wer sah sie, die Kränze der Nereiden,
Wenn sie die grünlichen Locken umwinden im Schooße des Welt-
meers.

Wer hat je die Flechten, wer hat die Moose gezählet,
 Deren Frühling beginnt, wenn Fröste den Herbst entblättern,
 Deren üppiger Wuchs die Scheitel ätherischer Alpen
 Da, wo sie Flora verläßt, mit tausend Farben bekleidet?

Hier unterbrach eine sichtbare Scene die Unsichtbaren.
 Ein Jüngling trat aus der Laube hervor, und um-
 wand das Haupt seines Lehrers mit einem Kranze
 von Blumen, die alle ihm geweiht waren, und in der
 Geschichte der Pflanzen seinen unsterblichen Na-
 men tragen. Er begleitete sie mit Worten der in-
 nigsten Herzensverehrung in den erlesensten Bildern
 und zog sich bescheiden zurück.

Und von neuem erwachten Gesänge von der
 Vermählung und der nach Jahreszeiten geordne-
 ten Entwicklung der Blumen. Menschenfreund-
 liche Genien sangen also:

Flora, wo deine Hand mit hymenäischem Bande
 Nicht im Lenz vermählte der Tellus zahllose Kinder,
 Trauret umher die Natur in Nahrung-entbehrender Debe.
 Wein- und gesanglos schleicht Autumnus; es darbet Pomona;
 Nichtiges Stroh entfaltet der Fackel des Sirius Ceres;
 Traurig stehet der Hain, der chaonischen Eicheln entbehrend:
 Denn es ergrauete schon im April die Hoffnung des Jahres.
 Glückselig ist der Hirte, der durch gesicherte Habe,
 Lernte der Aemsigkeit Werth und Zukunft-ahnende Vorsicht.
 Ihn ergreifen mit eisernem Arm des darbenden Jahres
 Schrecken nimmer; es spendet ihm nicht, wie dem übrigen Zug-
 vieh,
 Schlechte, kärgliche Kost der unfreiegebige Frohnherr.
 Ihn treibt nicht der Hunger aus thränenloser Despoten

Ländchen, aus Deutschland hin zu des fernen Astrakans Oeden.
 Siehe, der reiche Gewinn von tiefergeackerten eignen
 Saaten und üppiger Wiesen sich stets erneuernder Kleewuchs
 blieb ihm von besseren Jahren. Er theilt den Ueberfluß willig
 Mit dem hülflosen Volk angränzender Sklavenländer;
 Aber die Treue des Jahrs und der wiederkehrenden Monden
 Milder Geschenk ersetzt ihm bald den vergessenen Miswachs.

Eben als ich noch wünschte, daß die Unsichtbaren diese
 Worte in aller Frohnherren Herz singen möchten,
 weckte mich ein sanfterer Laut. Er sang die allmäh-
 lig anbrechende Zeit des Blumenfrühlings:

Sieh! im wärmeren Strahle der rückwärtslehrenden Sonne
 Freut sich die Blumengöttin bei ihrer Kinder Entwicklung,
 Öffnet die Kelche der Blüthen und schmückt die bräutliche Tellus.
 Zwar es entfalten früher die Schattengewächse der Haine,
 Ob sie das Laub bedunkelt mit seiner kühlen Umwölbung,
 Ihre zärteren Blumen dem ersten Strahle des Lenzes.
 Blaue Hepatika, dich und das herzerfreuende Weilschen,
 Euch erziehn die Dryaden zu ihren frühesten Kränzen.
 Sie durchweben ihr Blau mit dem Golde des Frühlings:
 Crocus

Und mit den Silbersternen der Anemone der Haine;
 Früher blüht der Helleborus, früh die duftende Daphne,
 Und der Aurikeln Geschlecht, verpflanzte Töchter der Alpen.
 Aber die späteren Blumen verschließen die duftenden Glocken
 Noch dem nächtlichen Froste, dem Störer ihrer Befruchtung.

Wärmere Lüft' umathmen den üppiger schwellenden Frühling;
 Wenn, von den Horen umtanzt, der Wagen des Sonnengottes
 Steileren Pfades rollt an dem hohen Bogen des Aethers;
 Wenn in dem jungen Laube die Vögel sich alle begatten,
 Wenn in den lauen Bächen sich paarend verfolgen die Fische,
 Öffnen die Blumen sich auch der allbefruchtenden Liebe.
 Bräutlich pranget im weiß- und röthlichen Kleide der Obstbaum,
 Wärmende Augenblicke, sanft wechselnde Regenschauer
 Ueberweben mit tieferem Grün, mit dichteren Blumen

Sonnigte Gipfel und duftende Wiesen, in welchen sich zahllos
Wankende Blumen mit Blumen, mit Gräsern Gräser vermählen.
Hymen herrschet im Hain; es neigen sich liebesehrend
Weibliche Blüthenzweige zu männlich befruchtenden Nesten.
Siehe, der Tannenwald raucht! Es öffnet die feuchte Nym-

phäa

Ueber den Wellen den Schoos der Zeugung fördernden Sonne.
Feuerfarbener Mohn und blüthenbestäubter Weizen
Taumeln unter einander, verwebt mit blauen Cyanen;
Honigsuchende Bienen und laue Lüfte befördern
Ihren geheimern Bund; doch keine der Arten verwirrt sich.

Liebetrunken schlug die Nachtigall einzelne Töne
in diese Beschreibung. Und sie fuhr fort, als eine
andre Stimme die Vermählung der Blumen von
denen Geschlechtern besang,

— bei denen dieselbe Korolle

In dem ambrosischen Bette voll Honigs und stärkender Düste
Mit den befruchtenden Männern die weibliche Zeugungskraft ein-
schloß,

bis zu jenen getrennten Geschlechtern, wo oft
kaum erreichbar ist der Liebesbund der Getrennten.
Also entfaltet umsonst die weibliche, unvermählte
Palme die Blüthentrauben in Schatten-entbehrender Wüste.
Aber der Araber holte, der schwachtenden Braut sich erbarmend,
Oft aus fernen Hainen befruchtende Palmenblumen.
Dester bringt ein behaartes Insekt, und auf goldgesteckten
Federn ein Colibri, gebadet im Blumenstaube,
Die befruchtende Kraft des Meilen entfernten Gatten.

Ernster wurden jezo die Töne; liebreichwarnend und
tröstend fangen die Genien von schädlichen und
heilenden Kräutern:

Weise hast du, Natur, der Pflanzen Erzeugung geordnet,
 Gütig und weise die Kräfte der Erde-verschönernden Pflanzen.
 Nicht der Schüler allein der rettenden Göttinn Hygea
 Kennt sie, die heilenden Kräfte der aromatischen Staude,
 Fern am Ganges geholt und vom Haupte der Cordilleras,
 (Oft verkannt an Ufern der vaterländischen Bäche;)
 Sichrer weiß der Wilde die schmerzenlindernde Wurzel
 Und den geheimern Stand der fieberheilenden Rinde.
 Aber er kennet sie auch, die tödtenden Gifte der Pflanzen,
 Kennt der Euphorbien Kraft und der giftigen Mancinella,
 Die den geflügelten Pfeil mit dem schnellsten Tode bewaffnet.

Friedlicher Hütten Bewohner! Die ländlichen Gärten um
 blühen auch

Tödtende Kräuter zuweilen, vermischt mit nährenden Pflanzen.
 Zwar es meidet das Vieh den Schierling, des Equisetum
 Und der Cicuta Berührung; es meidet die Wiesenranunkel,
 Durch den eignen Instinkt vorm herben Tode gesichert.
 Aber zu oft verkannte der harmlos spielende Knabe
 Falbes Stramonium, dich, und die Beere der Bella-Donna,
 Der frühblühenden Daphne, der rankenden Dulcamara.
 Tödtet sorgsam, ihr Hirten, die Pflanzen; des blauen Napellus
 Stauden tödtet sie auch und der vielarmigen Wolfsmilch.

Eben so menschenfreundlich nannte die Stimme die
 bekanntesten heilenden Kräuter:

Heilend ist der Holunder an Früchten, Blüthen und
 Rinde,

Sanft auflösend der Mohn und die rosenfarbnen Althäen.
 Blaue Veronica, dich und die Kerze des hohen Verbaskum,
 Des Taraxacon Gold, der wuchernden Graswurzel Ausguß,
 Herber Eichorien Saft, und des Löffelkrauts bittere
 Blätter,
 Eure lindernden Kräfte verkennt der weisere Arzt nicht,
 Sorgsam wählend; es sind des Bescheidneren Heilmittel,
 Einfach, wie die Natur, und Deutschlands Himmel erzeugt sie.

Der Inhalt dieser Gesänge dünkt mir so schön, daß

ich Sie nicht zu ermüden fürchte, wenn ich Sie noch einmal davon unterhalte. Auf Wiesen und Auen, in Gärten und Feldern blühet der Menschen Gesundheit, Nahrung und Glück; da erholet, da erquickt sich die Seele. Ihr Realis hat Recht: „Lust zu Naturfachen ist ein Merkmal der Großmüthigkeit. Naturkünste machen aufrichtig; Schulkünste stolz und grausam.“

12.

Von den heilenden Kräutern Deutschlands wandte sich der Genius des Menschengeschlechts zu Pflanzen, die die Natur jeder Zone, ihr angemessen, schenkte. Sie gab

— — des Betels Gewächs den Völkern am Indus,
 Und die Nhabarbar dem Tartar der kalten tungusischen Steppe,
 Gab die Ginseng-Wurzel dem feuchten sinesischen Reisland,
 Ließ die Dolde der Squilla kanopischen Sümpfen entblühen,
 Und in Balsamthränen zerfließen die Staude der Myrrha;
 Schenkte dem armen Bewohner des reichen Botosi die Coca,
 Ihm des Guajacs Summi, den fieberheilenden Baum ihm,
 Und den sikulischen Hirten die Perlentropfen der Manna.

Der Genius schien eine Biene zu werden, die um ihre süßesten Blumen umherfliegt:

Aromatischen Balsam entathmen die Pflanzen der Hügel.
 Duftende Kalaminta, der blaue Salbey und der Thymus,
 Und die Melisse sind Bienen auf sonnigten Bergen ein Labfal,
 Wo sich der Rosmarin vermählt mit hohem Lavendel;
 Jenen Blüthen entwenden sie narbonensischen Honig,
 Und den fernher-athmenden Nektar Hymettus und Hybla's.

Aus der Laube erscholl die Stimme:

Aber wer kennt sie alle, die Kräfte der heilsamen Pflanzen,
Oft vergessene Kunde der sorgsam = forschenden Vorzeit,
Ober nach Säklen Erfindung der Dioskoriden der Nachwelt.

Und der Genius antwortete:

Wenn, von alten Systemen entfesselt, bescheidner der Forscher
Einst von Hirten auch lernt und ergrauenden Alpenbewohnern;
Auch den Bergmann verschmähet er nicht und des Gamsenjägers
Nicht stets fabelnde Kunst und angeerbtes Geheimniß;
Siehe! dann werden Contoure der Amuth, mit Farbenverschwen-
dung

Blumenfreunde nicht fesseln allein; der *Genzianella*
Tiefgesättigtes Blau, der *Lobelia* flammende Röthe,
Noch der Purpur und Safran der strahlenden *Poinciana*,
Nicht der *Murikel* Sammt und die Strahlen der *Ningel*;
blume

(Wenn sie die goldenen Augen dem thauenden Morgenroth auf-
schleußt)

Fesseln allein nicht mehr der Flora sammelnden Günstling.
Thätige Weisheit umstrahlt des menschenfreundlichen Forschers
Wärmere Seele, zu nützen mit Muth dem Menschengeschlechte.

Jetzt erhob sich *Linneus* Urberg der Schöpfung vor
mir, auf welchem vom Gipfel an bis zur niedrigsten
Tiefe alle Gewächse blühen, deren Fruchtkraut seit-
dem über die ganze Erde verweht ist:

Reich seyd ihr an Pflanzen von mannichfaltigen Kräften,
Quellentrunkene Thäler und sonnige Hügel der Alpen.
Neben dem *Akonit* entfalten die *Genzianen*,
Töchter desselben Hügel's die heilenden Safranglocken.
Siehe! den *Teneriff* und den Flammengipfel des *Aetna*,
Caucasus Felsenhaupt, dich, höheren *Chimborasso*,
Decket ewiges Eis, seit euch die Fluthen umstürzten.
Euer beschneiter Scheitel, dem hundert Quellen entströmen,

Der das hohe Gewölbe des Himmels zu tragen uns scheint,
 kleidet sich über den Wolken in reine ätherische Bläue.
 Flora's Reich beginnet am Rande des ewigen Schneereichs;
 Grönlands kurzen Sommern entblühn grönländische Pflanzen.
 Malaga's Reben umranken den Fuß der Gebirge; die Höhen
 Decket der Saxifragen, der Diappensia Mooswuchs.
 Kurz ist die Lebensdauer der weißen Nigmäengeschlechter,
 Welche das Nennthier-Moos umkreucht und die Alpenbirke,
 Tiefer vermählet der kleine Myrtill und des Rhododendron
 Purpurdolde sich mit dem erdwärts-friechenden Krumholz;
 Ihre Schatten verbergen die Alpenmaus und das Schneehuhn.
 Tiefer erhebet der Larus sein Haupt und der dunkle Wach-
 holder,

Früher als diese, die Birke, der Laryx, entblättert im Winter.
 Ihren Füßen entsteigt, gedeckt von ihrer Umfchattung,
 Ein unzähliges Heer balsamischer Pflanzen der Alpen.
 Heerden irren hier in schwelgendem Ueberflusse
 Um die genügsame Sommerhütte der Freigebohrnen.
 Phöbus Strahl entbindet aus tausend würzigen Pflanzen
 Kleinere Lebenslust und rosenfarbne Gesundheit.

Kühlende Lüft' umwehn euch, Söhne heiliger Aspen,
 Würziger Pflanzen Duft umsäufelt euch in der Kühlung;
 Aber betäubender ist der Duft von Auranzien-Hainen,
 Welche der Wind ins Meer entführt von Portugals Küsten,
 Oder von Rosengebüsch des zweimalblühenden Pästum;
 Selbst bemooften Felsen entsteigen dort Weisengerüche. —

Lieblicher seyd ihr noch, ihr Blüthen heißerer Zonen,
 Tausendfarbige Töchter der senkrechtstehenden Sonne,
 Deren Hauch mit Balsam die schwüleren Lüfte beschwängert.
 Dichter sangen nur Rosen, nur Gärten der Hesperiden;
 Niemand feierte noch die tropischen Blüthen des Aufgangs.
 Wer sang dich, o Nyctanthes, die Zierde der Ganges-Ge-
 stade,

Wer, Gardenia, dich, die Königin der Gewächse,
 Und ambrossischer duftend als beide, den Delbaum aus China?
 Wer der Barmelia Gold? und die Früchte der Mangu-
 stana?

Staunend verwelkt die Muse beim Stamm der keuschen Mimosa,
 Reizbar wie die Thiere, des Pflanzenreiches die feinste.
 Und wer sang von euch, ihr amboinischen Haine,
 Welche der Goldbirst mehr, als des Weltmeers stürmende Brandung

Rings umher verschleuße dem harmlosen Freunde der Flora.
 Mitten im brennenden Sand' erhebt sich ener Gewölbe,
 Neben der höchsten Glut der Sonne die nächstliche Kühlung.
 Nicht der Muskatbaum nur, und die aromatische Nelke,
 Auch des Brodbaums Stamm und die Niesenhöhe des Colos,
 Tropfen der Wuth der Orkane —

Feirliches Dunkel umhüllt die romantischen Zauberhaine;
 Keine Blumen entsprossen dem Schooße der nächstlichen Dämm-
 rung;

Aber seidenes Moos und buntgemarmelte Schwämme
 Decken den Armadill und die vielgeringelte Schlange.
 Statt der Nächstigall Lied' erschallet der Papageyen
 Und der Affen Geschrei aus ferner Gipfel Umwölbung.

Lauter konnte der Gesang nicht werden. Ich befand
 mich auf Amboina mitten im Paradiese der Flora, im
 Dufte der Blumen, im Lustgeschrei der Affen und
 Papageyen. Da sang aus der Laube die mildere
 Stimme:

Laß mich, holde Natur, den Sohn der kälteren Zone,
 Deiner Wunder mich immer erfreun im Reiche der Flora,
 Zwiefach ihrer mich freun auf schönen pannonischen Fluren.
 Denn schön sind sie die Ufer, an welchen sich Windobona
 Spiegelt in dem Silber des mächtigen Kaiserstromes.

Und eine andre Stimme:

Aber dann erheben sie sich zum reizenden Urbild',
 Wenn von der feinsten Empfindung und von des reinsten Geschma-
 ckes
 Sicherer Hand geleitet, ein Lascy oder Cobenzel

Gärten, wie Oberon, schafft und Paradiese, wie Milton —
 Gruppen, wie hingezaubert, von Grotten und Wasserfällen,
 Ueberwölbende Schatten und duftende Labyrinth
 Seltensamegebildeter Baum' und Blüthen wärmerer Zonen,
 Scheinbare Disharmonie, die sich löst in den süßesten Wohlklang,
 Wo in ihren höchsten Triumphen unsichtbar die Kunst wird.

Stimmen besangen Kauniz, Laudons Gärten,
 und eine holdere Stimme:

Edele Kinski, du sammelst in Gärten, wie die der Armida,
 Jene Blüthen umsonst, die der westlichen Atlantide
 Milderen Sonnen entblühen und jenen des rothigen Aufgangs.
 Siehe, von allen Blumen, die deinen Tritten entsteigen,
 Die dein schaffender Wink, genährt von Hyperions Strahlen
 Und den Thränen Aurorens, dem Schooß der Tellus entrufet,
 Ist doch keine so schön, wie du.

Eine andre Stimme nannte Gärten,

Wo in Amerika's Büschen die deutsche Nachtigall stödet;
 Unerwartet brachte endlich die Stimme des Dichters
 mich zu mir selbst wieder:

Aber auch ihr seyd schön, ihr meines nordischen Landes
 Quellentrunkene Thäler und grünende Blumengestade;
 Flora liebet euch mehr als alle der kälteren Zone
 Fluren; sie webet in euch sich ihre feltneren Kränze.
 Reizend ist die Aussicht, gelagert in dunkler Umschattung
 Ueberwölbender Buchen und Eichen aus Obins Zeiten,
 Welche das Meer umstürmt, zu sehen im Wellengetümmel
 Hundert züngelnde Flaggen und windgeschwängerte Segel;
 Ueber den Bogen die Heldengestade des felsigen Schwedens,
 Rauch von ihren Städten und Gipfel von ihren Gebirgen,
 In dem röthlichen Schimmer des sinkenden Sonnenwagens.
 Sey mir gegrüßt, du mütterlich Land, im Feiergefange,
 Wo mich die Blume des Feldes als Knaben mehr schon entzückte,
 Als Hyacinthenprunk und eitle Tulpen: Aesthetik,
 Blüthen ohne Frucht, des batavischen Krämers Erfindung.

So lösete sich der Zauber. Ich kenne den Dichter nicht *); könnte ich aber eine Gestalt an mich nehmen, so würde ich in Virgils oder Kleists freundlicher Gestalt vor ihn treten und sagen: „Mann oder Jüngling, du bist werth, unser Genosse zu seyn, ja, eine neue Stufe zu betreten, auf der die Wissenschaft der Natur sich mit der Kunst des Gesanges verbindet. Denn dich umwehet der Geist der Schöpfung; du weißt nicht nur Namen ihrer Kinder, sondern fühlest dich auch in sie, und hast ein Herz für die Freuden und Leiden der Menschheit. Die Sprache stehet dir zu Gebot; die Wechselfcenen der Natur werden dich immer mehr zu wechselnden Tönen begeistern. Auf! und erweitere das Feld deines Hymnus. Die Kränze, damit du deinen Lehrer schmücktest, erwarten auch dich:

Sieh', es windet dir Flora, die Liebende dem Gesebtern,
Dustende Diademe von Blüthen aus jeglichem Welttheil.

So würde ich zu ihm reden, überzeugt, daß durch das Studium und durch den Gesang der Natur der menschliche Geist erweitert, das menschliche Herz unschuldiger, ruhiger, wohlthätiger werde.

*) Er war der verstorbene Freiherr von der Lühe in Wien. Dieser Hymnus an Flora erschien zu Wien 1790, 4. und ebendasselbst (gedruckt mit Stereotypen des Grafen Prosper von Sizingendorf, 1800, 4.) sein Hymnus an Ceres.

Unbezweifelt ist's, daß durch das Studium und durch den Gesang der Natur das menschliche Gemüth milder werde. Wer uns eine botanische Philosophie in einem schönen Lehrgedicht gäbe, welchen Reichthum hätte er vor sich! Ihm stände die gesammte Mythologie, die äsopische Fabel, die Idyllen der Alten, und von den Neuern Reisebeschreibungen, Geschichte, Philosophie, endlich die Naturwissenschaft selbst zur Seite.

Was haben die Alten in ihren Georgicis gesucht, als unter mancherlei Einkleidungen den Menschen menschlich zu machen und ihn allmählig zu Beobachtung der Natur, zur Ordnung, zum Fleiße und Wohlfeyn zu erheben? Auch dem Virgil in seinen Georgicis können wir diesen, wenigstens mittelbaren, Zweck nicht absprechen. Er, der außer dem Kriegsglücke der Römer gewiß noch ein ander Glück der Landbesitzer und Landbewohner kannte, wollte durch sein schönes, in vielen Stellen so menschliches, Gedicht eben auch dies befördern.

Die äsopische Fabel führet uns ganz aufs Land. Hier sprechen Bäume, Thiere, Menschen; Naturwahrheit ist's, was sie sagen. Und wenn Lessing die Thiere wegen ihrer Charakter-Bestandheit als eigentliche Fabelactoren gerechtfertigt hat; wem bliebe mehr Bestandheit, als dem Baume, der Pflanze, der Blume, der ganzen Naturordnung in ihrem uns

ernestlich = langsamen Fortschritte? Hier also ist, recht gebraucht, Weisheit und Klugheit der Natur zu lernen; hier oder nirgends. Immer werden uns die schönen Pflanzen = und Baumfabeln, insonderheit des Orients, reizen, wo sie in ihrer stummen Sprache uns ewige süße Naturwahrheit sagen.

Die Mythologie ist eine belebte Welt. Nur mit Entzücken kann ich daran denken, wie viel Geist, Sinn und Gemüth man in flüchtige Erscheinungen, in wandelbare Gestalten der Natur gelegt hat, allen Menschen zur Ansicht, und dem menschlichern Menschen zur Bildung und Lehre. Wer irgend eine schöne Dichtung der alten Mythologie und Naturlehre uns neu ins Gemüth zu rufen weiß, hat eine Blume vom Kranze der Mutter der Götter gepflückt und in unsre Gärten verpflanzt.

Das Idyll der Alten, (ein unbestimmter Name), hat mit dem Verfolge der Zeiten sich gleichsam willkürlich zu Land =, Schäfer =, Hirten =, Fischer = gedichten, kurz in Gesellschaften zurückgezogen, in denen ohne politische Kunst die unschuldige Natur regieret. Manche von Bion's, Moschus, Theocrit's Gesängen gehören dahin; und die neuere Poesie, wenn sie der politischen Welt und der wohlküstigen Kreise satt war, hat ihr Daseyn dahin verleget. Virgil, dessen meiste Eclogen bloße Nachbildungen sind, entbrach sich nicht, in seinem *Tityrus*, *Pol-*

lio, S i l e n diese reizende Dichtung als eine Einfassung höherer Vorstellungen zu gebrauchen.

Daher, als in den mittleren Zeiten die Poesie wieder auflebte, erinnerte sie sich bald ihres ehemaligen wahren Geburtslandes unter Pflanzen und Blumen. Die Provenzal- und romantischen Dichter liebten dergleichen Beschreibungen; bei Spenser z. B. sind es noch immer anmuthige Stanzas, die uns schöne Wüstencien samt ihren Gewächsen und Blumen schildern. Mit außerordentlicher Liebe und einem Ueberfluß der Phantasie sind Cowley's sechs Bücher von Pflanzen, Kräutern und Bäumen geschrieben; ein neuerer Britte, der den botanischen Garten *) nach Linneus Geschlechter-System, in ihm also vorzüglich die Liebe der Pflanzen besang, scheint, nach Proben zu urtheilen, auch viel Artiges gereimt zu haben. Unter deutschen Dichtern hat von unserm alten Brockes G e ß n e r mit Recht gesagt: „er hat die Natur in ihren mannichfaltigen Schönheiten bis auf das kleinste Detail genau beobachtet: sein zartes Gefühl wurde durch die kleinsten Umstände gerührt; ein Gräschen mit Thautropfen an der Sonne hat ihn begeistert; seine Gemälde sind oft zu weitschweifig, oft zu erkünstelt; aber seine Gedichte sind doch ein Magazin von Gemälden und Bildern, die gerade aus der Natur genommen sind. Sie

*) The Botanic Garden containing the Loves of the Plants, with Philosophical Notes, Lond. 1788.

erinnern uns an Schönheiten, an Umstände, die wir oft selbst bemerkt haben und jetzt wieder ganz lebhaft denken.“ Hallers Alpen, Kleists, Gessners Gedichte, Thomsons Jahreszeiten sprechen für sich selbst.

Einer der Genannten hatte, als er sein Gedicht über Pflanzen und Bäume schrieb, sich aufs Land zurückgezogen, und setzte sich daselbst als einem Lebenden folgende Grabchrift:

Grabchrift eines Lebenden.

Hier ruht, o Wanderer, unter dem niedern Dach
Der Dichter Cowlei, selig: entronnen schon
Der, ach, wie leeren und wie eiteln
Und so entbehrlichen Menschenmühe!

In Armuth glänzt er; aber unrühmlich nicht:

An träger Mühe will er kein Edler seyn.

Reichthümer, die der Pöbel liebet,

Haßte er stets mit der kühnsten Feindschaft.

Gib ihm, o Wanderer, gib dem Geschiedenen,

Den hier ein kleiner Winkel der Erde birgt,

Und ihm genüget, deinen Segen: .

„Leicht sey die Erde dir! Sorg': entladner!“

Und streu ihm Blumen, Rosen, die bald verblühen!

(Ein Abgeschiedner freuet der Blumen sich!)

Und mit dem dufendsten der Kränze

Kröne die Asche des glühnden Dichters!

Ein sanfterer Naturdichter würde lebend und sterbend sagen: et ego in Arcadia!

Ueber die Vergänglichkeit.

Eine Ode von Sarbievius.

Menschlichem Elend wär' es eine Linderung,
Sanken die Dinge wieder, wie sie stiegen,
Langsam; doch oft begräbt ein schneller Umsturz
Hohe Gebäude.

Lange beglückt stand nichts. Der Stadt' und Menschen
Schickungen fliegen immer auf und nieder.
Jahre bedarf ein Königreich zu steigen,
Stunden zu fallen.

Du, der du selbst des Todes Opfer seyn wirst,
Nenne darum nicht, weil die Zeit im Stillen
Menschen und Menschenwohnungen zerstört,
Grausam die Götter.

Die dich zum Leben ruft, jene Stunde
Ruft zum Tode dich. Der lebte lange,
Wer an Verdienst und Tugend sich ein ewig
Leben erworben.

14

Die griechische Philomele ist noch nicht verstummt; auch hat sie ihren Schmerz noch nicht vergessen. Sie klagt das Unrecht, das ihr von Menschen geschah und erweicht mit ihrem Gesange das Herz, sich von gleichem Unrechte zu enthalten.

Flet Philomela nefas; neque adhuc de pectore caedis
Effluxere notae, signataque sanguine pluma est.

Als ihre Schwester, die Schwalbe, sie aus der

Einsamkeit des Waldes in die Gesellschaft, in die Häuser der Menschen schmeichelnd einlud:

Komm' in das Feld, komm' in die Wohnungen
Der Menschen. Mit mir sollst du da vergnügt,
Geliebt von ihnen wohnen, wo du nicht
Den Thieren mehr, wo du dem Landmann singst.
Ach, sprach sie, laß mich hier in meiner Einsamkeit;
Der Menschen Umgang bringt mir nur das Unrecht,
Den Schmerz zurück, den ich von ihnen litt.

Am liebsten nimmt diese alte Philomele an den stummen Klagen der Menschen Theil, die sich ihrer Einsamkeit nahen. Sie bemerkt die Mienen ihres verschwiegenen Grams, den sie selbst einst ihrer Schwester nur in stummen Bildern entdecken konnte; seit ihr die Götter ihre Stimme wiedergaben, gebraucht sie dieselbe also am liebsten zum Troste des sprachlosen Kummers der Menschheit.

Einen ihrer Gesänge belauschte ich neulich zu einer Zeit, da Nachtigallen sonst schweigen, und theile Ihnen solchen, wie ihn ein Freund aufschrieb, mit:

Philomele in Tiefurt.

Hast du die Klagen gehört, die jüngst vom einsamen Aste
An den Ufern der Ilm Philomela tönte? Mir kamen
Einige Laute davon; vernimm von ihnen den Nachhall.

„Wie so blätterlos ist der Hain! Wie leer das Gesträuche!
Keine Stimme ertönt, als nur der Raben und Elstern
Heißes Geschrei. Es klettert und pfeift die diebische Meise
An den Orten, die sonst nur meine Lieder erfüllten.

Ach, wohin ist der Geist der Liebe geflohen? wo ist er,
Und wo soll ich ihn finden? Wer wird ihn wieder erwecken?

Wann wir umher im Kreise der schattigen Ulmen, der Wappeln,
Eichen und uns erwecken zu zärtlichen Liedern: ein Ton sucht
Lockend den andern; es schlägt von der Brust des antwortenden
Sängers

Lauter die Liebe zurück ans Herz des rufenden: wechselnd
Streitet im brünstigen Zwist der Gesang. Es schallet vom Felsen
Schallt aus dem Haine wieder; es hebt der glänzende Bach sich
Liebeschwellend empor; von athmenden Blüten und Zweigen
haucht balsamischer Duft umher durch die Lüfte, und leise
Regt sich die schweigende Nacht mit thaubefeuchteten Schwingen.

Aber der Menschen holdes Geschlecht; wie seh' ich sie traurig
Jene Gefilde durchwandeln! Wie fremd' am Blick und von Ansehn
Wohin wendt sich ihr trüberes Aug'? Ach, hin zu den Scenen
Voll des Mordes und Bluts! O ruft die Sinnen zurücke;
Warum sie tauchen in Gräul und Elend der Menschen? Wer wird
euch

Künftig erwecken die Brust zu sanftern, holdern Gefühlen?
Wird dann das beste Glück des Lebens, die Freiheit, so theuer,
So mit Strömen des Bluts erkauf't? Wer wird sie erkennen,
Wer die schmalere Grenze, wo Recht sich scheidet vom Unrecht?

Blicke des Argwohns begegnen dem Freund aus dem Auge des
Freundes.

Jedes festere Band des Lebens knüpft und löst sich
Nur durch Unwill und Wuth. Ich sehe den stilleren Weisen
Einsam wandeln; sein Haupt deckt trüber Tiefsinn; es hängt
Zitternd über demselben das Schwert der Entscheidung; ihm tönen
Nicht mehr die Lieder ins Ohr der zarten Liebe, der Freundschaft,
Der erweckten Natur, des süßen traulichen Umgangs.

Und o, das blühende Mädchen! Ihr Hauch belebte die Wüste,
Wenn die Wüste beleben sich könnte. Von ihrem Gesange
Uebersteigen die Strahlen die meinigen. Wäre zur Blume
Sie des Haines geschaffen, kein Blümchen glich ihr an Reize,
Keines an himmlischem Glanz noch Duft. Sie senket ihr Auge
Nieder vom nackten Gipfel der hoherhabenen Ulme
Auf das verödete Land, und in sich ersterben die Strahlen."

Also sang vom schwankenden Ast weissagend der Vogel,

Und der Nordwind verstummte; es nahten sich lindernde Weste.
Aber es schwebt' in der Höh' mit ausgespreiteten Rudern,
Und mit gierigem Aug' ein Gev'ir, dürstend nach Blute.
Dieser ersah den lieblichen Säng'er, und stürzt von der Höhe,
Faßt und drückt ihn gewaltig mit krummspitzeter Klaue,
Reißt ihm die blutende Brust auf, und haçtete begierig sein Leben.

Nicht ein leiser wimmernder Laut ward weiter gehöret,
Es entfloß die Seele mit stiller Behmuth von dannen.

v. Knebel.

Illicet (heu miseram!) tua Daulias exspiravit!
Jane, graui moestum tacta dolore jecur.
Quid miseram dixi? Fatumne beatius vllum est,
Talia cantantem quam potuisse mori?

15.

An M.

Unangenehm hat mich der Name Petrarca in
Ihrem Briefe geweckt: er erinnerte mich an die Zei-
ten, da ich, nicht etwa nur seine Sonnette und Can-
zonen, sondern die Nachrichten aus seinem
Leben *) und die merkwürdigsten seiner Schriften
und Briefe selbst las. Welch eine falsche Idee hat
man gemeiniglich von Petrarca! wie falsch wäre auch
die, wenn man sich aus seinen Selbstgesprächen **)

*) Mémoires pour la vie de Petrarque. Amsterd. 1764.
3 Quartbände. Ihre Uebersetzung, Lemgo 1774., ist sehr gut
und zweckmäßig.

**) Die 3 Gespräche von der Verachtung der Welt. Uebersetzt
in Müllers Bekenntnissen merkw. Männer von sich selbst.
I. Th. (N. d. S.)

etwa nur eine bußfertige Seele oder einen mit sich selbst Unzufriedenen abjoge! Ganz ein andrer Geist lebte in Petrarca.

Zuerst trug er das große, unaustilgbare Gepräge der Liebe des Alterthums in seiner Seele; ein Gepräge, das mir allenthalben ehrwürdig ist, wo ichs gewahr werde, und das uns bei ihm, zu seiner Zeit, unter seinen Umständen, in der Anwendung, die er davon machte, äußerst wohlthut. Die Griechen kannte er wenig, und setzte sie den Römern nach; er ward mit ihrer Sprache zu spät bekannt, und da er die Römer als seine Landsleute ansah, deren Glanz in Italien er wiederzusehen wünschte; so gab ihnen dieses schon in seiner Seele einen Vorrang vor allen Völkern der Erde. Nie haben ihre Redner, Dichter und Weisen einen eifrigern Schüler gehabt, als ihn, der nicht etwa nur in der Sprache ihnen nachzubuhlen suchte, sondern ihren großen Sinn, ihre hohe Gedankenweise zur seinigen machte. Dies zeigen seine Schriften und Briefe, seine Sammlungen von Beispielen der Vorwelt, die Grundsätze, an welche er sich hielt, mit welchen er andre tröstete oder weckte, endlich seine lateinischen Gespräche, Gedichte und andre Einkleidungen, in denen man bis zu seinen höchsten Jahren hinauf den Schüler der Alpen wahrnimmt. Hier klopft Petrarca jedem Jünglinge und Manne auf die Schulter: „liesest du die Alten also? wendest du sie also

an? " Petrarca's lateinischer Styl mag unrein seyn; seine Denkart war es nicht. Ein Freund des Vaterlandes, wie Tullius und Cato, weiß er die strengen Grundsätze eines Seneka durch die gesellschaftliche Theilnehmung und Gefälligkeit des Horaz anmuthig zu mildern. Manche Briefe, in denen er seine Schwachheiten liebenswürdig bekennet und entschuldigt, ja gleichsam mit seinem eigenen Herzen spielt, sind ganz in der Denkart Horaz geschrieben; und eine sittliche Urbanität ist der Charakter aller seiner Schriften.

Dies Gefühl also, nach welchem er ganz unter den Alten lebte, webte den Faden seiner Begebenheiten, und ward, wie man sagt, der Schmid seines Glücks. Auf eine niedrige Weise, nach den Begriffen seiner Zeit, ein Glück machen, konnte und wollte er nicht; er schlug dazu alle Gelegenheiten aus, die er auch nicht zu brauchen gewußt hätte; dagegen erwarb er sich eine Liebe und Anhänglichkeit, ein Ansehen und einen Namen, über welchen man fröhlich erstaunet. Welche Briefe und Anreden, die er an Kaiser, Könige, Päpste, Cardinäle, Bischöfe und Fürsten schrieb! und welche Art, in der sie aufgenommen wurden! Keine Veränderung der päpstlichen und bürgerlichen Welt, die einigermaßen sein Italien betraf, ging vor, ohne daß er den lebhaftesten Antheil daran genommen hätte; eben weil sein Vaterland so ganz in seinem Herzen wohnte. Ver-

gleicht man in diesem Punkte, im Punkte der Achtung nemlich, die man dem hellen Verstande, der reinen Wissenschaft Petrarca's erwies, seine Zeiten mit den unsrigen; welche soll man barbarisch nennen? Dort hatte man wenigstens eine Achtung für den Verständigen, der, obwohl bloß ein Mann der Wissenschaft und kein Staatsdiener, bei öffentlichen Anlässen anmunterte, rieth, warnte, lehrte; jetzt würde dem Petrarca selbst schon der poetische Lorbeerkrantz auf seinem Schädel allenthalben ein Stillschweigen auflegen, wo er nicht zu loben vermöchte. Und doch war es eben und einzig diese Liebe und Achtung für Wissenschaften, die den Zeiten aufhalf, ohne welche wir noch in der Barbarei lägen. Wer siehet nicht noch jetzt das Bild des Königes Roberts von Neapel, der edeln Colonna's und so mancher andern seiner großen Freunde in Petrarca's Schriften mit Liebe und Bewunderung an? Wie in einem Traume liest man ihre freundschaftlichen Briefe und hört Petrarca's Zeugnisse von ihnen; bis man durch Zeugnisse von andern, die nicht so dachten, eben auch in denselben Briefen unangenehm aus dem Traume geweckt wird.

Endlich ist das Ideal von Liebe, das Petrarca mit sich trug und in seinen Gedichten mit unglaublicher Kunst und Sorgfalt ausbildete, gewiß die kleinsügige Idee nicht, die man gewöhnlich sich an ihm denkt. Laura möge in Person oder zum leibhaftigen Petrarca gewesen seyn, wer sie wolle;

dem geistigen Petrarca war sie eine Idee, an die er auf Erden und im Himmel, wie an das Bild einer Madonna, allen Reichthum seiner Phantasie, seines Herzens, seiner Erfahrungen, endlich auch alle Schönheiten der Provenzalen vor ihm, dergestalt verwandte, daß er sie in seiner Sprache zum höchsten, ewigen Bilde aller sittlichen Weibeschönheit zu machen strebte. Auf griechische Weise konnte dies nicht geschehen; eine nackte Grazie oder eine Venus Urania konnte und wollte er nicht mahlen; er wählte also die Züge, die in seinem Zeitgeiste, in der provenzalischen Poesie, in den Begriffen seiner Religion und ihren Darstellungen als Stoff eines reinen weiblichen Ideals sittlicher Humanität zerstreuet dalagen, und bildete seine Madonna daraus, die irdische und himmlische Laura. Diese zeigte er in Wirkung auf sich, auf sein eigen Herz, und zwar in mancherlei Umständen, in Wirkung auf seine Schwachheiten sowohl, als auf die edlere Seite seines Gemüths; hierdurch allein ward sie anziehend und belehrend. Denn eine Schönheit, die keine Liebe erregt, eine Liebe, die nur Bewunderung ist, und ohne Kampf mit sich, ohne Fehler und Schwachheiten seufzet, sind ohne Reiz und Anwendung. Von allem Sittlich = Schönen im weiblichen Charakter pflückte Petrarca die Blüthe, und wand seiner irdischen Freundin, die er vielleicht nur hie und da in seiner

seiner

seiner Tugend gesehen haben mag, die eines andern Mannes Weib und Mutter von Kindern war, die diese Gedichte vielleicht nicht verstand, die wenigsten sah, (denn die schönsten sind nach ihrem Tode gedichtet), einen unsterblichen Kranz um ihre unschuldigen Schläfe. Wer den Geschmack der provenzalischen Poesie, wer die Beatrice des Dante kennet, wird hieran nicht zweifeln, und die Mühe bedauern, die der Lebensbeschreiber Petrarca's, ein Abkömmling der angeblichen Laura, auf die Anwendung jedes Zuges, der ihre Person betreffen soll, gewandt hat. Jeder Liebhaber kann und soll seine Laura in Petrarca's Gedichten finden; er soll sein Herz mit allen Schwachheiten auch darinn finden und die Läuterung wahrnehmen, die ein reiner weiblicher Charakter im Gemüthe sowohl des Jünglings, als des Mannes bewirken soll und kann. Hiezu steht Laura da; und ich wußte nicht, ob es einen schönern Zweck der Poesie der Liebe gebe? wenn einmal diese Gattung Poesie da seyn soll. Gegen die römischen Dichter des Amors, Horaz, Tibull, Propertius macht Petrarca, der Idee seiner *versi volgari* nach, keinen kleineren Unterschied, als den er der Sprache, den Nationen und Zeiten selbst nach machen mußte. Von unsern erotischen Dichtern steht er in gleichem Maaße gesondert. Da es indessen doch wohl Niemanden zu verargen seyn wird, wenn er in seine Liebe Gemüth bringet, und sie nicht bloß als ein Werk des

Bedürfnisses und der Convenienz betreibt: so sehe ich auch Petrarca's Laura als ein Ideal an, das keinen Jüngling verführen, das jedem edelgeschaffenen Jünglinge als ein Madonnen-Bild alter Zeiten in einer so schönen Sprache wohlthun wird. Die Empfindungen Petrarca's, in Ansehung der Freundschaft gegen Freunde, waren diesem Ideal nicht entgegen, und Italien, Rom, seine Sprache, die Menschheit, waren seines Gemüths ewige Laura. Als ich in einer schönen Morgenstunde den letzten Aufenthalt seines irdischen Daseyns vorüberfuhr, umging mich eine so süße Erinnerung seines freundschaftlichen Herzens und ganzen Lebens, daß ich nichts anderes, als die letzten Worte seines letzten Briefes ausrufen konnte: Valete amici, valete epistolae! Er starb im Jahr 1374; man weiß nicht recht, wie und wann? genug, daß man den ruhigen Greis, an seinem Pulste sitzend, todt fand. Valet amici!

16.

Auch die griechische Kunst ist eine Schule der Humanität; unglücklich ist, wer sie anders betrachtet.

Als die Natur, die sich in allen ihren Hervorbringungen einwohnend und lebendig offenbaret, auf unsrer Erde zur höchsten Höhe ihrer Wirkung stieg, erfand sie das Geschöpf, das Mensch heißt, in

dessen Gliederbau sie alle Regeln der Vollkommenheit, nach denen sie in ihren andern Werken, theilweise und zerstreuet, mit ungeheurer Kraft und unüberschlichem Reichthume gearbeitet hatte, im kleinsten Raume, im wirksamsten Leben zusammendrängte. Kräfte, die sie in andern Elementen, dem Wasser, der Luft, oder auch auf der Erde, in großen Organen auszubilden sich Zeit und Raum nahm, deutete sie im Menschen oft nur an, ordnete aber alle diese Millionen Kräfte und Gefühlsarten in ihm so künstlich, so harmonisch zusammen, daß er nicht nur als ein Subgrif aller dieser Fühlbarkeiten unsrer Erde, (wenn mir der Ausdruck erlaubt ist,) sondern auch als ein Gott dastehet, der diese in ihr zusammengedrängte, in seiner Natur begriffene Gefühle selbst zusammenstellt, schäzket und ordnet. Die ganze Natur erkennet sich in ihm, wie in einem lebendigen Spiegel; sie siehet durch sein Auge, denkt hinter seiner Stirn, fühlet in seiner Brust, und wirkt und schaffet mit seinen Händen. Das höchst-ästhetische Geschöpf der Erde mußte also auch ein nachahmendes, ordnendes, darstellendes, ein poetisches und politisches Geschöpf werden. Denn da seine Natur selbst gleichsam die höchste Kunst der großen Natur ist, die in ihm nach der höchsten Wirkung strebet; so mußte diese sich in der Menschheit offenbaren. Der Bildner unsrer Gedanken, unsrer Sitten, unsrer

Verfassung, ist ein Künstler; sollte also, da Kunst der Inbegriff und Zweck unsrer Natur ist, die Kunst, die sich mit dem Gebilde des Menschen und allen ihm einwohnenden Kräften darstellend beschäftigt, für die Menschheit von keinem Werthe seyn?

Von einem sehr hohen Werthe. Sie hat nicht nur Gedanken, sondern Gedankenformen, ewige Charaktere sichtbar gemacht, die mit solcher Energie weder Sprache noch Musik, noch irgend eine andre Bemühung der Menschen ausdrücken konnte. Diese Formen ordnete, reinigte sie, und stellte sie selbst in deutlichen, ewigen Begriffen dem Auge jedes Sehenden für alle Zeiten dar, in welchen sich Menschheit in diesen Formen genießt und fühlet, in welchen Menschheit nach diesen Formen wirkt. Sie giebt uns also nicht nur eine sichtbare Logik und Metaphysik unsers Geschlechts in seinen vornehmsten Gestalten, nach Altern, Sinnesarten, Neigungen und Trieben; sondern indem sie diese mit Sinn und Wahl darstellt, ruft sie als eine zweite Schöpferin uns schweigend zu: „blicke in diesen Spiegel, o Mensch; das soll und kann dein Geschlecht seyn. So hat sich die Natur in ihm mit Würde und Einfachheit, mit Sinn und Liebe geoffenbaret. Also erscheint das Göttliche in deinem Gebilde; anders kann es nicht erscheinen.“

Auf diesem Wege gingen die Griechen; zu die-

fer Idee arbeiteten sie hin. Ohne ihre Kunst würden wir manche Gedanken ihrer Dichter und Weisen nicht verstehen; als öde Worte schwebten sie vor uns vorüber. Nun hat sie die Kunst sichtbar gemacht, und damit auch den ganzen Geist der Composition ihrer Schriften, den Zweck ihrer Sittenformung und was sie sonst unterscheidet, in anschaulichen Bildern dem menschlichen Verstande vorgestellt; kurz, anschauliche Kategorien der Menschheit gegründet. Davon verstanden nun freilich jene Barbaren nichts, die in einem Basalt-Kopfe Jupiters nichts als den schwarzen Kopf eines Satans, im schönen Apollo einen wahrsagenden bösen Geist, und in der himmlischen Aphrodite eine unzüchtige Dirne zerstörten. Der einzige Begriff, daß alle diese Kunstwerke Gegenstände der Abgötterei, Behausungen orakelgebender, lustverführender, böser Dämonen seyn, hing wie ein schwarzer Nebel vor ihren Augen, daß sie den wahren Dämon, das Ideal der Menschenbildung in ihren reinsten Formen nicht zu erkennen vermochten. Auch Keinem von denen wird er sichtbar, die in der Statue nur die Statue, in der Gemme den Edelstein und in Allem nur Pracht, Zierrath, herkömmlichen Geschmack oder Alterthums- und mechanische Kunstkenntnisse suchen. Am weitesten entfernt davon eine falsche und enge Theorie, die sich gegen jede Aeußerung und Offenbarung des menschenfreundlichen, wahrheitdarstellenden Gottes hinter

Wortlarven mit einem kalten Stolze brüftet. Zu uns wird der Dämon der Menschennatur aus den Werken der Griechen rein und verständlich sprechen können: denn wir werden ihn mitfühlend, sympathetisch hören. Schwärmerei und Begeisterung können uns hier nicht helfen, wo es auf helle Begriffe über die Frage ankommt: „wie zeigt sich der Genius der Menschheit? auf wie verschiedene Art in Hauptformen? welches sind unter diesen die höchsten Punkte, gleichsam die consonen Stellen der gespannten Saite, in welchen Harmonie tönet?“ Hätten Sie Lust, mit mir unter diesen Himmel glänzender Sternbilder zu treten? Nur aus einem tiefen Thale kann ich von fern auf sie weisen; dennoch aber wird sich Ihr Geist beflügeln, daß Sie ausrufen: „Siehe da den hellen Zodiakus der sichtbar gewordenen bedeutenden Menschheit.“

17.

Die erste Kindheit, als ein noch unreifes Gewächs der Natur, haben die Griechen feltner gebildet. Herkules, an der Brust der hohen Juno, ist die einzige, mir erinnerliche, Darstellung eines Säuglinges, obgleich mehrere Kinder in Armen zart getragen werden. Sey es, daß sie diese süße Pflicht der Mutter zu den Geheimnissen der häuslichen Kam-

mer rechneten, die nicht jedem Blicke offen stehen mußte, oder daß sie solchen Geheimnissen lieber das Gebiet der Malerei anwiesen, indem diese eine Mutter und ihr Kind durch Blick und Liebe so viel sanfter in Eins zu verschmelzen weiß; genug, das bloße Bedürfniß eines bedürftigen Wesens gaben sie bildend weniger dem Auge Preis. Die schönen Kinder, die die griechische Kunst schuf, waren schon in Spielen begriffen; in Neckereien mancher Art, am liebsten mit einem sanften Thiere, einem Vogel, mit einem Neste von Vögeln, oder mit Früchten. Diese Vorstellung setzt uns jedesmal in das Leben der Kinder, in die unschuldigen Vergnügungen der Kindesjahre. Ihre Natur athmet die volle Gesundheit, die offene Fröhlichkeit, die uns Kinder so lieb macht.

Die höchste Idee aller Kinder — was konnte sie also seyn? Im Himmel und auf Erden nichts anders als Eros, Amor, Unschuld und Liebe. Sind Kinder nicht sichtbar gewordene Darstellungen eines Moments der Liebe, in dem sie ihr Wesen empfangen? und in welche Gestalt konnten die mancherlei Spiele und Neckereien, die Vergnügen und Unbesonnenheiten, die uns die Liebe spielt, die wir ihr unschuldig spielen, besser gekleidet werden, als in die Gestalt des Kindes oder Knaben Amors? Bei den Dichtern, insonderheit des Idylls oder der Fröhlichkeit und Freude, hatte er so viele Scherze begonnen; er begann sie auch in der Kunst, und aus

manchen Vorstellungen derselben wäre noch viel Niedliches zu dichten. Seine Geschichte mit der Psyche ist der vielseitigste, zarteste Roman, der je gedacht ward, über den schwerlich etwas Höheres ausdenken seyn möchte; auch seine Tändeleien mit der Mutter und mit andern Göttern sind voll Grazie und Schönheit. Setzt man nun hinzu, daß die meisten dieser Spiele Amors und seiner Gefellen, die man Liebesgötter oder kindliche Genien zu nennen pflegt, nur zur Verzierung, auf schmalen Basreliefs, wo ihnen der Ort ihre Kindheit erlaubte, ja solche nöthig machte, oder auf geschnittenen Steinen, Siegelringen und sonst an Plätzen oder Plätzchen vorkommen, an denen diese Tändeleien ein angenehmes Mehr als Nichts waren; so tritt Amor mit seinen Brüdern gerade in das Licht, in welchem er auf der Tafel der Menschheit zu stehen verdienet. Der kleine Gott der Götter wird ein Amulet der Brust oder ein angenehmes Nebenwerk, das sich hie und da einschleicht, das man immer gerne siehet, und den man zum verschwiegenen Boten lieber, als den Boten der Götter selbst brauchet. Außerdem aber war Amor nicht ein Kind; ein schöner Genius war er, und Hymen sein Bruder.

Hiemit komme ich zu euch, ihr Genien der Jünglingschaft, schönste Blüthe des menschlichen Lebens. Was Winkelmann von euch in seinen schönen Träumen gedichtet hat, ist kein

Traum; auch der Name Genius, den man euch gegeben, ist ein treffender Name: denn welcher holderen Idee könnte man am Geburtstage seines Daseyns opfern? So dachte sich die Natur ihre schönsten Kinder, Engel in Menschengestalt oder vielmehr Menschen, aus deren Gestalt man den Engel abzog. Süße Ruhe, holde Einfalt, ein nüchternes In sich gekehrt seyn, dem das Leben selbst noch wie ein Traum der Morgenröthe vorschwebet, die unbefleckte Rose der Jugend, die noch von keinem Sturme gebrochen, von keiner Mittagssonne versengt ist, o wie liebe ich euch, ihr zarten Sprossen der Menschheit und ehre mich, daß ich euch liebe. Ein Blick auf dich, du vatikanischer oder borghesischer Genius, vernichtet die Verläumdungen, die man über die Liebe zu Jünglingen den edelsten Griechen gemacht hat; wie rein war die Idee, in welcher diese Geschöpfe, die Blüthe der Menschheit, gedacht und gebildet wurden.

Es haben Einige ein Trauriges, einen düstern Zug an diesen Genien bemerken wollen; sie haben aber, wie mich dünkt, Zeiten und Gattungen verwirret. Die Antinous haben freilich einen düstern Zug, wie sie auch, ihrem Urbilde nach, haben sollten; so wie überhaupt die Kunst zu Hadrian's Zeiten schon sehr repräsentiret, und aus sich selbst her austritt. Aber jene Genien einer ächten Gattung sind in sich gesenkt, als ob keine Welt um sie wäre, und

fühlen sich im leisesten Selbstgenusse zufrieden. Die Idee der Traurigkeit, die wir in sie legen, kommt wahrscheinlich von uns selbst her; wir empfinden ihre Blüthe nämlich auf so zarter Sprosse, daß uns, mitten im Genusse, der Unbestand derselben zu schmerzen anfängt. Wir, zumal fremde Nordländer, fühlen, der zarte Ton verhalle, die Rosenknospe entwickle sich und sterbe. Das sollten wir indeß nicht fühlen, vielmehr dem Schöpfer der Natur danken, daß er uns eine solche Blüthe menschlichen Daseyns zeigte. Was Anakreon und die Anthologen, was Sappho, Platon, und, wenn er noch vorhanden wäre, Ibykus von schönen Jünglingen gedichtet und gesungen haben, bliebe uns ohne diese sichtbar gewordenen Ideen vielleicht ein leerer Hall, an den wir kein Bild heften könnten; jetzt überzeugt uns das Auge von der Wesenheit jener lieblichen Träume und bestimmt sie uns in Bildern.

Das männliche Geschlecht ging in der Kunst der Griechen dem weiblichen vor; doch ward auch diesem sein reicher Antheil an der Kunst nicht versaget. Nymphen, Grazien, Horen, ja die Parcen, Furien und Medusa selbst empfangen ihr Antheil an dieser Blüthe jungfräulicher Jugendschönheit. Warum bist du von Herkules Knien entrückt, du Göttinn mit der Schale ewiger Jugend, blühende Hebe? Ihr Horen um Jupiters Haupt, ihr Schwester-Grazien, die ihr, in untrennbarer

Liebe verschlungen, am Rephisusströme eure ewigen Tänze feiert; warum erscheint ihr uns in Nachbildern, die uns nur eure Idee gewähren? Indessen haben wir Figuren des Alterthums genug, um den Begriff der weiblichen Jugendschöne aus ihnen zu schöpfen.

Und ihr heiligen Musen, vor allen du, hochaufsteigende Melpomene, mit deinem Antlitze voll edeln Unmuths und hoher Würde; so oft ich bei euch, (ungleich an Kunst, wie ihr da stehet), im vatikanischen Tempel war, dünkte ich mich, zwar nicht auf dem Parnass zu seyn und eures begeisterten Führers Apollo Stimme zu hören; aber in der Gesellschaft reiner Wesen fand ich mich, deren Jede uns mit ihrer Bildung, mit ihrem Anstande, ihrer Aufmerksamkeit und Gebehrde mehr sagt, was Dichtkunst, Musik, Wissenschaft und Muse des Lebens sey, als eine Encyclopädie uns sagen könnte. Ihr kehrt den Blick gewaltig in uns, und macht uns scheu, euren Namen nur auszusprechen, oder den Saum eures Gewandes zu berühren. Im Kapitolium rupft die Muse der Sirene mit Schmerz den Flügel; und in mehreren Darstellungen wird Marsias dem Apoll ein gräßliches Opfer.

Wenn die griechische Kunst der weiblichen Jugend Grazientanz, fröhlichen Leichtsinns, oder Schüchternheit, Spröde, endlich jenen noch ungebändigten Stolz zum Charakter gab,

den mehrere griechische Dichter in Worten charakterisirt haben: so sey es erlaubt, mich von ihnen zu einer unglücklichen Familie zu wenden, die für mich in ihrem heiligen Style die hohe Tragödie der Kunst ist, Niobe mit ihren Kindern. Ich will sie mit Worten nicht entweihen; aber einige Töchter und einige Söhne machen einen so reinen und tiefen Eindruck, daß jeder Vater, jede Mutter wünschen müßte, Kinder ihrer Art zu erzeugen, jede Braut und jeder Bräutigam, sich in diesem Geschlecht zu verloben. In dem Zimmer zu Florenz, wo ich mich mit den Eingekerkerten einschloß, kamen mir alle Unglücksfälle vor Augen, die je auf Erden eine schuldlose schöne Familie betroffen haben möchten; statt aller stand sie mir da, im Mutter- und Jugendschmerze eine heilige Krone. —

Soll ich nach ihr alle Scenen durchgehn, wo Empfindungen der Bruder- und Schwester-, der Freundes- und Gattenliebe in stummen Bildern rührend dastehn? Nie bin ich, ihr schönen Jünglinge, die man Orest und Pylades nennet; nie von euch, ihr stillen Vertrauten, die man als Hippolytus und Phädra fälschlich anklagt, nie von so mancher andern Gruppe, da sich auf dem Grabsteine noch, (das Kind in ihrer Mitte), liebende Hände den Bund der ewigen Treue schwören, weggegangen, ohne daß mein Herz durch die Innigkeit der Gefühle, die aus diesen Gebilden sprachen, innig erweicht

war. Ich war in einer andern Welt gewesen, und sprach zu mir: könntest du mit ihnen leben, und wärest Einer derselben! Der ganze Habitus der Menschheit, wäre er in Unschuld, Liebe und Einfalt noch nach diesem Bilde gebildet!“ „Solche Gefühle hatten mir zur Aufmerksamkeit auf alles, was diese meine geliebten Menschen anging, auf die Verhältnisse ihrer Glieder, ihren Stand, ihre Gebehrde und Sitte, den Grad der Leidenschaft, dessen sie fähig schienen, auf ihre Kleidung und ihren Wink das Auge geschärft. Soll ich Ihnen aus dieser stummen Schule der Humanität Einiges noch erzählen *)?“

18.

Von Menschen komme ich zu Helden- und Göttergestalten, ob ich deren gleich auch schon einige vorübergehend berührt habe; wir betrachten sie hier, wie sie es auch waren, als reine Formen der Menschheit.

*) Ich darf voraussetzen, daß den Lesern dieser Briefe die in ihnen angeführten Denkmale der Kunst, wenn nicht in den Urbildern, so doch in Abgüssen, Abdrücken, Zeichnungen, Kupfern, oder aus Beschreibungen, z. B. in Winkelmanns Geschichte der Kunst, Stolbergs Reisen u. a. endlich wenigstens aus der Mythologie bekannt sind; ihnen also eine Classification nach der reinsten und höchsten Bedeutung nicht unangenehm seyn werde.

Jeder Held erscheint in seinem Charakter. Der schöne Kopf, den man den Achilles nennt, so wie Ulysses, Ajax u. f.; sie zeigen, in welcher hohen Idee die Griechen sich jene Helden Homers gedacht haben. Und hierinn sind sie im gehörigen Maaße des Abstandes von so vielen Köpfen der Dichter, der Dichterrinnen und Weisen nicht verschieden; die meisten davon sind idealisch gebildet, nicht weniger, als Apollo und die Musen. Eben aber durch diese idealische Form-Erfindung werden sie lehrreich. Man siehet, wenn das Bild alt und ächt ist, wie die Kunst sich aus dem Inbegriffe der Gesänge und Sagen einen Homer, wie sie sich einen Pythagoras und Plato dachte.

Der Held der Helden ist Herkules; er ist es auch in der Kunst, sofern diese ihr Ideal nicht höher hinaufstreibt, als daß sie unbezwingbare Stärke, unerschöpfliche Kräfte in einem Menschenkörper darzustellen zum Zwecke hat. Mitteltst solcher Glieder hat er seine Thaten gethan und den Olymp er sieget; die Fabeln hiervon hat die Kunst mit großer Energie ausgebildet. Herkules, in mehreren seiner Gefahren, insonderheit wie er den Höllenhund bezwingt, gab eine schöne Gruppe; und sein Torso, in welchem er von seinen Mühseligkeiten ausruht, ist durch Michael = Angelo der neueren Kunst ein großes Vorbild worden. Köpfe vom jungen Herkules sind von unbeschreiblicher Schönheit; und seine

Iole, Omphale, Dejanira, sind von der Kunst und Dichtkunst sehr wohl gebraucht worden. Da indessen die bloße Uebermacht körperlicher Stärke in der menschlichen Natur, noch kein höchstes Ideal giebt; eine wohlthätige Güte aber in Herkules Thaten schwerlich sichtbar gemacht werden könnte: so ging seine Idee gleichsam mit der Zeit nicht mit; er blieb ein Colossus der alten Fabel. Uns zumal dünken seine riesenhaften Schenkel auch in Glykons Kunstgebilde ungeheuer und geistlos.

Lieber verweilen wir z. B. an Laokoons Bilde. Der heilige Mann, der durch seinen verständigen Rath ein Retter des Vaterlandes werden wollte, und dadurch die feindliche Göttinn erzürnte, wird mit seinen geliebten Kindern, die am Altare neben ihm dienen, von ungeheuren Schlangen ergriffen, und mit Jenen zu einer Todesgruppe verschlungen. Sein Arm, seine Brust, seine Seele hat ausgekämpft; das Gesicht gen Himmel gekehrt, athmet er sie aus in einem unermesslich tiefen, langen Seufzer. Fürchterlich = schöne Gruppe; ein Ideal der Kunst auch für das Gefühl der Menschheit. Keiner kann schwerlich ein Märtyrer gedacht, ruhrender und zugleich bedeutend schöner im Kreise der Kunst schwerlich vorgestellt werden. Die Schlangen verunzieren nichts, und in ihren Banden macht der stumme Seufzer des Leidenden eine Wirkung, die St. Sebastian, Lorenz und Bartholomäus nicht gewähren mögen.

Herkules auf dem Berge Deta war zu solchem Zweck nicht bildsam. Zu welcher schrecklichen Sprache könnte der Seufzer Laokoons lautbar gemacht werden, wenn wir ihn wie den Philoktetes auf Lemnos, jammern hörten! —

Nicht aber Laokoon; Ihr seyd meine Helden der Kunst, Castor und Pollux auf dem quirinalischen Berge; in euch lebt mein Pindar. Großes Werk, eines Phidias und Polyklets nicht unwürdig; uns wenigstens außer Griechenland und nach dessen zerstörten Heiligthümern, statt der Werke des Phidias und Polykletus. „Lebten Menschen wie ihr?“ fragte mein emporflimmender, unwandelnder Blick. „Nein!“ antwortete der Geist, der euch umschwebet; „aber uns dachten, uns bildeten Menschen. Heldenjünglinge, wie wir, waren einst in der Seele vieler jungen Männer und Helden. Auch den Dichtern sind wir erschienen; und das Vaterland hat auf uns gerechnet.“ — Lebt wohl, Ideale der Menschheit! Das Wetter ziehe euch vorüber und eine freche Faust müsse euch nie berühren — —

Ehe wir höher hinaufsteigen, lassen Sie uns auf dieser Höhe des Heldenideals verweilen. Zu den Füßen dieser göttlichen Menschen sitzen wir nieder, die Idee des Weges zu sammeln, den wir zurückgelegt haben.

Die griechische Kunst kannte, ehrte und liebte die Menschheit im Menschen. Den reinen Begriff

griff von ihr zu erfassen, hatte sie sich auf vielseitigen mühsamen Wegen, über schroffen Felsen, durch tiefe Abgründe, mit manchen Uebertreibungen und Härten unablässig bestrebet, bis dann selbst diese übertreibende Mühe, die die Wahrheit um so schärfer verfolgte, nicht anders als zum Gipfel der Kunst führte. In allen Menschenaltern und jeder ihrer merkwürdigsten Situationen in beiden Geschlechtern hatte sie die Blüthe des Lebens gewonnen, die auf solchem Stamme blühet; denn die Griechen besaßen noch Einfalt des Geistes, Reinheit des Blickes, Muth und Kraft genug, diese als eine vollständige, durch sich bestehende Idee in ihren Werken darzustellen und zu vollenden. Im Kinde dachten und bildeten sie die Kindheit, im Jünglinge den Frühling des Lebens, im Manne den Göttersohn voll Selbstgenusses in Kraft und Würde. An dieser Heldenidee nahm auch das weibliche Geschlecht Theil, wie jene schönen Bilder der Amazonen zeigen, deren manche im Geiste eine Schwester des Castor und Pollux zu seyn verdiente. Nachdem in allen diesen Formen die Kunst der reinen Idee Selbstständigkeit, Würde, eine in allen Theilen lebendiggewordene Bedeutung gegeben, und sie von jedem ungewissen, schwankenden oder fremden Beiwerke, wie durchs Feuer, gereinigt hatte: so war von diesen Gebilden nothwendig auch jene Kraft, die ausfüllend zum Verstande

und zum Herzen in höchster Einfalt spricht, unabtrennlich. Der Zwang der Materie war überwunden; Geschlecht, Alter, Charaktere waren in ihrer Verschiedenheit und leisen Angränzung aufs sicherste bemerkt; und mit gegebenen großen Vorbildern in jeder Art und Gattung waren dauerhafte Kategorien der edelsten und schönsten Menschenexistenz geordnet. Auf wie wenige Hauptformen tritt die formreiche menschliche Natur in Gefinnungen, Leidenschaften und Situationen zurück, wenn wir sie mit dem weisen und nüchternen Auge der Griechen ansehen! Der biegsame, Kraft- und schönheitreiche Gliederbau der Menschheit, in wie wenige Hauptbedeutungen löset er sich auf, sobald die Seele Kraft hat, diese in jedem Theile, in jeder Stellung ganz zu behaupten! Unvergeßlich und ewig lehrreich sind mir die Stunden, da ich vor den Kunstgebilden der Alten, (wenn mir der Ausdruck erlaubt ist,) die Mechanik und Statik menschlicher Seelenkräfte im menschlichen Gliederbau ruhig betrachtete und abwog. Welche Freuden schöpft ich in Erwägung der Symmetrie und Eurythmie, noch mehr aber der schönen Gegenstellung, die in Ruhe und Bewegung, nach verschiedener Art der Charaktere, diesen göttlichen Körpern mitgetheilt ist, also daß sich die Seele liebeich-strenge bis im Wurse des Gewandes und in seinen Falten, wie ein wehender Geist offenbaret. Ihr habt

unsre Natur gekannt und geadelt, ihr Griechen; ihr wußtet, was das menschliche Leben in seinen vorübergehenden Scenen sey, das ihr auf so manchen Sarkophagen eben so richtig und wahr, als einfältig und rührend vorgestellt habt. Da erfaßtet ihr die Blüthe jeder flüchtigen Scene und heiliget sie in einem nie verwelkenden Kranze der Mutter des Menschengeschlechtes. Wenn unsre Art je so entartet werden sollte, daß wir diese innere Kraft und Anmuth der Menschheit, das hohe Siegel unsrer Existenz gar nicht mehr erkannten; dann zerbrich, o Natur, die Form deines ausgearteten edelsten Geschöpfes, oder vielmehr sie zerbräche von selbst und zerstücke in Staub und Scherben.

Und wodurch kamen die Griechen zu diesem Allem? Nur durch Ein Mittel; durch Menschengefühl, durch Einfalt der Gedanken und durch ein lebhaftes Studium des wahrsten, vollständigsten Genusses, kurz, durch Cultur der Menschheit. Hierinn müssen wir Alle Griechen werden, oder wir bleiben Barbaren.

19.

Mit heiligem Ernste treten wir zum Olymp hinauf und sehen Götterformen im Menschengebilde. Jede Religion cultivirter Völker, (die christliche nicht ausgenommen), hat ihren Gott oder ihre

Götter mehr oder minder humanisiret; die Griechen allein wagten es, humanisirte Gottheiten, ihrer und der Menschheit würdig, in Kunst, d. i. auf eine dem Gedanken rein und völlig entsprechende Weise, darzustellen. Oder vielmehr sie läuterten alles Schöne, Vortrefliche, Würdige im Menschen zu seiner höchsten Bedeutung, zur obersten Stufe seiner Vollkommenheit, zur Gottheit hinauf, und theificirten die Menschheit. Andre Nationen erniedrigten die Idee Gottes zu Ungeheuern; sie hoben das Göttliche im Menschen zum Gott empor.

Unten sahen wir einen Reiz der Jugend, dessen flüchtige Blüthe wir bedauerten; unter den Göttern ist er verewigt, eben dadurch daß er auf höchste geläutert ward.

Als das himmlische Sinnbild aller Jünglings-Genien auf Erden, stehet Dionysos hier, dessen zarte Idee die niedern Sterblichen so misskennen, daß ich seinen Namen Bacchus kaum zu nennen wage. Es ist die sichtbar gewordene ewige Fröhlichkeit; im Genuße sein selbst, ohne Anstrengung und dennoch mit der leichtesten Elasticität, ein süßer Beglückter der Götter und Menschen. Im schönen Charakter dieses thätigen süßenfar niente rettete er einst den Olymp, und cultivirte die Welt durch Gaben und Geschenke. Sein Daseyn ist ein ewiger Triumph unter Trauben, mit denen er

die Sterblichen erquickt und getränkt hat, unter dem ewigen Freudenliede jauchzender Mänaden.

Und an seiner Seite senkt den liebetrunkenen Blick auf ihn die durch ihn gerettete, selige Ariadne. Von ewigem Danke und innigem Ergötzen strömt der gerührte Blick, den keine Mänas, keine Baccha mit ihr theilet. Ohne Kinder, in seligem Anschau des Genusses, feiern die zwei ihr unzerstörbares Triumphleben, in welchem Bacchus selbst die Blüthe der Weiblichkeit in seiner Natur genießet. Lebet wohl, ihr glücklichen Beide, du Gerettete und du, ihr Retter; habt viel Nachfolger auf der Erde, die unter Scherz und Freude die Menschheit beseligen, die retten und wohlthun, ohne daß sie es Zwang kostet. Den Triumphswagen solcher Gemüther unjauchzen dankende Ehre. — Schöne Statuen sind vom Bacchus da, und das capitolinische Haupt der Ariadne ist ganz ihr Charakter.

Neben Bacchus stehet Apollo, das höchste Symbol aller Heldenjünglinge der Menschheit. Ueber Castor und Pollux erhaben ist seine Gestalt ein sichtbargewordener Heldengedanke. Seine Thätigkeit ist Blick, Gang, Daseyn, Sieg mit der Schnelle des Pfeiles. Und dieser kühne, rasche, selbst zornige Jüngling rührt in andern Gestalten die Leier, der alle Musen horchen. Ihr horcht der Schwan oder Greif zu seinen Füßen; ihr horcht die Natur. Aller Musen Künste sind die-

sem Heldenjünglinge eigen, der ein Ideal griechischer Cultur ist zur thätigen und musenhaften Heldenjugend. In seinen drei Hauptstellungen, als Sieger, Sänger und ruhender Jüngling ist er immer Apollo; auch wenn er sanft angelehnt nur die Eidexe tödtet.

Und neben ihm seine unermüdlige Schwester Diana. Sie, die Jungfräulichkeit, daher auch die Keuschheit und immer muntre Thätigkeit selbst, ohne welche jene nicht bestehen konnten. In der grünenden Natur, mit Nymphen umgeben, eine Göttin unter den Nymphen, eilt sie dahin, wie ein jugendlicher Hirsch, unbewußt ihrer Schönheit; ihr Blick ist in der Ferne. Und wenn in ihrem Herzen der Funken der Liebe zündet, und sie den Endymion belauscht; wie rein und stille verschwiegen ist dieser Anblick! wie rührend stellte ihn auf Grabmalen die griechische Kunst vor! — Jünglinge und Mädchen sangen das Lob des Apolls und der Diana in Wechselchören: denn beide Gottheiten waren das Abstractum ihrer Tugend. Erst nur, wenn Hymen den Gürtel der Jungfrau lösete, trat die Verlobte aus dem Dienste der strengen Diana ins Gebiet der schamhaften Aphrodite. In Apolls schönsten Darstellungen ist also eine der höchsten Zierden menschlicher Tugend erhalten; und wenn die Bildnisse der Schwester dem Ideale des Bruders nicht gleich seyn möchten, so verläugnet dennoch keine Vorstellung

den Charakter einer Artemis oder der sanfteren Luna.

Eine dritte Jünglingsart stehet dort an der Pforte des Olympus; es ist Merkur, der Gott schlauer Beredsamkeit, der behenden Betriebbarkeit in allen Geschäften. Er hat den Apoll überlistet, hat mancherlei Anschläge erfunden und trägt den Beutel. Auch trägt er Bottschaften und geleitet die Seelen selbst zum Orkus, geflügelt an Füßen und Haupten. Es ist ein geschäftiger, munterer Gott, das Haupt einer großen Gemeinschaft, die in ihm personificirt ist, ein unentbehrlicher Gott im Himmel und auf der Erde. Fabel und Kunst haben ihn so vollkommen ausgebildet, als den Jupiter oder die Minerva; er ist aber ein Erdgebohrner, der Maja Sohn, subaltern an Dienst und Charakter. Wir wollen den schönen Gott, schön an Haupt, an Füßen und Händen, nicht ohne Betrachtung vorbeigehn. Bemerken Sie, wie er lauschet, wie er mit sich selbst und seinem Schlangenstabe und seinem Hahne und Beutel so ganz Eins ist; ein vortreflicher Gott an der Pforte.

Dir nahen wir uns, himmlische Aphrodite, unübertroffenes Ideal des weiblichen Liebreizes, einer sittlichen Schönheit. Aus der Welle des unruhigen Meeres stiegst du hervor, vom lauen Zephyr getragen; da legten sich die Wellen; deine sittsame Gegenwart machte sie zum Spiegel der

Lüste. Bescheiden trocknetest du dein Haar, und jeder fallende Tropfe deines irdischen Ursprunges ward ein Geschenk, eine Perle der Muschel, die dich wohlküstig in ihrem Schooße wiegte. Du stiegst zum Olymp, und die Götter empfingen dich in deiner Gestalt: denn sie selbst war deine Hülle; die Grazie, mit der du dich, durch und durch sichtbar, dem Auge unsichtbar zu machen weißt, diese in sich gehüllte Schaam und Bescheidenheit ist dein Charakter. Auch auf dem häuslichen Altare der Griechen standest du nicht anders, als unter diesem Bilde: denn nur Schaam kann Liebe erwecken und zeugen. Es ist ein verfehlter Charakter, wenn Aphrodite zurückblickt oder sich mit Wohlgefälligkeit zeigt; ihre Schönheit ist die, daß sie, sich vor ihr selbst gleichsam und vor Allem verbergend, Himmel und Erde entzückt; dem wegschlüpfenden Thautropfen einer jungen Rose ähnlich, in dem sich die anbrechende Morgenröthe spiegelt. Das bedeutet ihr Apfel, das ihr Taube; dahin hat sich der Sinn der Griechen, selbst mit ihrem zu kleinen Köpfschen und was man sonst an ihr tadelte, gedichtet. Bescheidenheit und eine kunstlose Schaam, die selbst die höchste Kunst ist, sind und wecken den Liebreiz. Es giebt keine feinere Zunge dieser Waage.

Neben ihr steht die verschleierte *Vesta*. Als die große Mutter der Natur kennen wir sie nur auf Gemmen oder in der Flamme ihres Altars; aber

ihre Bestalen, die Dienerinnen ihres heiligen Heerdes, sind uns ehrwürdige Jungfrau Matronen. Aus jeder Falte ihres Gewandes hätten Nonnen und Heilige lernen können, was zu beobachten sey, um in einer reinen Menschheit also ehrwürdig zu erscheinen, daß man bei einer kaum sichtbar gewordenen Hand und dem engelreinen Antlitz den großen dichten Schleier heiliger Gelübde verehret. —

Wieder lasse ich mich am Fuße dieser Bestale nieder und frage: „was helfen uns diese Bilder? diese so groß und rein und richtig bestimmten Menschen-Ideale?“ — Und antwortete mir selber: „viel! sehr viel!“

Dort nahm Pallas dem Diomed die Wolke vom Auge hinweg, daß er einen Gott und einen Sterblichen unterscheiden konnte; eben diese Wohlthat wird uns durch dies Studium der griechischen Kunst gewähret. Leibhaft wandeln unter uns keine Apollo's und Dianen umher; jene Anlagen des Charakters aber, die eine Diane oder Bestale, eine Ariadne oder Anadyomene, einen Merkur, Bacchus, Apollo im höchsten Ideale gaben, sind in zerstreuten, oft sehr verworrenen Zügen vor uns. Diese Anlagen nur zu erkennen, ist eine Charakteristik menschlicher Denkart und Seelenformen nöthig, die sich auf wilden Wegen schwerlich erlangen läßt. Sind Linneus *genera plantarum* das Inventarium der Botanik worden, schäzget man seine nach

Naturkennzeichen gegebene Thierclassen hoch; sollte es nicht auch Menscheuclassen nach Natureigenschaften geben? und wären diese, auf die reinsten Begriffe gebracht und in unzerstörbaren Formen dargestellt, nicht aller Betrachtung werth? Daß die Griechen den Menschen mit einem unbefangeneren, schärferen Blick angesehen haben, als wir, wird niemand läugnen; daß unsre Temperaments- und physiognomische Eintheilungen zu nichts sicherem führen, muß jedermann klar einsehn; warum liegen uns denn jene von Meistern erfundene scharfe und große Formen der Unterscheidung so weit ab? Warum sonst, als, weil wir sie nicht verstehen, oder zu gebrauchen nicht vermögen. Wir fühlen, daß der edelste Saame, unter uns aufkeimend, kein Klima zum Aufkommen, geschweige einen Olymp zur Gottegestalt, findet, und tappen also fort im Nebel. Wenn aber die liebliche Scham, die Seelen verhüllte Vestale oder Dianens keusche Tochter keinen Olymp verdienen, genießen sie nicht eines häuslichen Altars?

Eine reine Kritik dieser der erlesensten Menschenformen, die man Göttergestalten nennt, prüft und sichert unser Urtheil auch für alle sittliche Compositionen. Von wie manchem Nebenbegriff bin ich frei geworden, wie manche Meinung habe ich vergessen lernen, seitdem die Kunst der Griechen, gestützt auf ihre Weisheit und Sittenlehre,

meine Führerin ward. Demüthig, wie ein Fragender zu Delphi, frage ich mich: hat diese Composition, hat dies Urtheil, hat dies Werk einen Werth? haben sie einen sittlichen Charakter? Von welcher Art ist dieser? hoch oder niedrig? und ist er sich selbst treu, in sich beständig? durch die ernstesten Fragen, wie manches lernt man vergessen und wegthun! Dies Urtheil über eine Composition z. B. kann nur auf zwiefache Weise, subjectiv und objectiv ein Gewicht haben. Subjectiv: indem der Urtheilende den ganzen Sinn des Werkes, das er beurtheilt, treu erfasset, ihn an allen Theilen festhält und dessen Bestandheit oder Unbestandheit, wie in einem Kunstwerke, zeigt. Objectiv, indem er uns das reine Richtmaas vorhält, nach welchem und nach keinem andern es gebildet werden konnte noch sollte. Thut der Urtheiler keins von beiden oder verwirrt er beide Arten mit einander; ist er so schwach, daß er den Sinn des Gedankenwerks oder der Handlung weder zu begreifen noch darzustellen vermag, oder so anmaßend, daß er eine ungeprüfte, mangelhafte, falsche Regel, aus Unkunde oder Vermessenheit, uns als ein Gesetz vorhält; wer wird darüber ein Wort verlieren? Seitdem ich über den vaticanischen Apollo, über Laokoön und die tragische Muse, über das Ideal der Alten u. s. gehört und gelesen habe, was ich darüber gehört und gelesen, kümmern mich wenige Urtheile mehr, aber das Urtheil der Wenigen, die eine voll-

ständige Idee des Werks, als eines griechischen Kunstwerks, haben, gehen mir auf Leib und Leben.

Was endlich die Anwendung dieser großen Gedanken betrifft; wozu sind die Bilder meiner Götter und Helden nicht angewendet worden? Das muß den Meister eines Werks nicht kümmern; genug, sie stehen da und leben. Wenn ihr inwohnender Genius sie nicht schützt und aus ihnen spricht, so ist alle Wache und Fürsprache verlohren.

20.

Die Idee des Kriegsgottes unter dem Bilde des Mars (Ares) war den Griechen seit dem Homer nicht so geehrt, als sie es den Römern ward, die von diesem Gott ihr Geschlecht ableiteten. Seine Statue ist selten, und wo man sie dafür hält, wird sein Ansehn durch Ruhe oder durch Amor und Venus gemildert. Die nackte Idee eines Kriegers kann, als ein unbestimmter Begriff, kein hohes Ideal geben. Eben also Vulkan. Der Gott aller Künstler, der nur als Werkmeister bei seiner Arbeit vorgestellt werden konnte, war eines hohen Ideals unfähig. Prometheus selbst gab mit seiner Menschenbildung zu schöneren Ideen Anlaß, insonderheit unter dem Beistande der Minerva.

Feierlich erscheint jene große und zärtliche Mutter, die Hausmutter der Erde, Ceres, Demeter.

Ruhig und hausmütterlich ist ihr Anstand; wie erschreckt und eilig aber schwingt sie die Fackeln, wenn sie ihre verlorne Tochter Proserpina sucht! Diese Geschichte, eine der sinnreichsten und bedeutendsten des Alterthums, ist in ihren schönen Vorstellungen auf Grabmählern der Menschheit so lieb, als die Geschichte Endymions, der Psyche oder die Scenen des menschlichen Lebens von Prometheus an bis zum schüchternen Eintritt der Seele ins Reich des Aides. Traurig und milde thront Proserpina da, sie selbst eine geraubte Königin des Orkus.

Noch drei Göttercharaktere sind vor uns, Pallas, Jupiter und Juno.

Das Bild der Pallas, die zuerst eine fürchterliche Kriegesgöttin war, ist viel bedeutender und edler, als Minors ausgebildet worden: denn eine mächtige Städtebeschützerin war sie, keine tobende Wilde. Sie vereinigte Muth mit Verstand, und war dadurch von jeher dem rohangreifenden Mars überlegen. Vor ihrer Brust das Haupt der Medusa, und jenen Schild, den Homer lebendig beschrieb; in ihrer Hand den mächtigen Speer; den schrecklichen Helm auf ihrem Haupte, war und blieb sie selbst die heilige Jungfrau, die, aus dem Haupte Jupiters entsprossen, gleichsam sein sichtbares wordener mächtiger Schreck-Gedanke, und in der Folge die Göttin aller Weisheit, insonderheit des häuslichen ruhigen Fleißes

war. In beiden Eigenschaften ward sie gebildet; bald als jene furchtbare Göttinn, deren plötzliche Gegenwart Verwirrung und Flucht bringt, bald als die friedliche Städtebeschützerinn, die Mutter aller nützlichen Künste. In beiden Vorstellungen ist ihre dämonische, mächtig = stille Gegenwart wirksam. Wie vor einem hinabgeschwebten olympischen Wesen stehet man vor der Minerva Giustiniani; man wagt ihr kaum zu nahen, und doch ist ihr Daseyn so in sich geschlossen und friedlich. Keine andre Göttinn führt diese Gattung heiliger Majestät bei sich, die eine Pallas auch nicht verläßt, wenn sie in häuslichen Künsten arbeitet. Dank dem glorreichen Athen, das seine Göttinn so schön ausgebildet. Es weihte ihr alle Kränze, die aus seinem Flor entsproßten, indem das Fest der Gedankentochter Jupiters sein großes Fest war. Mit Andacht opferte ihr Mutter und Kind, der Krieger, wie der Weise.

Das verschlossene Bild der Juno Ludovisi stellet die Königin des Himmels dar, des höchsten Gottes Schwester und Gemahlinn. Alle weibliche Majestät, Pracht und Größe ist in dies ruhige Antlitz gesenket. Sie hat nicht ihres gleichen, ihres gleichen kann sie nicht haben, die göttliche, königliche Juno. Besäßen wir vom Jupiter selbst ein Bild wie dieses!

Dennoch aber, ob uns gleich ein Phidias = Bild vom höchsten Gott fehlet, ist sein Charakter in allen

Vorstellungen merkbar, Macht, Weisheit und Güte in Ein unsterbliches Haupt versammelt. Was sein Weib in stolzem Anstande zeigt, das ist er in ruhiger Würde, Vater der Götter, König des Himmels und mit seinem Stabe ein Hirt der Völker. Der Blitz in seiner Hand hat die Riesen zerschmettert und die Lüfte gereinigt; sein Blick hat den Elementen Frieden geboten, darum feiern um seinen Thron Grazien und Horen unzertrennbare Reigentänze. Sein Haupthaar, dessen Wallen den Olymp erschüttert, fällt in ruhigen Locken nieder; sein Mund ist gütig und der Wink seines Augenbrauns verheißt dem Flehenden, der seine Knie berührt, väterlichen Beistand. Heil dem Gott der Götter! Er gebe seinen erdgebohrnen Söhnen, was er hat und ist, mächtige Güte, gnädige Weisheit.

Nach Jupiter darf ich von seinen beiden Brüdern nicht reden; sie tragen seinen Charakter, nur in niedrigeren Reichen. Neptun in den Wellen des Meers zeigt den Sturm desselben, aber nur in seinem Haar; sein Anblick glättet das Meer, und gebietet Stürmen und Wellen Friede. Pluto's (Jupiter-Serapis) Antlitz mit seinem düster-gütigen Blick erdfuete mir jedesmal die dunkle Unterwelt, wenn ich ihn ansah. In düstern Gegenden ist dieser traurig ernste und doch milde Jupiter König. So charakterisirten die Griechen Leben und Tod, Himmel und Orkus. O wären uns von so manchen Gottheiten,

die im Pausanias genannt sind, Abbildungen übrig; wir hätten eine Charakteristik selbst aller Leidenschaften der Seele.

Wenn dieser mein Brief öffentlich bekannt würde, so könnte es schwerlich anders seyn, als daß er Manchem enthusiastisch vorkäme. Diesem aber hätte ich nur Eins zu sagen: „gehe hin, sieh' und betrachte. Je kälter, desto besser; um so mehr wirst du, was ich andeutete, finden. Nur habe kein vorgefaßtes System.“

Alle wissen wir, daß die Götter der Griechen, in verschiedenen Gegenden entsprossen, hie und dort anders gedacht, mit Nebenumständen oft verkleidet, von Dichtern äußerst verschieden behandelt, von Philosophen endlich mit Allegorien dergestalt überladen worden sind, daß man in jedem Gott einen ganzen Olymp von Göttern finden könnte. Aus diesem allen folgt aber nichts, was meiner in Denkmahlen vorliegenden Wahrheit zuwider wäre. Der Mytholog zähle jede örtliche Gottheit mit ihren Attributen und Namen her; eine sehr lehrreiche Tempelreise. Der Ausleger bemerke jede Verschiedenheit der Götterfabel nach Zeitaltern, Dichtungsarten und einzelnen Dichtern; eine sehr lehrreiche Reise, wenn sie mit Aristoteles Scharfsinn angestellet wird. Unter andern guten Folgen würde sie uns auch vor der unseligen Uebertragung des Bildes Einer Dichtungsart in eine von ihr verschiedene, ja vor hundert andern

unnützen Ausführungen bewahren. — Der Kunstliebhaber reise die Kunstwerke durch, sowohl die noch vorhanden sind, als auch von denen die Alten reden. Er untersuche das Spiel der Künstler-Ideen nach Zeiten, Gelegenheiten, am meisten nach dem Ort und Zweck ihrer Anwendung: denn unmöglich können doch Statuen, Basreliefs, Gemmen und Münzen auf Einen Fuß genommen, Zeiten und Länder verwirrt, und Alles wie auf Einer Tafel betrachtet werden. Hierüber ist noch wenig geleistet worden, zumal so viele schöne Basreliefs noch nicht bekannt, und wenige Kunstliebhaber in dem glücklichen Fall sind, alles Bekanntgewordene zu kennen, oder mit Müsse zu gebrauchen. — Endlich vergleiche dieser Kunstliebhaber Künstler und Dichter; von allen vorigen das schwereste Werk, das nicht nur Gelehrsamkeit, sondern auch Verstand und einen wirklichen Kunst- und Dichtersinn fodert. Hier brach Lessing eine große Bahn, auf welcher aber noch nicht weite Schritte gemacht sind. Eine feste Kritik hierüber würde uns vor mancher unglücklichen Anwendung der Kunst auf die Dichter, die in theuren Werken vor uns liegen, und doch bloße Barbarei sind, bewahren. — Alle diese und noch mehrere Erwägungen aber verrücken den Gesichtspunkt nicht, den ich verfolgte, nämlich: „welche reine Idee lag der Kunst, und zwar in ihren heiligsten Werken vor die öffentlich dargestellt und für die

Ewigkeit geschaffen wurden? Wie kam die Kunst zu ihr? wie hat sie solche ausgeführt?“ Dies dünkt mich gleichsam das letzte, innigste Resultat beim Ueberschauen ihrer Werke, in denen der Künstler nicht eigenmächtig spielen, sondern den Charakter seines Gegenstandes als eine bleibende, ja gar als eine höchste Idee angeben wollte. Würde mir also Jemand gegen meinen Jupiter die Base zeigen, auf der er als Maske die Rolle des Amphitruo spielt, oder gegen meine Juno ihren Zank im Homer anführen: so könnte ich ihm nichts sagen, als: „für dich habe ich nichts geschrieben.“ Ich schrieb von den Idealen der Humanität in der griechischen Kunst und diese bleiben fest, wenn auch bei Dichtern und Künstlern tausend Inhumanitäten vorkämen; von diesen möge ein Andern schreiben.

 21.

„Aber, m. F., die Faunen, die Satyren, Pan, Sylen, der Indische Bacchus, die Mänaden, die Centauren, (an mehrere Ungeheuer nicht zu denken) — wie bestehen diese mit Ihrem Ideal der Humanität in Griechischen Kunstwerken?“

„Zweitens. Und hätten die Griechen uns denn Alles vorweg genommen? wären außer diesen und

hinter ihnen nicht noch andre, feinere sittliche Ideale möglich? Ja wären diese von mehreren Künstlern nicht wirklich gegeben?"

„Endlich, was hilft uns diese Humanität der Griechen, da wir nicht Griechen sind? Unser Himmel, unsre Einrichtungen, unsre Lebensweise legen uns andre Bedürfnisse auf, und fodern von uns andre Pflichten. Wir lusten also, wenn wir jene, soll ich sagen, feinere oder gröbere Sinnlichkeit alter Zeiten, jugendlicher Völker der Welt begehren, nach einer uns versagten, dazu gefährlichen Traube. Unsre Humanität blüht in philosophischen Begriffen ohne sinnliche Darstellung. Die Blüthenzeit ist vorüber; wir kosten Früchte.“ Wollten Sie uns wohl Einige dieser Zweifel lösen?

22.

Die Satyren der Griechen sind eben sowohl Denkmale ihrer humanen Weisheit, als die erhabensten Götterbilder. Nicht alles läßt sich in der Menschheit zum Helden und Gott idealisiren; deshalb aber ist dieser Theil unsres Geschlechts so ganz und gar nicht verwerflich. Es giebt eine geringere, eine Faunen- und Satyrennatur in der menschlichen Bildung, die wir nicht verläugnen können; sie ist behend, aufgeweckt, lustig, munter in Einfällen, in ländlichen Scherzen und Spielen; dabey lü-

stern, luppig; übrigens einem Theil nach, (denn es giebt auch grobe böse Faunen) gutartig, dienstfertig, wohlgefällig, freundlich. Warum sollte man diesen Geschöpfen, die einst die Besizer der jungen Welt waren, ihre Freuden und Spiele stören? Warum sollte man diesem Satyrus, der mit so unendlichem Appetit die süße Traube kostet, jenem Faunchen, das die Nymphe belauscht oder haschet, jenem andern, der mit kindischer Freude die Flöte bläset, oder gankelnd aufhüpfet, ihre jugendliche Freude, ihre unerfahrne Lüsterheit und Neugier rauben? Vergnügungen oder Lustkeime dieser Art machen einen so großen Theil der Jugendfreuden aus, die man unschuldige Freuden zu nennen gewohnt ist; und manche Charaktere haften daran Zeitlebens. Also bemächtige sich auch die Kunst dieser Classe der Menschheit; nur sie sondre sie ab, und charakterisire sie also, daß man sogleich ihre Natur wahrnimmt. Dies hat die Kunst gethan, und zwar (ich gehe alles vorüber, was für lüsterne Augen, in Wohlustkammern oder Gärten gemacht wurde) auf eine dem Genius dieser Gattung ganz gemäße Weise. Diesem jungen Satyr spricht ein Hörnchen, jenem ein Schweisohen; sein spitzes Ohr lauscht, sein Blick, seine Zunge lüftet; also ist er schon seiner Art nach zum gankelnden Sprunge, zur lüsterneu Fröhlichkeit gemacht; in dieser Art hat die Kunst ihn ergriffen, und charakterisiret. Es gibt Satyren

von großer Schönheit; nur sobald sie Satyren sind, zeichnete sie die Kunst aus, als der reinen Menschheit nicht ganz würdig. War es Grobheit oder zartes Gefühl, das diesen Unterschied machte? Unser Auge würde vielleicht nicht beleidigt, wenn ein ganz menschlicher Jüngling mit einer Nymphe scherzt; das Auge der Griechen ward es. Die Gestalt eines Jünglings war heilig; aber ein Satyr durfte so scherzen und tändeln. Diese charakteristische Unterscheidung, die Begierden solcher Art gleichsam an die Grenze der menschlichen Natur rückte, war also höchst-sittlich gedacht, und die reine menschliche Natur, insonderheit der menschliche Jüngling ward durch sie sehr geehret.

Ueberhaupt machen wir uns von dieser ganzen Gattung Geschöpfe zu grobe Begriffe, weil unserm Klima die ländlichen Spiele und Feste, die dazu Gelegenheit gaben, fremde sind. Wir denken uns alenthalben grobe Waldfaunen und Waldteufel, von denen dort nicht die Rede war; es waren bekannte fröhliche Masken. Die Griechen hatten sogar eine eigne Gattung Schauspiele, wo nur Satyren sprachen und hüpfen; Schauspiele, die unmittelbar hinter den größten Stücken Aeschylus und Sophokles gespielt wurden, und deren sich die größten Meister nicht schämten. Diese Stücke waren Denkmale der Freiheit und Fröhlichkeit alter Zeiten; ein Satyr durfte sprechen, wo der ehrsame

Mann nicht sprach, und man durfte es hören: denn es sprach's aus den Kindeszeiten der Welt ein Satyr. Neuere Künstler haben dies sittliche Costume, was einem Menschen und einem Satyr zieme? nicht eben so genau unterschieden.

Damit habe ich zugleich dem Silen, dem sogenannten Indischen Bacchus, den Centauren, Sirenen, noch mehr aber jenen Ungeheuern, die sich ganz von der menschlichen Natur absondern, das Wort geredet. Bei uns laufen alle diese Dinge durch einander; der Silen heißt ein ehrlicher Mann, der gerne trinkt; Jahrhunderte lang waren unsre Trimalcions Leute von der großen Welt; ihre Sitte hieß Hoffsitte und Kunst zu leben. Bei den Griechen nicht also; Silen und Trimalcion waren Masken ausgezeichnet-niedriger Charaktere.

Haben Sie in dieser Rücksicht überdacht, welchen Vortheil solche Masken der griechischen Kunst, welchen Adel sie der menschlichen Bildung gaben? Durch sie ward von unsrer Natur abgesondert, was sie verzerrt, was ihr nicht ziemet. Alle Carrikatur nämlich war in Masken verlegt, classificirt und geordnet. Damit blieb sie vom edlen menschlichen Körper getrennt: kein Hogarth durfte Prometheus seyn und Menschen bilden; wohl aber konnte das Kind, der Knabe mit Masken spielen, selbst Jupiter und Merkur konnten in Masken agiren, wenn sie's gut fanden. Sie waren jetzt nicht Götter, sondern

Misgestalten; denn wer eine solche Maske trägt, bezeugt eben damit; daß er jetzt kein Mensch, oder Gott, sondern das Thier, der Thor sei, in dessen Gestalt er erscheint. Der edeln Menschengestalt, die bei den Griechen über Alles galt, hat er entsaget. — Selbst an die Griechische Classification und Ordnung dieser der Menschheit unwürdigen Formen hat kaum ein neuer Begriff gereicht.

Die Centauren der Griechen, insonderheit Chiron, der den Achilles unterweist, haben mich immer lehrreich vergnüget. Ich kann den Gedanken, daß eine verständige, zärtliche, tapfere und keusche Thierheit die Erzieherin und Wiederherstellerin des Menschengeschlechts sei, nicht zarter ausdrücken, als er hier ausgedrückt ist: denn Swifts edle verständige und keusche Hymnen im Contrast seiner Naoh's, sind, gegen die Dichtung der Griechen, barbarische, in sich selbst nicht bestehende Gedanken. Chiron unterweist den Achill, nicht etwa in der Jagd allein, sondern in allen Künsten der Musen, sorgsam, strenge und zärtlich. Die Leyer in der Hand eines Centaurs; eine mit ihren menschlichen Mutterbrüsten nährende Centaure, auf deren Rücken Amor sitzt, würde den Stof zu einer äußerst sittlichen Unterhaltung geben, auf welche die Deutungen der Fabel, daß dergestalt die Helden der Vorwelt cultivirt worden, selbst weisen.

So auch Ihr, ihr schönen Medusen, Gor:

gonen, Sirenen, Scilla, und Charybdis, ihr Bacchen, Mänaden, Titanen und Cyclopen, wo und wie ihr in der Kunst der Griechen erscheint, seyd ihr an eure Plätze geordnet. Unter uns lauft ihr umher; eine Titane läßt sich als Held, eine Meduse als Charis, eine Baccha als die Königin des Himmels anschauen und physiognomisch mahlen. Wären wir den Griechen nicht Dank schuldig, daß, was wir nicht können, sie gethan, und nach unveränderlichen Regeln und Kennzeichen Classen geordnet, Abarten ausgezeichnet und die reine Form von der Unform getrennt haben? Auch die Barbaren, und den sogenannten Trimascion haben sie treffend bezeichnet.

23.

Ihre zweite Frage „Haben die Griechen uns alles vorweggenommen, und sind nicht nach und hinter ihnen andre, feinere und sittlichere Ideale möglich? Da sind diese nicht vielleicht schon längst in der neuern Kunst gegeben?“ diese Frage wird sich, wie mir es scheint, aus dem Vorigen von selbst beantworten. Die Griechen nämlich haben, indem sie alles ordneten, als Räuber nicht vorweggenommen; sie haben der Erfindung keines sterblichen Menschen geschadet, sondern dieser Raum gemacht und sie geleitet.

Im Anbeginn der Dinge, sagen die Dichter,

schwebte alles in wüster Unordnung und es war zu nichts Raum. Da begann eine Welt; jedes ordnete sich zu Seines gleichen; es wurden Planeten und Sonnen. Elemente sonderten sich; es entstanden Kunstgeschöpfe. Nun ward Raum: denn die harmonischen Töne der Weltleyer waren erklingen, und Alles gesellet sich seitdem zu seinem Geschlecht, zu seiner Ordnung. Noch jetzt erhalten sich alle Classen der Lebendigen also; so reihen sich jetzt noch Sonnen an Sonnen; Nebelsterne ziehen sich zu Systemen zusammen und gewähren Raum; so ward und so wird die Schöpfung.

Auch die Kunst, die Schöpfung der Menschen nicht anders. Die Griechen erfanden und vollendeten Ideale; sie schufen Classen der Menschheit, und trenneten ab, was nicht zu ihr gehört. Damit bildeten sie den reinen göttlichen Begriff unsres Geschlechts zart und vielseitig aus; wem haben sie hie mit geschadet? Wer sich edler als Castor und Pollux, schbner als Dionisos oder Apollo, jungfräulicher als Diana, dämonischer als Minerva fühlt, der trete her und die Kunst wird ihm opfern. Ein König, der über Jupiter, eine Königin, die über Juno herrlich, eine Geliebte, die zärtlicher ist als Psyche, trete her und die Kunst wird ihr opfern. Die hohen Sternbilder, die geordneten Sonnen-Systeme stehen da; und zwischen ihnen ist Raum zu andern Systemen.

Jede reine Idee, die ein vollendetes Bild giebt, theilt nachbarlichen Ideen Klarheit mit; dies zeigt die griechische Kunst in hohem Grade. Aus jener bescheidenen Aphodrite ward mit einer kleinen Veränderung eine Nemesis; aus ihr und aus allen ursprünglich wenigen Götterformen, wie viel Ideen sind erwachsen! Parcen und Eumeniden, Grazien und Horen, Nymphen allerlei Art, Schutzgöttinnen der Länder und Personen, personificirte Tugenden und Ideen. Eine Genealogie dieser Gestalten würde zeigen, von wie wenigen Hauptformen sie entsprossen sind, und wie sich, der einmal festgestellten Ordnung nach, immer Gleiches zu Gleichem gesellte. Bis auf die Münzen der Römer in ziemlich späten Zeiten erstreckte sich diese Fruchtbarkeit jener kleinen Anzahl Griechischer Ideen; auf ihnen erhielten sich Bilder sittlicher Humanität selbst in Zeiten, da alles dem Gesetz und Kriege, dem Zwange und der Noth diente.

Sollten also jene Denkbilder reiner Formen der Menschheit je einem Sterblichen den Weg zu Ideen verschließen oder verschlossen haben? Niemals; nur lange Jahrhunderte waren in so dunklem Nebel, daß auch der Umriß solcher Formen nicht erkannt werden mochte. Endlich zerfloß der Nebel; der menschliche Geist gelangte wieder zu einigermaßen hellen Begriffen; Andacht und Liebe verkürzten den Weg dahin, und so sind jene Bildnisse erschienen, die wie Mor-

gensterne aus der weichenden Nacht hervorschimern. Man humanisirte seine Religionsbegriffe; und so trat vor allen andern die gebenedeiete Jungfrau, die Mutter des Weltheilandes in einer eignen Idee hervor, zu der ihr die griechischen Mussen nicht halfen. Der Gruß des Engels half ihr dazu, der sie die Holdselige, die Gottesgeliebte; ihre eigne Demuth half ihr dazu, in der sie sich die Magd des Herren nannte. Aus diesen beiden Zügen floß ihr liebliches Wesen zusammen, das sich dem menschlichen Herzen sehr vertraut machte. Dichter hatten sie mit der Stimme des Engels in zarten Worten oft begrüßt, vertrauliche Gebete sie liebeich angerebet; jetzt trat die Kunst hinzu, sie auch sichtbar zu machen, sie und das Kind in ihren Armen, die selige Mutter und die heilige Jungfrau. Keuschheit also und mütterliche Liebe, Unschuld des Herzens und jene Demuth, die in der größten Hoheit sich selbst nicht kennet, die in tiefer Armuth die seligste ihres Geschlechts ist; diese neue Form der Menschheit ward vom Himmel gerufen; ein Marien-Charakter. Sein unterscheidender Zug ist, wenn ich so sagen darf, jene christliche Unbefangenheit, in der die Mutter von ihr selbst, von ihrer Herrlichkeit, kaum von ihrem Kinde zu wissen scheint, das sie dennoch, das dennoch sie liebeich umfängt, und den Menschen hold ist. Eine humane Gruppe, die Kind und Knabe, Mädchen

und Jungfrau, Braut und Mutter, Mann und Greis, der Sterbende selbst zutrauenssanft, gleichfalls mit christlicher Unbefangenheit gern ansehen; da übrigens Raphael's Marien, gewiß die höchsten und reinsten ihrer Art, alle Landmädchen sind, nur sehr innig gedacht und rein idealisirt. Gene Glorreiche, selbst, die, das Kind im Arm, über den Wolken schwebet, kennet sich selbst nicht und ist in einer sanften Verwunderung über die Hoheit, die ihr zu Theil wird. Außer Raphael haben wenige diese Idee erreicht; die gebeugte Schmerzensmutter gelang ihnen viel mehr.

Den Sohn Gottes in Menschengestalt haben außer Raphael, da Vinci, del Sarto wenige würdig gedacht und empfunden, also nämlich daß die göttliche Menschheit des Erldfers der Menschen nicht zugleich Niedrigkeit würde. Das Bild des ewigen Vaters fand noch mehrere Schwierigkeiten; die Idee des gefallenen mächtigen Engels nicht minder. In allem aber, was der nähere Kreis unsrer Menschengestalten einschließt, welchen Reichthum schöner Compositionen haben in Neuern eben die Alten erweckt und befördert! Wer hat je Raphael's Schule zu Athen und seine andre vatikanische Gemählde gesehen, ohne zu empfinden, „in ihm war eine griechische Seele.“ Engelsangefichte sind in seinen Gemählde; seine Muse war ein schaffender Geist, der Gestalten hervorrufft und

jeden Charakter mit Grazienhand das Seinige anweist. Was Angelo und so viel andere den Alten schuldig sind, haben sie selbst bekannt; in glücklichen Zeiten der Kunst werden andere kommen, und neu erfinden. Der Ideenbildende Geist ist nicht ausgestorben und kann nicht aussterben; in den griechischen Kunstwerken ist ein ewiger Same zu seiner Neubelebung.

24.

„Was in unserm Klima, in unsrer Verfassung uns die griechische Kunst folle?“ fragen Sie; und ich antworte kurz: „wir wollen nicht sie, sondern sie soll uns besitzen;“ gerade das Gegentheil, was jener Grieche in Ansehung der Lais rühmte. Diese Lais verführt nur schlechte Gemüther; die besseren wird sie als eine Aspasia bilden.

Wir wollen, meyne ich, die griechische Kunst nicht besitzen, da so wenige nordische Seelen sie kaum fühlen. Die griechischen Kunstwerke selbst sind ja unserm unfreundlichen Klima fremde; und es dauerte mich stets, wenn ich Schätze dieser Art nach Britannien hinüber geschifft sah. Ein Raub der Proserpina; wer wird sie in jenen plutonischen Hainen, wo sie unverstanden, zerstreut und verschlossen dastehn, suchen und von ihnen lernen? Lasset ihr Weltüberwinder, den Raub Griechenlandes

und Aegyptens ihrer alten Beherrscherinn, dem milden und ewigen Rom, wo Jedermann, dem das Glück den Weg dahin nicht versagte, um ein Nichts zu ihnen Zutritt findet. Sendet eure Künstler dahin, oder gewähret euch selbst ihren mildernden Anblick; nur machet sie nicht zu Boten unter den Völkern, oder zu Hermes Säulen auf euren glorreichen Wegen.

Die griechische Kunst, meyne ich, soll uns besitzen, und zwar an Seele und Körper.

Allenthalben z. B. gingen die Völker bekleidet umher, und schämten sich des Gottgebildes, das sie verhüllten; die Griechen wagten es, den Menschen in der Herrlichkeit zu zeigen, die ihm Gott ansah. Welcher Vater, welche Mutter wünschet sich nicht gesunde, wohlgestaltete Kinder? wer erfreuet sich nicht an ihrem Anblick und fühlt seine Brust erweitert, wenn er einen schamhaften Jüngling, eine züchtige Jungfrau siehet? In dieser Jugendkraft, die, von einer glücklichen Natur erzeuget, durch Mäßigkeit und Uebung allein gedeihet, fühlt jedermann die Anlage zu einem thätigen, heitern Leben; und bedauert die Gelegenheit, die ihm zu Ausbildung dieser Gestalt und Kräfte versagt ward. Wenn nun ein unfreundlicher Dämon uns die Brust zusammendrückte, sollten wir künftigen Geschlechtern nicht einen glücklichen Dämon gönnen? Und da vom Menschen-Schicksal viel, sehr viel in der Hand der Menschen, in ihrem Willen, in ihrer Verfassung und Einrich-

tung liegt: könnte uns zu Beförderung solcher Anstalten wohl ein Grönländer, der aus seiner Höhle gezogen ward, oder nicht vielmehr ein Grieche, der ein Mensch wie wir war und als ein Gottesbild da steht, erwecken und reizen? —

An den Körpern betrachte man der Griechen Kleidung. Die unsre hat Venia, die Dürftigkeit selbst erfunden, und eine Megära des Luxus und der Unvernunft vollendet. Die Kleidung unsrer Weiber entsprang aus der armen Schürze, die man noch bei Negern und Wilden siehet. Als sie endlich rings die Lenden umgab, ward sie zu einem Rock, der aus drückender Armuth kaum über den Nabel den Unterleib zusammenschnüret. Jahrtausende hin haben diese schnürende Lenden = Schürzen fortgedauert; und um ihren Reichthum zu zeigen legten manche nordische Volkstrachten sogar sieben dergleichen Lendenschürzen dick übereinander, daß das abentheurliche Geschöpf dem Ansehen nach auf einer Tonne ruhen möchte. Man wagte es oft nicht, diese Schürze bis zu den Füßen hinab zu verlängern, geschweige, daß man sie zu einem Gewande zu erheben sich getrauet hätte; und zeigte lieber seine ungestalten Glieder. Die Bekleidung des nordischen Weibes an der Brust entsprang aus einem Nieder, das man nach und nach mit mehreren Theilen zusammensetzte, woraus dann jener unselige Seiten- und Brustharnisch entstand, der tausend Müttern und Kindern ihre Wohlgestalt,

ihr Leben, ihre Gesundheit, ihre Freuden an Muttergeschäften gekostet hat, und dennoch fortdauret. Da man Einmal auf dem Wege der Misgestalt war, so wurden mancherlei Kleidungen erdacht, um diese oder jene einzelne Misgestalt zu verbergen, denen sodann unter dem Gesetz der Mode auch die blühendste Gestalt nachahmen mußte. Bei jeder unsinnigen Tracht nämlich kann man zeigen, welchem körperlichen Fehler zu gut sie entstanden sei, so daß man fast auch keinen körperlichen Fehler gedenken kann, den unsre weibliche Tracht nicht verbergen möchte. „Bist du das Alles?“ sagte jene Griechinn zu einem Europäischen Reisrock; und was der Reisrock hätte antworten können, hat Lady Montague frei gesagt. Die männliche Kleidung der Europäer hat einen eben so barbarischen Ursprung. Zum reiten sind wir da; das zeigt die Bekleidung unsrer Beine. Die übrigen Fesseln haben wir uns nach und nach, insonderheit der Taschen wegen, zugeleget, und als ob wir uns des Stranges unaufhörlich bewußt seyn sollten, insonderheit unsern Hals jämmerlich zugeschnüret; eine Kleidung, in der wir allen Nationen der Erde lächerlich werden.

Da blicke man eine Muse, eine Juno, ja nur irgend eine bekleidete Griechische Nymphe an, und erröthe. Man betrachte einen griechischen Mann, er Süngling, Held oder Weiser, in seinem Gewande; und sehe beschämt auf sich selber. Fühlten beide

Geschlechter die Würde ihrer Körpergestalt und hielten ihre Zwecke für Pflicht; hätten sie sich diesen Fesseln barbarischer Dürftigkeit nicht längst entwunden?

Ohne Zweifel müssen Sie in Statuen sowohl als auf allen griechischen Denkmälern den bescheidenen und festen Stand, die ruhige Stellung der Personen beiderlei Geschlechts, die nicht Fechter, oder Faunen sind, bemerkt haben; Winkelmann hat darüber seine für die Schönheit sehr empfindliche Seele reich ausgeschüttet, und den zarten Gemüthscharakter, den diese Ruhe verräth, unübertrefflich geschildert. Vergleichen Sie damit unsre alten Gemälde in spanischer Tracht mit ihrem Ritter- und Heldentritte, oder alle jene gewohnten Gebehrden, die uns das Etiquett der Gesellschaft auflegt. Beide Geschlechter haben in ihrer Kleidung fast keine natürliche Stellung mehr; Hände und Füße sind uns zur Last, und jene ruhige Innigkeit, die von keiner Repräsentation weiß, die auch in der Bewegung ganz für sich da ist, wir sehen sie kaum noch an einigen glücklichen Ausnahmen, in denen wir sie Unerzogenheit oder Naivität zu nennen gewohnt sind. Und doch ist diese nüchterne Innigkeit die Grundlage aller wahren und ruhigen Besinnung im Menschen, so wie sie das Kennzeichen einer reinen Unbefangenheit, eines richtigen Gefühls, eines tieferen Mitge-

fühls, kurz der einzigen und ächten Humanität ist. Wer in seinen Bewegungen zeigt, daß er nicht Zeit habe, zwei Augenblicke in sich selbst zu verweilen und ohne Rücksicht der Dinge, die außer ihm sind, seine Geschäfte zu treiben, ist ein unreifes Geschöpf der Menschheit. Nur Antriebe von aussen, Sturm und Zwang können ihm gebieten; er fühlet nichts von jener innern Seelenruhe, die auch im Gesengewichte und Kampfe lebendiger Kräfte, vermöge der Symmetrie und Eurythmie des Körpers und der in ihr sanft ergossenen Seele auf sich selbst hastet.

Aber wie soll ich das freundliche Beisammenseyn der griechischen Körper und Seelen unter und mit einander bezeichnen? Jene Ruhe, mit der sie einander anschauen und hören? Die Ueberredung wohnet auf ihrer Lippe, ob man gleich kein Wort vernimmt; es ist Ein gegenwärtiger Geist, der den Hörenden und Sprechenden bindet. Und wenn ihre Hände einander berühren, wenn dieser sanfte Arm auf der Schulter, oder nur das Auge auf dein Anblick des andern ruhet; welche süße Harmonie, welche liebende Anhänglichkeit offenbaret sich zwischen Beiden! Nie habe ich eine griechische Gruppe, man nenne sie Drest und Pylades, oder Drest und Elektra, Biblis und Saunus, Pätus und Arria, Amor und Psyche, oder wie man wolle, bemerkt, ohne diese liebliche Zusammenstimmung zu fühlen, die beide zu Einem vereinet. Nie

habe ich in den wenigen Gemälden, die von ihnen übrig sind, oder in ihren zahlreichern Bas-Reliefs eine griechische häusliche Gesellschaft gesehen, in welche nicht jener Geist der Ruhe ergossen war, der unsern tumultvollen Compositionen so oft fehlet. Raphael hatte von diesem Geiste empfangen; Mengs hat ihn, wenn das antike Gemälde, in welchem sich Ganymedes dem Jupiter nahet, sein ist, sowohl in dem Annahen selbst, als auf dem Munde des Vaters der Götter in dem ewig freundlichen Kuß ausgedrückt, mit dem er ihn aufnimmt. In allen Compositionen der Angelika ist diese ihr eingebohrne moralische Grazie der Charakter ihrer Menschen. Selbst der Wilde wird durch ihre Hand milde; ihre Jünglinge schweben wie Genien auf der Erde; nie war ihr Pinsel eine freche Gebehrde zu schildern vermögend. Wie etwa ein schuldloser Geist sich menschliche Charaktere denken mag, so hat sie solche, aus ihren Hüllen gezogen, und mit einem schönen Verstande, der das Ganze aufs leiseste umfaßt, und jeden Theil wie eine Blume entsprossen läßt, harmonisch sanft geordnet. Ein Engel gab ihr ihren Namen, und die Muse der Humanität ward ihre Schwester.

Meynen Sie noch, daß die Kunst der Griechen, ihrem Geiste nach, nicht für uns gehöre? Dem Worte selbst nach hätten Sie uns damit zu einer ewigen Barbarei verdammet.

Denn, um aller Musen willen, wozu lesen wir die Griechen? Ist's nicht, daß wir eben diesen zarten Keim der Humanität, der in ihren Schriften, wie in ihrer Kunst, liegt, nicht etwa nur gelehrt entfalten, sondern in uns, in das Herz unsrer Jünglinge pflanzen? Wer in Homer, ja in allen Schriftstellern von ächtgriechischem Geist, bis zu Plutarch und Longin hinab, bloß Griechisch lernet, oder irgend eine Wissenschaft in ihnen bloß und allein mit nordischem Fleiße verfolgt, ohne den Geist ihrer Composition, diese feine Blüthe, mit innerer Zustimmung seines Herzens zu bemerken, der könnte, dünkt mich, an ihrer statt Sinesen und Mongolen lesen.

25.

Der Schluß Ihres letzten Briefes scheint auf den alten Satz hinauszukommen, „daß für uns Menschen das Wahre, Gute und Schöne nur Eins sey.“ Sollte es nicht aber auch ein Wahres und Gutes ohne schöne Form geben? ja müßte sich nicht eben das höchste Wahre und Gute von aller Form entkleiden?

Die Griechen lebten im Jünglingsalter der Menschheit; bei ihnen lief oft die Einbildungskraft mit dem Verstande davon, oder wenigstens lief sie ihm voran, und kleidete sinnlich ein, was doch allein

für den Verstand gehöret. Schonend haben Sie die Mißbräuche verschwiegen, die von den Künsten des Schönen gemacht wurden und täglich noch gemacht werden. Ist's also nicht eine wohlthätige Hand, die diese Dinge scheidet?

Wir Nordländer sind einmal nicht wie die Griechen organisirt; laßet jenen, statt der Wahrheit, eine Aphrodite auf ihrem Altar; unsre Wahrheit ist ein unsichtbarer Geist, unsre Moral eine Gesetzgeberrinn für alle reindentkende Wesen, in welcher Körperform diese auch erscheinen mögen. Sinnlichkeit schadet dem Verstande; durch seine Liebe zum Schönen ging Griechenland unter.

26.

Und wodurch gingen denn so viele Barbaren unter? Durch Unverstand und Tollkühnheit, durch eine erschlaffende Ueppigkeit, die ohne alle Empfindung des Schönen war, oder durch sklavische Trägheit. Also lassen Sie uns die Schicksale der Völker, die im Wurfe der Zeiten von so mancherlei Umständen bestimmt werden, nicht in unsre Frage mischen. Mißbrauch bleibt überall Mißbrauch, Laster allenthalben Laster, unter welcher Larve es auch erscheine.

Auch reden wir nicht von einer Sinnlichkeit, die dem Verstande entgegengesetzt wäre. Eine

Denn, um aller Musen willen, wozu lesen wir die Griechen? Ist's nicht, daß wir eben diesen zarten Keim der Humanität, der in ihren Schriften, wie in ihrer Kunst, liegt, nicht etwa nur gelehrt entfalten, sondern in uns, in das Herz unsrer Jünglinge pflanzen? Wer in Homer, ja in allen Schriftstellern von ächtgriechischem Geist, bis zu Plutarch und Longin hinab, bloß Griechisch lernet, oder irgend eine Wissenschaft in ihnen bloß und allein mit nordischem Fleiße verfolgt, ohne den Geist ihrer Composition, diese feine Blüthe, mit innerer Zustimmung seines Herzens zu bemerken, der könnte, dünkt mich, an ihrer statt Sinesen und Mosgolen lesen.

25.

Der Schluß Ihres letzten Briefes scheint auf den alten Satz hinauszukommen, „daß für uns Menschen das Wahre, Gute und Schöne nur Eins sey:“ Sollte es nicht aber auch ein Wahres und Gutes ohne schöne Form geben? ja müßte sich nicht eben das höchste Wahre und Gute von aller Form entkleiden?

Die Griechen lebten im Jünglingsalter der Menschheit; bei ihnen lief oft die Einbildungskraft mit dem Verstande davon, oder wenigstens lief sie ihm voran, und kleidete sinnlich ein, was doch allein

für den Verstand gehöret. Schonend haben Sie die Mißbräuche verschwiegen, die von den Künsten des Schönen gemacht wurden und täglich noch gemacht werden. Ist's also nicht eine wohlthätige Hand, die diese Dinge scheidet?

Wir Nordländer sind einmal nicht wie die Griechen organisirt; laßet jenen, statt der Wahrheit, eine Aphrodite auf ihrem Altar; unsre Wahrheit ist ein unsichtbarer Geist, unsre Moral eine Gesetzgeberrinn für alle reindentkende Wesen, in welcher Körperform diese auch erscheinen mögen. Sinnlichkeit schadet dem Verstande; durch seine Liebe zum Schönen ging Griechenland unter.

26.

Und wodurch gingen denn so viele Barbaren unter? Durch Unverstand und Tollkühnheit, durch eine erschlaffende Ueppigkeit, die ohne alle Empfindung des Schönen war, oder durch sflavische Trägheit. Also lassen Sie uns die Schicksale der Völker, die im Wurfe der Zeiten von so mancherlei Umständen bestimmt werden, nicht in unsre Frage mischen. Mißbrauch bleibt überall Mißbrauch, Laster allenthalben Laster, unter welcher Larve es auch erscheine.

Auch reden wir nicht von einer Sinnlichkeit, die dem Verstande entgegengesetzt wäre. Eine

solche sollten wir nicht kennen; so wenig uns ein Verstand ohne Sinnlichkeit und eine Moral völlig reiner Geister bekannt ist.

Nach meiner Philosophie erweisen sich alle Naturkräfte, die wir kennen, in Organen; je edler die Kraft, desto feiner ist das Organ ihrer Wirkung. Körperlose Geister sind mir unbekannt. Außer der Menschheit kenne ich überhaupt keine vernünftigen Wesen, deren Denkart ich erforschen könnte; ich schliesse mich also in meinen engen Kreis, ich wickle mich in den armen Mantel meines irdischen Daseyns.

Und in diesem finde ich durchaus keine formlose Güte und Wahrheit. Ich spreche nicht von Wortformen, die als bloße Mittel des Empfangnisses und Ausdrucks unsrer Gedanken ganz an ihrem Ort bleiben; ich rede nicht von Grundsätzen, die als Grundsätze freilich nicht dargestellt werden können; sondern von Gegenständen und Sachen, von der Natur unser selbst und der Dinge, die uns umgeben. Jede Wahrheit, die aus diesen abgezogen ward, muß auf sie zurückgeführt werden können, und eine Menschenmoral kann sich nicht anders als in menschlichen Gesinnungen, Neigungen, Handlungen äußern. Mithin hat alles Form und Weise; eine Form, die erkannt, eine Weise, die sichtbar gemacht werden kann und muß.

Und diese Form des Wahren und Guten (verzeihen Sie meine Unphilosophie,) ist

Schönheit. Je reiner sie erscheint, je lebendiger in ihr Erkenntniß und Güte ausgedrückt sind, desto mehr behauptet sie ihren Namen, und übt ihre Kraft auf menschliche Gemüther und Organe. Wie das heilige Wort Güte und Schönheit (*καλον κ̄-γαθον*) vom Pöbel gemißbraucht werde, darf und muß uns nicht irren: denn wer legte uns die verwirrte Sprache des Pöbels zum Gesetz auf? Es giebt aber keine häßliche Wahrheit, so wenig es ein häßlich Gutes geben kann: dem Erkennenden sowohl als dem Ausübenden sind beide von der höchsten Schönheit.

Lassen Sie uns z. B. bei der Moral bleiben. Ihr Grund liegt im Verstande und Herzen des Menschen; im Wesentlichen ist er auch von allen Völkern anerkannt; die Griechen aber haben ihren höchsten Grundsatz der Sprache nach schön ausgebildet. So verschieden ihre Philosophen sich ausdrückten; so war ihnen allen Tugend das höchste Geziemende der Menschheit in Gesinnungen, Handlungen und der ganzen Lebensweise, kurz das sittlich-Schöne. Plato suchte es in ewigen Ideen, Aristoteles als die feinste Mitte zwischen zwei Extremen, die Stoische Schule als das höchste Gesetz aller Vernünftigen in einer großen Stadt Gottes; alle aber kamen darinn überein, daß es ein *καλον*, ein *πρεπον*, das höchste Anständige der menschlichen Natur sey.

Dies Unständige nun hat keinen Maasstab von aussen; durch politische Gesetze kann mir die reine Gemüthstugend nicht aufgelegt werden; auch die Meinungen andrer erkennet sie als ihr Gesetz nicht. Noch weniger die Bequemlichkeit, den Nutzen, die Eitelkeit des Artigen von innen und außen; äusserst mißverstanden sind Griechen und Römer, wenn man ihr *honestum*, ihr *pulcrum et decens* dahin erniedrigt. In jedem zweifelhaften, schweren Fall setzen sie es dem Nutzen, der Bequemlichkeit, der äußerlichen Ehre und Schande gerade entgegen; Arbeiten und Mühe, Marter und Tod wählten sie für diese schöne Braut, den höchsten Kampfspreis des Lebens, das *rectissimum*, *optimum*, die Tugend.

Und mich dünkt, dies höchste Unständige der Menschheit enthalte sowohl die schärfste Bestimmung als den innigsten Reiz der Tugend. In ihr befolge ich nemlich nicht sowohl ein Gesetz, das ich mir selbst aufgelegt habe, oder als Gesetzgeber allen vernünftigen Wesen auflege. In der stolzen Monarchie mein selbst verwechseln sich oft Gebieter und Sklave; einer betrügt den andern; dieser sträubt sich, jener brüstet sich; und überhaupt ist ein Gesetz, als Gesetz, ohne Reiz und inneres Leben. Das mir selbst, das der Menschheit Unständige reizt; es reizt unaufhörlich, als ein nie ganz zu erringender Kampfspreis, als meiner innern und äussern Natur, als meines ganzen Ge-

schlechts höchste Blüthe. Wer dafür keinen Sinn hätte, der würde sich zwar selbst nicht verachten; er bliebe aber eben dadurch ein Unmensch, weil ihm dies Unständige, diese innere Wohlgestalt, das Gefühl und Bestreben des honesti fehlte. Er ist, (in der Sprache der Griechen zu reden,) ein Thier oder Halbthier, ein Centaur, ein Satyr.

In der Menschheit hat dies Ideal des moralischen Unstandes so viele Stufen der Annäherung, daß es nicht etwa nur Gesinnungen für sich und die Seinen, sondern Vaterland und zuletzt die ganze Menschheit unter sich begreift. Der wäre der Edelste und Schönste, der mit den größten Gefahren, der schwersten Mühe, der langsamsten Aufopferung sein selbst, nicht Freunde, nicht Kinder, nicht das Vaterland allein, sondern die gesammte Menschheit zu dieser innern süßen Würde, dem lebendigsten Gefühl des honesti jeder Art, mithin zum endlosen Bestreben nach der reinsten Menschenform heben könnte. Hier höret Despot und Sklave völlig auf; auch wenn ich mir gebiete, bin ich unter dem Evangelium, in einem Wettkampf liberaler Uebung. Wenn ich das Schwerste und Größte gethan hätte, habe ich nichts gethan; ich weiß nicht, daß ich es gethan habe; aber dem Ziel fühle ich mich näher, ein Retter, ein Erbherr der Menschheit in mir und andern zu werden aus innerer Lust und Neigung. Sie sehen, in welchen unendlichen Plan

diese Idee des moralisch = Schönen (*καλον καγαθον*) gehöret.

„Die Erziehung der Alten, sagt Winkelmann *), war der unsrigen sehr entgegengesetzt. Bei ihnen in ihren besten Zeiten wurden nur heroische Tugenden geschätzt; diejenigen nämlich, welche die menschliche Würdigkeit erheben, da andere hingen, durch welche unsre Begriffe sinken und sich erniedrigen, nicht gelehret noch gesucht, vielweniger auf öffentlichen Denkmalen vorgestellt wurden. Gene Erziehung war bedacht, das Herz und den Geist empfindlich zu machen für die wahre Ehre; die Jugend zu einer männlichen großmüthigen Tugend zu gewöhnen, welche alle kleine Absichten, ja das Leben selbst verachtete, wenn eine Unternehmung der Größe ihrer Denkart nicht gemäß ausfiel. Bey uns wird die edle Ehrbegierde ersticket und der dumme Stolz genähret.“

27.

Wie wäre es, wenn ich Ihren Gang in Arkadien unter den Kunstgebilden der Griechen mit einigen Stimmen der griechischen Muse begleitete? Sie zeigen wenigstens, daß das Menschengefühl, das Werke der Kunst schuf, sie auch ansah, daß man den milden Sinn des Künstlers zu erfassen und auszudrücken strebte.

*) Allegorie. S. 13.

Die griechische Anthologie giebt uns hiezu mehr als Einen Wink, und Heyne hat in ein paar Vorlesungen diese gesammelt. *)

Der stolzen Juno hat wahrscheinlich ein Griechisches Epigramm ihren Todfeind, den Herkules, an die Brust gelegt. **) Der Dichter fand, daß die marmorne Brust, dem Kinde die Milch versagend, die Brust einer Stiefmutter, einer Juno seyn mußte — nicht ohne Grund. Diese zarte Pflicht mütterlicher Liebe gehört wirklich mehr für den Pinsel des Mahlers, als für den harten Marmor.

Kräftiger drückten die Griechen die mütterliche Liebe im Kampf der Leidenschaft aus. Wie jene Henne, die, von Schnee und Kälte erstarret, auch im Tode noch das Nest ihrer Geliebten deckt und es vor dem Tode beschirmt ***); so stehet in der Kunst die für alle ihre Kinder leidende Niobe da, und die Stimme der Musen bezeichnet das Ideal der mütterlichen Heroide:

Schau das lebendige Bild der unglückseligen Mutter;
Noch im Tode beweint ihre Geliebtesten sie,
Mit unhörbarer Klage; sie steht erstarret. Der Künstler
Bildete sie, wie im Schmerz lebend zum Felsen sie ward.

Und da die Bildsäule der Mutter mit denen

*) Priscæ Artis opera ex epigrammatibus graecis partim eruta partim illustrata. Comment. I. II. v: Comment. Soc. Goetting. hist. et phil. T. X. p. 80.

**) Brunck Analect. T. III. p. 202.

***) Herber's zerstreute Blätter. Th. I. S. 90. Anthol. Steph. L. I. Cap. 87.

um sie getödteten Kindern einen entfernten Anblick forderte, so sprach der Dichter:

Stehe von fern' und wein', anschauender Wanderer. Tausend Schmerzen zeigen sich hier, die ein unglückliches Wort Dieser Mutter gebracht. Zwölf Kinder, Brüder und Schwestern, Liegen von Artemis Pfeil, liegen von Cynthius Pfeil Schon daneber; die andern ereilt ihr Köcher. Es ächzet Sippylus dort auf der Höh. Schaue, die Mutter erstarrt.

In einem andern Epigramm hebet sie die Hände empor; es löset sich ihr Haar; seufzend schauet sie umher; dieser Tochter schlägt das Herz in der Angst des Todes, jene schmieget sich sterbend an sie, eine andre ist schon erblaßt. So ihre Edhne; Gram folget der Mutter ins Todtenreich nach. — Eine andre Stimme bringt der Erstarrenden die Nachricht vom Tode ihrer Kinder. *) Kurz, Niobe steht im Namen aller Unglücklichen da, die je ein blühendes Geschlecht beweinten. Wie manche Töne der Vater- und Mutterliebe kommen uns hierüber aus der Anthologie wieder, wenn wir, wie z. B. dort auf der Mnasylla Grabe, die Tochter im Arme der Mutter verschneiden sehen **), und sonst in mancherlei Art Denkmale der Liebe auf den Grüften der Gestorbenen erblicken. So oft mir das bekannte Bild erscheint, da Merkur eine schüchterne Seele dem gütigen Pluto und der Proserpina darstellt, höre ich jene fragende Stimme:

*) Anthol. Stephan. C. 9. I. 4.

***) Brunk Analecta III. 4.

Du, der Proserpina Bote, wer ist es, den du, o Hermes,
Schon so frühe dem Reich dunkeler Schatten gefellst?
„Jener Ariston ist's von sieben Jahren. Du siehest
Zwischen den Eltern ihn dort stehen im traurigen Mahl.“
Thränenliebender Pluto; dir reißt ja Alles, was athmet;
Und du mähest die Frucht früh' in der Blume dir schon?

Um den Schmerz der Mutterliebe zu hören,
Lesen Sie der Hekuba, Progne, der Andromache Klagen;
hören Sie, wie, von den Stürmen
des Meeres umhergetrieben, die Danae ruft: *)

Als um die kunstgezimmerte Kiste
Brauste der Wind und das wogige Meer;
Da sank erstarret vor Schrecken
Der Mutter das Herz. Mit thränenbedeckter Wange
Schlang sie um Perseus ihren liebenden Arm und sprach:
„O Kind, was leid' ich um dich!
Und du schlummerst mit deinem unschuldigen Herzen
In dieser grausen, erzumklammerten, nächtlichen Wohnung,
In schwarzer Finsterniß, so sanft.
Der Welle, die um dein weiches Haupthaar schlägt,
Und der Winde Sausen achtest du nicht;
Da im Purpurkleide verhüllet
Dein schönes Antlitz ruht.
Gewiß, wenn dieses Erschreckliche
Dir schrecklich wäre, du vernähmst
Von meinen Klagen ein kleines Wort.
Doch schlafe sanft, mein Kind!
Schlaf' auch das Meer, mein unermessliches Unglück schlafe.
Vereitle, Vater Zeus, der strafenden Eltern Rath —
Und sprach ich jetzt ein zu verwegenes Wort,
Verzeih, um dieses deines Kindes willen verzeih.

Sie erinnern sich jenes stürzenden Gypsels, der

*) Brunk, T. I. p. 121.

ein schlafendes Kind nicht trift, weil auch der harte Stein den Schmerz der Mutter fühlte. *) Sie erinnern sich der Mutter, die ihr Kind vom Rande des Abgrundes mit ihrer Mutterbrust hinweglockt und ihm zum zweitenmal das Leben schenket. **) Diese und so manche andre Stimmen der Mutterliebe erklären uns die heilige Innigkeit, die um alle Gebilde des Alterthums in dieser Gattung schwebet.

Der höchste Triumph der Kunst im Ausdruck dieser Empfindung erscheint endlich im Bilde der Medea, der Kindesmörderin selbst. Den Streit der wüthenden Eifersucht mit der mütterlichen Liebe wußte Timomachus so sichtbar zu machen, daß man sah, sie wolle tödten und retten. Im drohenden Auge hing eine Thräne, in ihr Erbarmen war Zorn gemischt; sie zögert zur That zu schreiten; genug, sagte zum Künstler der Weise,

Genug die Zögerung, genug! Der Kinder Blut zu vergießen,
Bietet Medea's nur, nicht des Timomachus Hand.

Was hier der Weise sprach, sagte das edlere Menschengefühl dem Künstler selbst. Eine Reihe von Sinngedichten preisen diese feine Schonung ***); andre stellen das Bild der Medea als ein Schreckbild vor, an welchem auch die Schwalbe nicht nisten sollte. ****)

*) Zerstreute Blätter. Th. I. S. 12.

**) Zerstr. Bl. Th. I. S. 84. Anth. St. I. 1. c. 87.

***) Anthol. Steph. I. 4. c. 9.

****) Zerstr. Blätter, Th. I. S. 6. Anth. Steph. I. 1. c. 87.

Athamas zürnete selbst nicht seinem Sohne Learchus
Wie Medea; sie ward Mörderinn ihres Geschlechts.
Eifersucht ist ärger als Wuth. Vermag eine Mutter
Kinder zu morden; o wem sollen sich Kinder vertraun?

Wer, wenn er dergleichen Anwendungen der
griechischen Kunst liest, wird nicht mit Freude füh-
len, daß Menschen sie für Menschen geübt haben?

28.

Reizend, wie die Kunst der Griechen, wenn sie
die Kindesjahre darstellt, ist auch die Stimme
der Musen, die sie erklärt. Sehen Sie alle Tän-
zeleien durch, in welche Dichter und Künstler den
kleinen Gott gesetzt haben, und nehmen ihm die Flü-
gel, so sind es gewöhnliche Kinder- und Knabenspie-
le, womit er sich belustigt.

Was ist holdseliger, als ein schlafendes Kind?
Die Kunst und das Epigramm erfreuete sich also sehr
am schlummernden Amor. „Man solle ihm nicht
nähern, sprach diese; auch im Schlafe traue man ihm
nicht.“ Oder er wird im Schlummer gefesselt, seine
Pfeile werden ihm genommen; seine Fackel wird in
eine Quelle getaucht, damit sie erlösche; und es er-
glüht die Welle, sie wird ein Lustbad der Liebe.

Was ist Kindern erfreulicher, als mit Pfeil und
Bogen zu spielen, sich zu kränzen, Blumen zu bre-
chen, Schmetterlinge zu verfolgen, wohl auch zu

quälen; mit dem Schwan, der Gans, der Taube zu tändeln, auf jedem Lebendigen zu reiten, sich in die Kleider, in den Waffenschmuck der Erwachsenen zu setzen, sich zu verstecken und finden zu lassen, einander zu erschrecken, sich zu maskiren. — Lauter Spiele des Amors, in Kunst und Dichtkunst, mit immer neuer Veränderung und Bedeutung. In Spielen der Kinder und einer Mutter mit Kindern ist Amors ganzes Reich, seine Scherze und Unfälle, seine Begegnisse mit Paphia, mit der Psyche, mit Herkules, mit dem Löwen, der Biene, den Kränzen, u. f. uns vor Augen; alle mit zartem Kindesinn gedacht und mit griechischer Lieblichkeit angewendet. Aus dem einzigen Wort Psyche, das den Schmetterling und die Seele bedeutet, sind hundert sinnreiche Anwendungen in Kunst und Dichtkunst entsprossen, deren eine die andre erklärt hat. Wenn Amor und Psyche beide als Kinder einander küßten; meint man nicht, in diesem Augenblick, im ersten Gefühl ihrer unschuldigen Liebe sproßten beiden die Flügel? So wenn Psyche dem Amor flehet, wenn er sie peiniget oder tröstet. — Glaube man doch nicht, daß Apulejus diese Fabel ersönnen habe; sie war lange vor ihm da in Denkmahlen, die sein Zeitalter nicht bilden konnte, ja selbst in der Sprache. Er that nichts, als die einzelnen Ausstritte zu einem Märchen dichten, und dazu auf eine sehr afrikanische, der Venus unanständige Weise. Selbst
die

die Symbole beider Personen, den Schmetterling und die Fackel, hatte die Dichtkunst vielfach angewandt; Liebenden ließ sie die Fackel Amors bis in die Unterwelt leuchten.

Die Schönheit der Jünglinge in der Kunst hat die griechische Poesie eben so süß begleitet. Ich darf Sie nicht an die zwei Oden Anakreons erinnern, die Franz Junius für die Kunst commentirt hat; in Dichtern und Weltweisen, von Plato bis zu Plutarch, von Homer bis zum letzten Romanschreiber der Griechen, wird dieser Jugendblüthe der Schönheit wie auf einem Altar der Grazie geopfert. Der Kuß jenes jüngern Plato, in welchem seine Seele ihm auf den Lippen schwebte, hauchet noch; sein geliebter Stern, (*ασηρ*) den er mit tausend Augen anzusehen wünschte, glänzet noch unter den Sternen. So mehrere Gedichte Meleagers; und, o wäre die Stimme der Lyra nicht verhallt, die diese Blume der Menschheit mit höchstem Wohl gefallen pries! Die griechische Sprache hat in Bezeichnung der Jugend-Grazie einen anerkannten Reichthum an Ausdrücken, unter andern auch deswegen, weil diese meistens auf die Kunst anspielen. Die Kunst machte ihre Begriffe klar, und gab ihren Empfindungen die Gestalt der Worte. Unter andern z. B. finde ich, daß die Jungfräulichkeit des Jünglings, die holde Scham auf seinem Gesichte, in seinem Anstande und in seinen Sitten eben so hoch von der Muse ge-

priesen ward, als die Kunst sie fein ausdrückte. Beide bemerkten die zarte Blüthe des Lebens, in der sich die Geschlechter gleichsam trennen wollen, und doch noch zusammen wohnen; (ein Punkt, der von den Neuern sehr mißverstanden ist, und den auch die spätere Kunst vielleicht zu üppig ausgebildet,) als den wahren Reiz der Schönheit. Kein Jüngling, dünkt mich, kann Einen dieser Jünglinge anschauen, ohne daß die heilige Schaam sich sanft auf seine Stirn senke, und jeden Frevel, jede Frechheit von ihm verschene.

Fügen wir hiezu die Stimme der Musen, die das Gefühl der Freundschaft, der Schwester- und Bruderliebe, der Pietät gegen Eltern, gegen Wohlthäter des Menschengeschlechts, gegen Götter und Helden singet; hören wir bei dem Dichter die Klagen Achills um seinen Patroklos, der Elektra um ihren Orest, der Antigone um ihren Bruder Polynices; hören wir den Priamus um die Leiche seines Sohnes bitten, den Ajax sein nachbleibendes Kind segnen; begleiten wir bei Euripides die jungfräuliche Iphigenia zum Opferaltar, die Polyxena zu Achills Grabe; und sehen jene den Orest wiedererkennen am Altar der Diana; und hören Hippolytus Klagen über die Liebe seiner Mutter u. s. — so schließt sich uns das Herz auf zu diesen edeln Gestalten, auch wenn sie in der Kunst erscheinen.

Wir verstehen die Sprache, die um Orest und Phylades, um Iphigeniens und Hypolytus stumme Lippen schwebet; wir begreifen die seelenvolle Einfalt, die uns in jeder ariechischen Gruppe, bei jedem friedlichen Zusammenseyn mehrerer Personen innig vergnüget. Wir verstehen die Trunkenheit des Danks im Haupt der Ariadne, die Scham in der Andromeda, die vom Felsen niederstiget, im Antlitz der wiedererkennenden Iphigenia Wuth, Erbarmen und zärtliche Erinnerung wunderbar gemischt, und lesen, wie der Dichter sagt, den ganzen trojanischen Krieg in der Polyxena Augen *). Ohne jene erklärende Stimme der Dichtkunst würden uns die Kunstgestalten der Griechen vielleicht Wundererscheinungen seyn; jetzt werden sie unserm Herzen innig zusprechende Freunde.

Da endlich die höchste Blüthe der schönen Gestalten Griechenlands eine Heldentugend in jeder Art und in beiderlei Geschlecht war: so wird hier über die Stimme der Musen gleichsam ein fortgehender Hymnus. Von jener Vorstellung an, da die Nym-

*) Zur Erläuterung mögen dienen die aus der Anthologie übersetzten Epigramme, Zerstr. Blätter Th. 1. S. 9:12. 16:19. 22. 23. 31. 34. 39. 45:47. 52. 55. 56:58. 62:70. 81. 86. 91. 98. Th. 2. S. 14:23. 34:41. 44. 45. 62:67. 78. 79. 85. 87. 94. 95. Die Stellen bei Homer, Sophokles und Euripides, auf welche sich der Brief beziehet, sind jedermann bekannt. Die Epigramme, die Stolberg, Voss, Conz u. a. übersetzt haben, wünschte ich gesammelt zu finden.

phe den Jupiter als Kind tränket, bis zur Erziehung
 Achills bei seinem freundlichen Centaurus, vom
 Herkules, der in der Wiege die Schlangen er-
 drückt, durch alle Gefahren hin, bis er zum Olymp
 und zum Besiz der Hebe gelanget, stehen Helden
 und Heldinnen, Kinger, Kämpfer, Wett-
 eiferer um den Ruhm eines großen Verdienstes für
 ihr Vaterland, für ihre Freunde und Gesellen, in Stel-
 lungen vor uns, wie sie die Muse verkündigt, und
 ihnen den Kranz der Unsterblichkeit darreicht. Ohne
 dieses Gefühl der Ehre wären keine schöne griechische
 Körper und Seelen, keine Helden und Götter, auch
 keine Kunst, die sie würdig darstellte, entstanden;
 denn auch die griechischen Götter und Göttinnen sind
 Helden der Tugend, d. i. einer Virtuosität, je-
 der in seiner Art. So preisen sie die Hymnen; den
 Zeus als den Mächtigsten und Besten, dem The-
 mis zur Seite sizt, und mit ihm weise Gespräche
 pfleget; die Pallas, aus seinem Haupte geböhren,
 als eine Beschüzzerinn der Städte, die Meisterinn
 des Krieges, die Erfinderinn der schönen Künste des
 Friedens; so den Hephästus, der den Sterblichen
 die nüzlichsten Werkzeuge und Gaben geschenkt hat;
 Hermes und Vestä, die Wächter des Hauses;
 Bacchus und Apollo, die Ideale griechischer Hel-
 denjugend in zwo verschiedenen Gestalten; sammt der
 Artemis, Demeter, Aphrodite, selbst Ares,
 und Here. Alle sind Ideale der Werthätigkeit

und Vollkommenheit in einer gewissen Art, und als solche Vorbilder der Menschen. Der Hymnus des Homeriden an Apollo ist der glorreichste Commentar des Gedankens, der den Künstler bei der Darstellung des Gottes belebte; so in verschiedenen Stufen die andern Homerischen Hymnen. Die Weihgesänge des Orpheus und Proklus verdunkeln oft die Gestalt des Gottes, und verhüllen sie in einen heiligen mystischen Nebel. Aber Homer und Pindar, die tragischen Chöre und jeder Laut einer ältern Stimme simplificirt die Gestalt und kommt der Kunst nahe. Alle zeigen, der höchste Kampfspreis der Griechen sey in den frühesten Zeiten Männlichkeit, (Tugend,) in den spätern Nutzbarkeit fürs gemeine Beste, schöner Wohlstand und die Blüthe eines unsterblichen Ruhmes gewesen. In solcher Rücksicht schaue man Götter und Helden an; sie ermuntern uns alle, unsre Tage nicht in üppiger Trägheit langsam zu verdauen, sondern, worinn es sey, nach dem edelsten, höchsten Kranz in einem bestimmten und vollendeten Charakter zu streben. Kräftiger kann dies schwerlich gesagt werden, als es uns die Bildsäulen und Denkmahle der Götter und Helden, der Dichter und Weisen von Theseus bis zu Antonius Zeiten hinab, begleitet von der Stimme der Musen, sagen. Sey deine äußere Gestalt dem Gott und Helden unähnlich; dein Gemüth darf es im Besten ihres Charakters nicht seyn: denn

dies Beste ist in jedem ihrer edlen Geschäfte Virtuosität, Tugend.

30.

Die bestimmte und schöne Art, wie die griechische Kunst in menschlichen Charakteren die Form von der Uform trennte und diese in Regeln einschloß, ist ein Meisterwerk ihres sondernden Verstandes. Daher, daß wir so wenig Porträte und so viel Ideale der ältern griechischen Kunst sehen; daher, daß auch in ihren Ungeheuern und verworfenen Gestalten so viel Bedeutung wohnet. Ihr Volk der Satyren hat mich nie erschreckt; Gestalten dieser Art gehörten dahin, wo sie standen, und zeigten an, daß auch unter dem ländlichen Volk Freude herrschen sollte. Wo diese verstummt, wo kein Pan und Satyr die Flöte bläset, keine Nymphen im Hain und auf den Wiesen ländliche Feste feiern; da stehen freilich sowohl die Satyren, als die Götter und Helden am unrechten Ort; sie sind bedeutungslose Götzenbilder.

Aber auch darin muß der schöne Verstand der Griechen gepriesen werden, wie sie die Denkmahle der Götter gesellten. Oft standen die verschiedensten neben einander, und Einer milderte des andern Bedeutung; die Ueberschrift bemerkte dieses. So fügte die Kunst nicht etwa nur den Mars und die Bes

nus, Vulkan und Pallas, sondern auch Bacchus und Pallas, Bacchus und Herkules, die Hoffnung und die Nemesis, Vergessen und Erinnerung, und so manche andre Dinge zusammen, die sich einander gleichsam beschränkten oder belehrten. Ein angenehmer Lustweg wäre es, den Pausanias und die griechischen Dichter in dieser Absicht zu durchwandeln: denn was die Allegorie der Griechen eben so schön macht, ist ihre holde, ich möchte sagen, wahre Einfalt. Nie wollte sie zu viel sagen; sie ward nur gebraucht, wohin sie gehörte, wo man durch sie sprechen mußte. Nach Geslehrsamkeit strebte sie nur in den schlechtern Zeiten; was sie aber sagte, deutete sie so an, daß, wenn man das Bild auch nicht verstand, man doch ein schönes Bild sah und von der Vorstellung selbst geneigt gemacht wurde, ihr einen Sinn anzudichten. Ein Vorzug, den wenige Allegorien erreichen.

Aber es kam die Zeit, da dieser schöne Kunstsinne untergehen, und eine gedrückte, mystische Vorstellungsart die Gemüther der Menschen benebeln sollte. Lange, barbarische Jahrhunderte hindurch waren dem Schmetterlinge die Flügel genommen; er kroch als Raupe daher, oder lag eingesponnen in rauhen Windeln. Als er wieder erwachte, zeigte sich, (wir wollen es nicht verhehlen) eine neue sittlichere Kunstgestalt, von welcher in manchem Betracht die Griechen nicht wußten. Das weibliche Geschlecht,

daß bei ihnen in Gynäceen eingeschlossen war, und, wenige Fälle ausgenommen, nur in Gestalt der Götinnen und Amazonen, der Musen und Nymphen der bildenden Kunst einverleibt werden konnte; (von den griechischen Gemälden können wir nicht urtheilen) dies Geschlecht hatte durch das Zusammentreffen christlicher und nordischer Sitten gleichsam einen besondern Charakter, und mit diesem eine sittliche Bildung erhalten, von der vielleicht die Griechen nicht wußten. Ich möchte sie die christliche Grazie (Carita) nennen, die, nachdem sie in den Lobgesängen auf die heilige Jungfrau lange gepriesen war, auch auf ihre Nachbilder überging, und in Gesängen der Troubadoren zuerst jene züchtige Anmuth schuf, in der sich Religion, Liebe und häusliche Sittsamkeit, wie drei Huldgötinnen, zusammengesellten. Diese christliche Grazie ist es, die zuerst in den Bildern der Maria erschien, aus ihnen sodann in die Gesänge der Dichter überging und von den Zeiten der wiederauflebenden Kunst die Compositionen der Neuern mit einem eignen Geist durchhauchte. Gewiß hatte die Welt während der barbarischen Jahrhunderte nicht geschlafen; Völker, Sitten, Ideen hatten sich mannigfaltig gemischt und geläutert; von diesem vielleicht etwas dumpfen, aber nicht verwerflichen Geschmack zeugt schon die ältere florentinische Schule. Raphael klärte ihn durch Formen der Alten, ganz in eigener

Weise, auf; andre Glückliche folgten. Selbst die Uebertreibungen des Julio Romano und mehrerer seines Gleichen zeigen in ihrer Trunkenheit einen Reichtum neuer Begriffe, obwohl ohne Maas und Ziel; einige neuerfundene Gehülfskünste gaben ohnedies dem Ganzen eine andre Ansicht. Welch ein schöner, fast noch unberühmter, Kranz blühet für den, der R a s p h a e l s Genius in seiner eignen holdseligen Gestalt durch alle seine Werke verfolgen, und aus bestimmteste zeigen wird, was Er gegen die Alten sey. Eben dieser Genius wird ihn nothwendig vor- und einige Schritte rückwärts führen. In Ansehung der Humanität taucht er damit in ein weites, hie und da kaum zu berührendes Meer.

Wo stehen wir jetzt mit unserm Kunstgeschmack? — „Neulich, sagt Petron, ist jene windige und enorme Schwafhaftigkeit aus Asien nach Athen gewandert, und hat die Gemüther der Jünglinge, die nach etwas Großem streben, mit dem Hauch der Pestilenz vergiftet. Das Richtmaas der Beredsamkeit ist verfälscht, die wahre Beredsamkeit ist verstummet. Wer hat sich seitdem zur Höhe des Thucydides, wer zum Ruhm des Hyperides erhoben? Kein Gedicht sogar hat mit gesunder Farbe hervorgeglänzt; alles ist von demselben Brei genährt, und kann zu einem rühmlichen grauen Alter nicht gedeihen. Auch die Malerei hat keinen andern Ausgang haben können, seitdem die Keckheit der Aegypter ein

Compendium dieser so großen Kunst erfand.“ Petron ist ein Prophet für alle Zeitalter; die Compendienkunst unsrer Aegypter liegt vor uns.

31.

Ihnen ist der berühmte Streit bekannt, der unter Ludwig dem Vierzehnten über den Vorzug der alten oder der neuern Nationen in Wissenschaften und Künsten mit großer Wärme geführt ward, und an welchem auch außer Frankreich Gelehrte und Künstler Antheil nahmen. Da man nicht allemal genug bestimmte, von welchen Alten oder Neuern, von welchen Künsten und Wissenschaften die Rede sey? es übrigens dabei auch mehr auf einen Rangstreit damals lebender Personen, als auf eine unpartheiische Schätzung alter und neuer Verdienste angesehen war, so konnte wenig ausgemacht werden, obgleich von beiden Theilen viel Gutes gesagt ward.

In der Cultur zum Schönen, die wir der Kürze halben Poesie nennen wollen, springt uns der Unterschied alter und neuer Zeiten d. i. der Griechen und Römer in Vergleich aller neueren europäischen Völker ins Auge. Wir mögen italienische, spanische, französische, englische, deutsche Dichter, aus welchen Zeiten wir wollen, lesen; der Unterschied ist unverkennbar.

Und doch wird es schwer, ihn sich im reinsten

Umriß aufzuklären; noch schwerer, ihn bis auf seine ersten Ursachen zurückzuführen, und dabei jeder Nation und Zeit ihr Recht wiederfahren zu lassen. Wie? Kann man fragen, blühet diese schöne Blume der Humanität, Poesie in Denkart, Sitten und Sprache nicht überall und allezeit gleich glücklich? Und wenn zu ihrem Aufkommen ein besondrer Boden, eine eigene Pflege und Witterung gehdret; welches ist dieser Boden, diese Witterung und Pflege? Oder wenn sie mit jeder Zeit, unter einem andern Himmelsstrich, auch ihre Gestalt und Farbe verändern muß; welches ist das Gesetz dieser Veränderung? geht sie ins Bessere oder Schlechtere über? —

Ueber diese Fragen, die man oft gethan hat, sind mir einige Fragmente zu Händen gekommen, die mir der Aufmerksamkeit unsrer Gesellschaft nicht unwerth scheinen. Die Blüthe der alten Cultur unter Griechen und Römern sehen sie entweder als bekannt voraus, oder es fehlt die Untersuchung darüber in den mir zugekommenen Blättern. Diese bemerken vorzüglich, wie sich die mittlere und neue europäische Cultur in und durch Dichtkunst, und zwar bei den verschiedenen Nationen Europa's, nach besonderen Veranlassungen, Hülfsmitteln und Zwecken gebildet habe? Das Endurtheil, in manchen Stücken die Vergleichung selbst überlassen sie dem Leser. Da in ihnen die Poesie in einem weiten Verstande genommen und als Werkzeug oder als Kunstprodukt und Blüthe

der Cultur und Humanität nach Nationen und Zeiten im Allgemeinen betrachtet wird; mich dünkt, so werden wir bei jedem Fragment zu eignen Gedanken Gelegenheit finden, und dies ist doch der schönste Zweck einer schriftlichen Unterhaltung.

Erstes Fragment.

Verfall der Poesie bei Griechen und Römern.

Im Frühlinge und in der Jugend singt man; in der Winterzeit und im Alter verstummen die Töne. Die lebendigste Poesie Griechenlands traf auf eine gewisse Jugendzeit des Volks und der Sprache, auf einen Frühling der Cultur und Gesinnungen, in welchem sich mehrere Künste, keine noch im Uebermaas, glücklich verbanden, endlich selbst auf einen Frühling von Zeitumständen und Weltgegend, in welchem entsprossen konnte, was entsprossen ist. Von der Poesie der ältesten Sängers und von Bildung der Sprache durch ihren Gesang, von Alcäus und der Sappho, von Pindar und dem Chor der Griechen haben wir geredet*) und allenthalben einen jugendlich aufstrebenden Geist, jene erste Blume der Cultur bemerkt, die, wenn sie verblühet und zur Frucht gediehen ist, der laueste Zephyr nicht erwecken mag.

*) Diese Fragmente fehlen.

Alles in der Welt hat seine Stunde. Es war eine Zeit, da Poesie alle menschliche Weisheit in sich faßte, oder deren Stelle vertrat. Sie sang die Sdötter, und erhielt die ruhmwürdigen Thaten der Vorfahren, der Väter und Helden; sie lehrte die Menschen Lebensweisheit, und war so, wie das einzige und schönste Mittel ihres Unterrichts, so auch an Festen und in Gesellschaft ihr geistigstes Vergnügen. Ehe die Schrift erfunden oder so lange sie noch nicht häufig im Gebrauch war, sangen die Töchter der Erinnerung, die Musen, und wurden mit Entzücken gehdret. Dichter waren der Mund der Vordwelt, Orakel der Nachwelt, Lehrer und Ergeßer des Volks, Lohner großer Thaten, Weise. —

Je mehr die Schrift aufkam und sich durch sie die Sprache ausbildete, je mehr mit der Zeit Wissenschaften aus einander gingen und einzeln bearbeitet wurden: desto mehr mußte der Poesie allmählich von ihrer Allgemeynherrschaft entnommen werden! denn sobald man schreiben konnte, wollten viele eine wahre Geschichte lieber in Prose, die der Poesie nachgebildet war, lesen oder lesen hören; als Fabel und Geschichte fernerhin in Hexametern durch Gesang vernehmen. Allmählich verstummte also die erzählende Muse, oder sang aus Sagen ihrer ältern Schwester künstlich-gearbeitete Töne nach.

Je mehr die Philosophie aufkam, je mehr man die Natur der Dinge, insonderheit des Menschenges-

schlechts und seiner Verfassungen untersuchte, desto weiter entfernte man sich von jener alten Einfachheit moralischer Sprüche, denen die Poesie einst Glanz und Nachdruck geben konnte. Philosophische Unterredungen und Systeme konnte der Dichter nicht mit derselben Kraft wie alte Begebenheiten und sinnliche Gegenstände darstellen; er war hier in einem fremden Lande.

Auch die Mythologie selbst, die der Poesie einst so viel Schwung gegeben hatte, ward mit der Zeit eine alte Sage. Der kindliche oder jugendliche Glaube der Vorwelt an Götter und Heroen war dahin; was tausendfach gesungen war, mußte zulezt bloß dem Herkommen gemäß, mit trockner Kälte gesungen werden; es hatte seine Zeit überlebt.

Endlich, da Scherz und Freude die Eltern des Gesanges sind, wo waren diese hingeflohen in jenen traurigen Zeiten, die Griechenland zulezt erlebte? Inn- und auswärtige Kriege zerstörten, löseten auf und mischten alles unter einander. Der lebendige Geist aufblühender Pflanzvölker, fröhlicher Inseln, im Ruhm und Gesange wetteifernder Städte, war längst entwichen; und ob man gleich die Anstalten, durch welche er gewirkt hatte, öffentliche Gebräuche, Tempel, Spiele, Wettkämpfe, Theater u. s. so lange es möglich war, erhielt oder wiederherstellte: so war doch jene Jugend nicht zurückzurufen, in welcher dies alles wie durch sich selbst entstanden und veranlaßt

war. Auch Hadrian rief diesen Genius nicht aus
Hektons Grabe. Zuletzt kamen die Barbaren her-
an; und als die christliche Religion über Griechenland
herrschte, da sang z. B. Synesius der Bischof *)
von jenen alten Zeiten also:

Wohlauf, klangvolle Cither!
Nach Tejer Melodien
Nach Lesbischen Gesängen
In feierlichem Tönen
Ein Dorisch Lied zu singen;
Ein Lied, doch nicht von Nymphen,
Die aphrodisisch lächeln,
Auch nicht von holden Knaben
In süßer Lebensblüthe.
Ein himmlisch-reines Feuer
Von gottgeweihter Inbrunst
Treibt mich, daß ich die Cither
Zu heiligen Liedern schlage,
Und jeder süßen Sünde
Der Erdenlust entweiche.
Was ist denn Macht und Schönheit?
Was ist denn Ruhm und Reichthum
Und alle Königschren
Entgegen frommer Andacht?
Der sey, ein schöner Reiter,
Ein schneller Schütze Jener,
Ein Anderer bewache
Gehäufte goldne Schätze,
Dem hange seine Locke

*) Synesius ward im Jahr 410 Bischof zu Ptolemais, und
bedung sich dabei ausdrücklich, daß er weder seine Frau ver-
lassen, noch eine Auferstehung des Leibes glauben dürfe. Sei-
ne Hymnen sowohl als seine andern Schriften sind ein Ge-
misch des Christenthums und der Alexandrinischen Philoso-
phie, in welcher Hypatia seine Lehrerin gewesen war.

Zierlich hinab die Schulter;
 Von Jenem sey gepriesen
 Bei Jünglingen und Mädchen
 Sein glänzend, holdes Antlitz.
 Mir sey ein stilles Leben,
 Ein heiliges vergönnet,
 Unscheinbar vor den Menschen,
 Doch nicht vor Gott verborgen.
 Mir stehe bei die Weisheit,
 Die stark ist, mich zu leiten
 Durch Jugend und durch Alter.
 Sie, Königin des Reichthums,
 Die auf unebnen Wegen
 Das harte Joch der Armuth
 Mit leichtem Muth erträget;
 Sie, die in bitterm Kummer
 Des Lebens heiter lächelt. —
 So viel sey mir gewähret,
 Daß, schwarzer Sorg' entnommen,
 Ich eines Nachbars Hütte
 Im Mangel nie bedürfe. —
 Horch auf! Cicada singet
 Von Morgenthau trunken.
 Schau, wie die Saite stärker
 Mir schlägt, und eine Stimme
 Begeisternd mich umtönet!
 Was giebst du für ein Lied mir,
 Du heilige Begeisterung? —

Und so geht der Gesang in Platonisch = christliche Ideen über*).

* * *

*) Für Verständige bedarf es der Erinnerung nicht, daß es auch im christlichen Zeitalter, bis zur Eroberung Constantins nopels und fernerhin griechische Dichter gegeben habe. Es gab griechische Dichter, aber keine Poesie Griechenlands in dem Sinne, von dem hier die Rede ist.

Die Geschichte der Römer endete nicht anders. Ihnen war die Poesie, insonderheit der lyrische Gesang, gewissermaßen immer eine fremde Kunst geblieben; die Oden Catulls und Horaz sind nur ein Nachhall der griechischen Lyra. Auch hat es ein Gelehrter unsrer Zeit wahrscheinlich gemacht *), daß selbst Horaz Oden zuerst lange nicht so viel Celebrität hatten, als sie in der Folge, insonderheit seitdem die lateinische Sprache eine todte Sprache war, mit Recht erhielten. Nachfolger fand dieser schöne Dichter unter den Römern wenige, und keinen, der an ihn reichte. Bis auf ein paar Stücke des Statius und einige arme Gedichte der Grammatiker sind diese auch untergegangen, so daß in Latium das Feld der lyrischen Poesie von Augustus Zeiten hinab für uns am ödesten daliegt **).

Die Ursachen hievon sind fast dieselben, wie in der griechischen Geschichte. Die alte Mythologie war den Römern von Anbeginn an ungleich fremder und entfernter, als sie es in den neuern Zeiten den Griechen je werden konnte. Schon bei Virgil und Ovid, bei Propertius und Horaz bemerkt man dies Fernhergebrachte zuweilen mit einigem Anstoß; bei Seneca, Statius, beim blühenden

*) *Meierotto de rebus ad auctores quosdam classicos pertinentibus.* Berol. 1785. p. 131. seq. iudicium aequalium de Horatio.

**) Was übrig geblieben ist, hat *Bernsdorf* in den *poet. lat. minorib.* T. III. sammt den Nachrichten von dem, was untergegangen ist, mit großem Fleiß gesammelt.

Claudian, Aufonius u. s. noch viel mehr. Man fühlt, die alte Götterlehre habe sich überlebt. Ohne Zweifel war dies mit eine Ursache, warum die meisten römischen Dichter, z. B. Ennius, Lucan, Silius, Claudian lieber historische als rein heroische Gedichte schrieben, und einige sogar ziemlich unpoetische Gegenstände wählten. Der alte Blumengarten war abgeblühet. Die Thebaiden- und Achilleiden-Dichter, noch mehr aber die schrecklichen Utriden-Sänger hatten nicht nur den Reiz der Neuheit verlohren; sondern die Satyrendichter gingen ihnen auch hart entgegen.

Der Zustand Italiens und der römischen Provinzen unter den meisten Kaisern lockte noch minder einen neuen Frühling hervor. Wahnsinnige Tyrannen bedrückten die Welt; Kriege, bald auch die Anfälle der Barbaren verheereten sie, und unter den wenigen guten Kaisern ward aus mehreren Ursachen lieber Griechische Philosophie als Römische Dichtkunst gepflegt. Jener hatte nach damaligen Umständen die Trost- und Hülfsbedürftige Zeit mehr als dieser nöthig. In Zeiten, die Tacitus beschreibt, in andern, die nachher folgten, wollte man wahrlich oft weniger singen, als seufzen.

Der letzte Römer Boethius endlich suchte auch in lyrischen Sylbenmaassen Trost gegen sein Unglück; seine Philosophie gewährte ihm aber nicht so

wohl Gedichte als philosophische Sentenzen *), Längst schon war nach und nach das Christenthum ins Reich gedrungen; es hatte den Sieg erlangt und erfüllte bald alle heilige Orte mit christlichen Gesängen und Hymnen.

N a c h s c h r i f t.

So weit das erste Fragment. Sammeln wir seine Winke, so werden wir gewahr, daß in Grie-

*) Boethius und Auson's Gedichte sind zur Zeit des allgemeinen Verfalls der Römischen Sprache und Poesie merkwürdige Erscheinungen. Beide Dichter waren Christen, und doch lassen sie es sich in ihren Gedichten wenig merken; der erste gar nicht, der zweite ist gleichsam wechselseitig Christ und Heide. Beide suchen, wie aus Trümmern vergangener Zeiten, Schätze hervor; jener Philosophie, die er in alle Sylbenmaasse seines Seneca ordnet, dieser das Andenken an alle ihm werthe Sachen und Menschen. Beide, insonderheit Boethius, sind den folgenden dunkeln Jahrhunderten leitende Sterne gewesen; wie denn auch in ihm und in mehreren Dichtern der letzten Zeit bereits sichtbarer Weise ein neuer Geschmack hervorgehet, der den folgenden Zeiten verwandt und ihnen daher lieber war, als der große Geschmack der alten classischen Dichter. Von Boethius haben wir nach zwei merkwürdigen Uebersetzungen des vorigen Jahrhunderts (Nürnberg 1660. Sulzbach 1667. letztere vom Sulzbach'schen Canzler Knorr von Rosenroth) neulich eine unsrer Zeit gemäßere erhalten, auf welche viel Fleiß gewandt ist. (Trost der Philosophie aus dem Latelnischen des Boethius von F. E. Freitag, Riga 1794.) In den Sylbenmaassen ist der Uebersetzer dem Dichter nicht gefolget; die seinen aber sind edel und streben im Rhythmus der Jamben dem Milton nach. Boethius ist ein Philosoph für alle Zeiten.

chenland und Rom die ächte Poesie mit Religion, Sitten und dem Staate selbst untergegangen sey: denn woran sollte sie sich, außer diesen ihren drei Grundstützen, halten? Waren die Götter zu Mährchen worden, an welche niemand mehr glaubte: so ward man ihrer Lobgesänge, zuletzt auch des Gelächters über sie, bald überdrüssig; der Hymnus so wohl als der Mimus hatte sich an ihnen erschöpft.

Mit dem Ernst und der Anständigkeit in Sitten hatte die Poesie ihren gesundesten und vestesten Nerv verloren: denn das Lachen eines Kranken ist nicht ein Zeichen seiner Gesundheit. Die niedrigen Zwecke, wozu man im üppigen Rom die Poesie anwandte, machten sie verächtlich, zuletzt abscheulich; so wie Gegentheils die strafende Poesie, die ihre Geißel dagegen erhob, nothwendig auch oft über die Grenzen des Schönen und Wohlgefälligen streifen mußte.

Sank endlich der Staat, so sank alles Edle mit ihm; nichts konnte sich retten: denn wohin hätte es außer dem Staat sich retten mögen? Wie in einbrechender Nacht sehen wir also allmählich die Sonne, die Abendröthe, zuletzt auch die hie und da noch funkelnden Sterne verschwinden: das Firmament umziehen dunkle Wolken, es wird Nacht. Vermuthlich wäre das ganze südliche Europa eine so dunkle Nacht und ein Chaos worden, wenn nicht aus dem Orient ein sonderbarer Strahl die Finsterniß zertheilt und einer neuen

Morgenröthe von fern den Weg gebahnt hätte. Das zweite Fragment wird hievon reden.

Zweites Fragment.

C h r i s t l i c h e H y m n e n .

Den Hymnen, die das Christenthum einführte, lagen jene alten Ebräischen Psalmen zum Grunde, die, wo nicht als Gesänge oder Antiphonien, so doch als Gebete sehr bald in die Kirche kamen. Das Denkmal, das die bleibende Gegenwart des Stifters unter den Seinigen darstellen sollte, das Abendmahl, war unter Lobgesängen aus dem Psalmbuch eingesetzt; Er, der Stifter des Christenthums selbst, hatte sich mit Worten aus dem Psalmbuch getröstet; dem Psalmbuch also gaben Apostel und Kirchenväter mit Recht, auch seiner Popularität wegen, das größte Lob, da sowohl die Stimme einzelner Personen, als eines ganzen Volks in ihm so herzlich, so stark und lieblich erschallte. Luther bei sehr veränderten Zeitumständen nennet es einen Blumengarten von allerlei Blumen, einen ganzen Weltlauf von Zuständen des menschlichen Herzens und Lebens *). Da ist keine Klage, meint er, kein Schmerz, kein Jammer, aber auch keine Hoffnung, kein Trost, keine Freude, die in ihm nicht ihren Ausdruck finde.

*) Luthers Vorrede zum Psalter.

Und weil es mit der größesten Einfachheit abgefaßt ist: (denn lyrisch = einfacher kann nichts seyn, als der Parallelismus der Psalmen, gleichsam ein doppeltes Chor, das sich einander fragt und antwortet, zurechtweist und bestärket;) so war es einer einfältigen Christen = Gemeinde, sowohl in Zeiten des Drucks, als in Empfindungen der Freude und Hoffnung, wie vom Himmel gegeben. Daher der frühe Gebrauch dieses Buchs in der christlichen Kirche; daher von den ersten Zeiten an, ehe es christliche Dichter geben konnte, jene lauten Gesänge, dadurch sich ihre Zusammenkünfte den Römern merkbar machten; *) es waren Psalmen.

Das schöne Buch, das Nichtscheid guter Sitten,
Die starke Kraft den Himmel zu erbitten,
Des Lebens Trost, der Muth zum Sterben giebt,
Was Der Held sang, den Gott grundaus geliebt,
Ward durch den Saal der ganzen Welt gesungen,
Und regte sich in aller Christen Zungen —

sagt Opiß.

Nicht nur von Seiten des Inhalts, sondern auch von Seiten der Form ward dieser Gebrauch der Psalmen dem Geist und Herzen der Menschen eine Wohlthat. Wie man in keinem lyrischen Dichter der Griechen und Römer so viel Lehre, Trost und Unterweisung, wie hier, beisammen fand; so war auch schwerlich irgendwo sonst, (wenn man die Psalmen nur als Oden betrachtet, eine so reiche Abwechselung

*) Plinius Brief an Trajan.

des Tons in jeder Gesangesart, wie hier, gegeben. Zwei Jahrtausende her sind diese alte Psalmen oft und vielfach übersezt und nachgeahmet worden; und doch ist noch manche neue Bildung ihrer vielfasenden reichen Manier möglich. Sie sind Blumen, die sich nach jeder Zeit, nach jedem Boden verwandeln und immer in frischer Jugend dastehn. Eben weil dies Buch die einfachsten lyrischen Töne zum Ausdruck der mannichfaltigsten Empfindungen enthält, ist es ein Gesangbuch für alle Zeiten.

Den näheren Ton zu christlichen Gesängen gaben indeß die Lobgesänge Zacharias und der Maria, der Gruß des Engels, der Abschied Simeons u. s., mit denen das neue Testament anfing. Ihre sanftere Stimme war dem Geist des Christenthums gemäßer, als selbst der laute Paukenschall jener alten frohlockenden Hallelujah, obgleich auch diese vielfach angewandt, und mit Stimmen der Propheten oder andrer biblischen Gesänge bald verstärkt, bald gemildert wurden. Ueber den Gräbern der Verstorbenen, deren Auferstehung man im Geiste schon gegenwärtig erblickte, in Sinsböden und Katacomben ertönten zuerst diese Buß- und Gebet-, diese Trauer- und Hoffnungs-Psalmen, bis sie nach öffentlicher Einführung des Christenthums aus dem Dunkel ins Licht, aus der Einsamkeit in prächtige Kirchen, vor geweihte Altäre traten, und jetzt auch in ihrem Ausdruck Prachtannahmen. Schwer-

lich wird jemand seyn, der z. B. im Gesange des Prudentius: Jam moesta quiesce querela, nicht von rührenden Tönen sein Herz ergriffen fühlte, dem der Todtengesang: Dies irae, dies illa nicht Schauer einjagte, den so viel andre Hymnen, jeder mit seinem Charakter bezeichnet, z. B. Veni, redemptor gentium: Vexilla Regis prodeunt: Salvete, flores Martyrum: Pange lingua gloriosi u. s. nicht in den Ton versetzten, den jeder Hymnus will, und in seiner demüthigen Gestalt, mit allen seinen kirchlichen Idiotismen mächtig gebietet. In diesem tönt die Stimme der Betenden; jenen könnte nur die Harfe begleiten; in andern schallt die Posaune; es ruft und tönt die tausendstimmige Orgel u. s. —

Fragt man sich um die Ursache der sonderbaren Wirkung, die man von diesen altchristlichen Gesängen empfindet, so wird man dabei eigen betroffen. Es ist nichts weniger, als ein neuer Gedanke, der uns hier rührt, dort mächtig erschüttert; Gedanken sind in diesen Hymnen überhaupt sparsam. Manche sind nur feierliche Recitationen einer bekannten Geschichte, oder sie sind bekannte Bitten und Gebete. Fast kommt der Inhalt aller in allen wieder. Selten sind es auch überraschend = feine und neue Empfindungen, mit denen sie uns etwa durchströmen; außs Neue und Feine ist in den Hymnen gar nicht gerechnet. Was ist's denn, was uns rühret? Einfach und Wahrheit. Hier tönt die Sprache ei-

nes allgemeinen Bekäntnisses, Eines Herzens und Glaubens. Die meisten sind eingerichtet, daß sie alle Tage gesungen werden können und sollen; oder sie sind an Feste der Jahreszeiten gebunden. Wie diese wieder kommen, kommt in ewiger Umwälzung auch ihr christliches Bekäntniß wieder. Zu fein ist in den Hymnen keine Empfindung, keine Pflicht, kein Trost gegriffen: es herrscht in ihnen allen ein allgemeiner populärer Inhalt in großen Accenten. Wer in einem Te Deum oder Salve regina neue Gedanken sucht, sucht sie am unrechten Orte; eben das täglich- und ewig Bekannte soll hier das Gepräge der Wahrheit seyn. Der Gesang soll ein ambrosisches Opfer der Natur werden, unsterblich und wiederkehrend, wie diese.

Es ergiebt sich hieraus, daß, da man bei christlichen Hymnen auf die Schönheit eines klassischen Ausdrucks, auf die Mannuth der Empfindung im gegenwärtigen Moment, kurz auf die Wirkung eines eigentlichen Kunstwerks gar nicht rechnete, diese Gesänge, sobald sie eingeführt waren, die sonderbarsten Folgen haben mußten. Wie nämlich die Hand der Christen Bildsäulen und Tempel der Götter, dem unsichtbaren Gott zu Ehren, zerstörte: so hielten diese Hymnen auch einen Keim in sich, der den heidnischen Gesängen den Tod bringen sollte. Nicht nur wurden von den Christen jene Hymnen an Götter und Göttinnen, an Heroen und Genien, als Werke der

Ungläubigen oder der Abergläubigen angesehen; sondern und vorzüglich ward auch der Keim, der sie hervorgebracht hatte, die dichtende oder spielende Einbildungskraft, die Lust und Fröhlichkeit des Volks an Nationalfesten und als eine Schule böser Dämonen verdammt, ja der Nationalruhm selbst, auf welchen jene Gesänge wirkten, als eine gefährlich-glänzende Sünde verachtet. Die alte Religion hatte sich überlebt; die neue Religion hatte gewonnen, wenn die Thorheit des heidnischen Götzendienstes und Aberglaubens, die Unordnungen und Gräuelt, die an den Festen des Bacchus, der Enbele, der Aphrodite vorgingen, ins Licht kamen. Also auch, was von der Poesie dahin gehörte, war ein Werk des Teufels. Es begann eine neue Zeit für Poesie, Musik, Sprache, Wissenschaften, selbst für die ganze Richtung der menschlichen Denkart.

Denn r. Fortan war die Poesie keinem Volk, keinem Lande eigen, weil dieser Geist christlicher Hymnen, mit Zerstörung aller Nationalheilighümer, die Völker insgesamt umfaßte, und glauben lehrte. An die Stelle jener längstverlebten Heroen und Nationalwohlthäter traten jetzt neue Heroen, die Märtyrer; die auf der Erde ihre Festtage, Kirchen und Patrimonien bekamen, wie sie als Schutzpatronen und Fürbitter bei Gott angesehene Plätze droben besaßen. Himmel und Erde war also

den Heiligen gegeben, die christliche Welt war unter sie vertheilet. Statt einzelner irdischer Wohlthaten sang man Eine große Wohlthat, die Erlösung der Welt vom Aberglauben und den Dämonen. Statt eingeschränkter irdischer Hoffnungen sang man Eine große Hoffnung, die Erwartung der Ankunft des Richters über Lebendige und Todte, mit welcher die Gesamtherrschaft in seinem Reiche wesentlich verknüpft war. Jahrhunderte lang hielt man diese Ankunft für nah; alle traurige Zeichen der Zeit, an denen man größtentheils selbst Schuld war, wurden auf sie gedeutet; und ungeheure Dinge, Verfolgungen, Schenkungen, Kriege wurden durch sie befördert. Hymnen an die Märtyrer, Hoffnungen der Auferstehung und der Wiederkunft Christi machen also einen großen Theil der Dichtkunst dieser Zeiten aus; sie waren auch eine mächtige Triebfeder. Von heidnischer Poesie mochte untergehen was untergehen wollte; was man rettete, ward etwa der Sprache, der Sylbenmaasse, der späteren platonischen Philosophie oder zufällig eines dem Christenthum zuträglichen Umstandes wegen erhalten. Selbst die jüdischen Psalmen wurden jetzt blos und allein christlich verstanden, und gegen Ketzer, ja gegen die Juden selbst zeitmäßig gedeutet; es ward mit ihnen gebetet, geflucht, verbannet, exorcisiret. Was irgend man in der Literatur fand und anwenden wollte, verlor seinen alten Zweck und ward christlich.

2. Die Musik bekam durch die christlichen Hymnen mit der Zeit eine ganz andre Art und Weise. Da der Inhalt dieser Gesänge gleichsam ein Chor der Völker und so allgemein war, daß sich die Töne dem einzelnen Ausdruck einer individuellen Empfindung weder anschließen konnten noch sollten: so ging dabei der Strom der Musik, allumfassend, in seinem großen Gange desto ungehinderter und prächtiger fort. Wenig achtete er auf Füße des Sylbenmaasses, auf den Inhalt einzelner Strophen, auf einzelne Worte; mit der Strophe, welches Inhalts sie auch war, kehrte der Gesang wieder; das Feierliche verbarg jede Verschiedenheit in seinen weiten Mantel. Bei den Griechen war dies anders gewesen; bei ihnen war die Poesie herrschend, die Musik dienend. Jetzt war die Musik herrschend, die im Sylbenmaass gebrechliche Poesie diente. Ein einziger Umstand, der schon einen völligen Unterschied zwischen der alten und neuen Poesie, der alten und neuen Musik gründet. Die jetzt herrschende Musik, die gleichsam von einem unermesslichen Chor in den Wolken getragen ward, mußte nothwendig, später oder früher, für sich selbst ein Gebäude der Harmonie ausbilden, da bei den Hymnen des Christenthums auf Melodie wenig, auf einzelne Glieder des Versbaues und der Empfindungen noch weniger, und auf ein daraus entspringendes momentanes Kunstvergnügen gar nicht gerechnet war. Der Tonkünstler dagegen war Zauber-

rer in den Wolken, der mit seinen Schritten im großen Gange der Harmonie desto gebietender den Inhalt des Ganzen verfolgte, und auf andächtige Gemüther in diesem vollstimmigen Gange desto stärker wirkte. Durch den christlichen Gesang war also die Harmonie der Stimmen im Concert der Völker gleichsam gegeben.

3. Auch die Sprache ward durch diese neue Einrichtung der Dinge sehr verändert. Wenn bei Griechen und Römern jener alte ächte Rhythmus, nach welchem jede Sylbe ihr bestimmtes Zeitmaas an Länge und Kürze, an Tiefe und Höhe hatte, nicht schon verloren gegangen war, so ging er jetzt, wie die christlichen Hymnen zeigen, bald verloren. Man achtete auf ihn wenig und folgte dagegen, weil auf Popularität alles gerechnet war, der gemeinen Aussprache, ihren Perioden und Cadenzen, kurz dem Wohlklange des plebejen Ohres. Ohne Quantität der Sylben brachte man also Reime und Assonanzen ins Spiel; man formte einen gewissen Numerus der Strophe, der dem alltäglichen Gehör gemäß war, den aber die Griechen und Römer nur in den sogenannten politischen oder gemeinen Volksversen erträglich gefunden hatten. Im Innern konnte die Sprache eben so wenig rein bleiben, da jetzt in Poesie und Rede der Genius fast aller Völker mit einander vermischt ward. Ausdrücke der Ebräer und anderer Asiaten, der Griechen

und Römer in den verschiedensten Provinzen, endlich der Barbaren, die Sieger waren und Christen wurden, flossen zusammen: so ward dann nach Ort und Zeit das Griechische und das Latein der mittleren Zeiten gebildet, das man mit Recht die *Mischsprache* nennet. Sie bildete sich einen Reichthum neuer Ausdrücke nach ihren Bedürfnissen und Umständen, der alte Römergenius aber war verschwunden.

4. Wie manche Wissenschaften das damalige Christenthum entbehrlich glaubte, erweist die Geschichte der mittleren Zeiten. Gesänge, Predigten und Ordens-Regeln, die vom Untergange der Welt, (*seculi huius*) von der Eitelkeit aller irdischen Dinge, von der Trügllichkeit des menschlichen Geistes, von der Nähe eines Reichs sprechen, in welchem alles anders seyn wird und seyn muß, fachen nicht eben die Lust an, den gegenwärtigen Zustand der Welt, wie er ist, zu beleben. Im Himmel war das Vaterland der Christen; dahinauf strebten ihre Gesänge; das Schema der gegenwärtigen Welt war ihnen vergänglich, ob sie es übrigens gleich für sich sehr gut und Ein Theil mit Bedrückung eines größeren andern Theils der Menschheit zu gebrauchen wußten.

5. Dagegen ward bald, hie und da, jene mystische Empfindungs-Theologie ausgesponnen, die, ihrer stillen Gestalt ungeachtet, vielleicht die wirksamste Theologie in der Welt gewesen. Im Christenthum schlang sie sich dem jüngeren Platonismus

an, der ihr viel Zweige der Vereinigung darbot; aber auch ohne Platonismus war sie bei allen Völkern, die empfindend dachten und denkend empfanden, in jeder Religion, die beseligend wollte, am Ende das Ziel der Betrachtung. Sinnliche Völker selbst haben zuweilen auf die sonderbarste Weise einen Mysticismus gesucht und sich in ihm berauschet; vernünftelnde Völker suchten ihn auf ihre Weise. Der Grund dazu liegt in der Natur des Menschen. Er will Ruhe und Thätigkeit, Genuß und Beschauung auf die kostenfreieste, dauerhafteste, zugleich auch auf die untrüglichsste, auf eine gleichsam unendliche Weise. So gern möchte er mit Ideen leben und selbst Idee seyn. Die träge Zeit, den leeren Raum, die lahme Bewegung um sich her möchte er gern überspringen, und vernichten, dagegen Alles an sich ziehn, sich Allem zueignen und zuletzt in einem Ideal zerfließen, das jeden Genuß in sich faßt, wohin seine Vorstellung reicht. Viele Umstände der damaligen und folgenden Zeit kamen zusammen, diesen Mysticismus zu nähren und ihn dem Christenthum, zu welchem er ursprünglich nicht gehörte, einzuverleiben. Ein speculirender Geist, dem es an Materie zur Speculation fehlet, ein liebendes Herz ohne Gegenstand der Liebe, geräth immer auf den Mysticismus. Einsame Gegenden, Klosterzellen, ein Krankerlager, Gefängniß und Kerker, endlich auch auffallende Begebenheiten, die Bekanntschaft mit

sonderbar = liebevollen und bedeutenden Personen, Worte, die man von ihnen gehört, Zeichen der Zeit, die man erlebt hat, u. s. alle diese Dinge brüten den Mysticismus, dies Lieblingskind unsrer geistigen Wirksamkeit und Trägheit, in einer groben oder seltenen Umhüllung aus und geben ihm zuletzt die bunten Flügel des himmlischen Amors. Man liebet, und weiß nicht Wen? man begehret, und weiß nicht Was? Etwas Unendliches, das Höchste, Schönste, Beste.

So unentbehrlich dem Menschen diese Tendenz nach dem Vortreflichsten und Vollkommensten ist, ohne welche er wie eine Raupe umherkröche und vermoderte: so leer bleibt dennoch die Seele, wenn sie, bloß auf Flügeln der Imagination im Taumel der Begeisterung fortgetragen, in ungeheuren Wüsten umherschweift. Das Unendliche giebt kein Bild: denn es hat keinen Umriß; selten haben diesen auch die Poesieen, die das Unermeßliche singen. Sie schwingen sich entweder in ein Empyreum des Urlichts voll gestaltloser Seraphim auf, oder wenn sie von da in die Tiefen des menschlichen Herzens zurückkehren, kann die erhöhte Speculation dennoch nur aus ihm jene Urbilder himmlischer Schönheit holen, die sie über den Wolken begrüßet und in ein Paradies der Liebe und Seligkeit hinauf zaubert. Die Hymnen der mittleren Zeiten sind voll von diesen goldnen Bildern, in die unermeßliche Bläue des Himmels gemahlet. Ich glaube

glaube nicht, daß es Ausdrücke süßerer Empfindungen gebe, als die bei der Geburt, dem Leiden und Tode Christi, bei dem Schmerze der Maria, bei ihrem Abschiede aus der Sichtbarkeit, oder bei ihrer Aufnahme in den Himmel und bei dem freudigen Hingange so mancher Märtyrers, bei der sehnennden Geduld so mancher leidenden Seele, meistens in den einfachsten Sylbenmaassen, oft in Idiotismen und Solocismen des Affekts geäußert wurden. Wer sich davon überzeugen will, lese die frommen Liebesgesänge des heil. Bernhards und Thomas, des Cardinals Bona, der heil. Theresen, des Juan de la Cruz und ihres Gleichen; oder vielmehr er höre sie mit Musik begleitet. Das Stabat Mater dolorosa (Jacobus de Benedictis ist sein Verfasser) ist in Pergolesi's Composition sehr bekannt; dergleichen süße Schmerzens- und Liebesgesänge giebt's in der Madriacher Sprache viele, die ganz dazu geschaffen scheinet. Wilder Sylbenmaasse bediente man sich dabei nicht; vielmehr äußerst anständiger und saulster. Selbst das verzückte Metrum des sogenannten Per-vigilii: cras amet, qui nunquam amavit, das in den Hymnen oft gebraucht ist, erhält in ihnen einen Triumphton und eine Würde, die uns gleichsam aus uns selbst hinaussetzt und unser ganzes Wesen erweitert. Wie konnte dies auch anders seyn, da, wo man die Bibel nur aufschlägt, im Hohenliede, Propheten, Psalmen, in den Evangelien, Briefen

und der Offenbarung man Ausdrücke bald der erhabensten Einfalt, bald der innigsten Zärtlichkeit und Liebe findet? Wer Handels Messias, einige Psalmen von Marcello, und Allegri's, Leo, Palástrina Compositionen der simpelsten biblischen Worte gehört hat und dann die lateinische Bibel, christliche Epitaphien, Passions-Grab-Auferstehungs-Lieder liest, der wird sich trotz aller Solécismen und Idiotismen in dieser christlichen wie in einer neuen Welt fühlen.

N a c h s c h r i f t.

Da ich es nicht voraussehen kann, daß jedem von Ihnen eine Menge der Hymnen bekannt sey, von denen das Fragment redet: so lasse ich von einigen der angeführten nur Strophen abschreiben, die ich etwa mit einer Anmerkung begleite. Die Solécismen und Idiotismen darinn gehören zur Sprache der Zeit; überhaupt sind diese Verse nicht zu lesen, sondern mit der ihnen gebührenden Musik zu hören.

1.

Jam moesta quiesce *).

Jam moesta quiesce querela!

Lacrimas suspendite, matres;

*) Von Prudentius. Unser alter Gesang: Hört auf mit Klagen ist eine Nachahmung einiger Strophen dieses alten Hymnus, der beim Prudentius anfängt: Deus, ignee fons animarum.

Nullus sua pignora plangat
Mors haec reparatio vitæ est.

Nunc suscipe, terra, fovendum
Gremioque hunc concipe molli;
Hominis tibi membra sequestro
Generosa et fragmina credo.

Veniant modo tempora justa,
Cum spem Deus impleat omnem;
Reddas patefacta, necesse est,
Qualem tibi trado figuram. seq.

2.

Dies irae *).

Dies iræ, dies illa
Solvat saeculum in favilla
Teste David cum Sibylla.

Quantus tremor est futurus,
Quando iudex est venturus,
Cuncta stricte discussurus.

Tuba mirum spargens sonum
Per sepulcra regionum
Coget omnes ante thronum.

Mors stupebit et natura,
Cum resurget creatura
Judicanti responsura.

*) Der Graf Roscommon übersetzte diesen Gesang ins Englische: The Day of Wreath, that dreadful day, und starb mit den Worten aus ihm:

Prostrate, my contrite heart I rend,
My God, my Father, and my Friend,
Do not forsake me in my End.

Unser Deutsches Lied: Es ist gewißlich an der Zeit,
ist eine Nachahmung dieses Gesanges.

Liber divus tunc pandetur,
In quo totum continetur,
Unde mundus judicetur.

Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet apparebit,
Nil inultum remanebit.

Quid sum miser tunc dicturus?
Quem patronum rogaturus?
Cum vix justus sit securus.

Rex tremendae Majestatis,
Qui salvandos salvas gratis,
Salva me, fons pietatis! seq.

3.

Lauda Sion Salvatorem,
Lauda Ducem et Pastorem
In hymnis et canticis;
Quantum potes, tantum aude,
Quia major omni laude,
Nec laudare sufficis.

Sit laus plena, sit sonora,
Sit jucunda, sit decora
Mentis jubilatio.

Dies enim agitur,
In qua mensae ruminatur
Hujus institutio. seq.

4.

Pange lingua gloriosi proelium certaminis
Et super crucis trophaeo dic triumphum nobilem;
Qualiter redemptor orbis immolatus vicerit.

Crux fidelis inter omnes arbor una nobilis:
Nulla talem sylva profert fronde, flore, germine.
Dulce lignum, dulce signum, dulce pondus sustinet. seq.

5.

Ave maris stella, Dei mater alma,
Atque semper virgo, felix coeli porta.
Virgo singularis, inter omnes mitis
Nos culpis solutos mites fac et castos etc.

6.

Stabat mater dolorosa,
Juxta crucem lacrimosa,
Dum pendebat filius.
Cujus animam gementem,
Contristatam et dolentem
Pertransivit gladius.

O quam tristis et afflicta
Fuit illa benedicta
Mater Unigeniti,
Quae moerebat et dolebat
Et tremebat, cum videbat
Nati poenas incliti.

Fac me cruce custodiri,
Morte Christi praemuniri,
Confoveri gratia.
Quando corpus morietur,
Fac ut anima donetur
Paradisi gloria.

7. *)

Ut quid jubes, pusiole?
Quare mandas, filiole,
Carmen dulce me cantare,
Cum sim longe exsul valde
Intra mare;
O cur jubes canere?

*) Vom Deutschen Mönch Gottschalk, älter als Otfried,
dem sehr hart begegnet ward. Er schrieb dies als ein Bertrie-
bener, im Gefängniß.

Magis mihi miserale
 Flere libet puerale
 Plus plorare quam cantare
 Carmen tale jubes quare?
 Amor care,
 O cur jubes canere?

33+

Mit Ihrem dies irae, dies illa haben Sie mir eine schöne Welt zu Grabe geläutet; die Welt der Erscheinungen des Alterthums in ihren bestimmten, lieblichen Formen, in ihren bedeutenden Geberden, in ihren gleichsam organisirten Tönen. Sie wird nicht wieder kommen auf unsrer Erde; so wenig uns unsre Jugend zurückkommt.

Jene ersten Versuche der Menschen, sich das Unsichtbare sichtbar, das Vergangene und Entfernte gegenwärtig zu machen, eine Welt von Gegenständen, von Bildern und Empfindungen durch Worte und Töne darzustellen und zwar also darzustellen, daß auch ihre Folge sprechend, daß ihre Veränderung in Licht und Farben bis zum Kleinsten empfunden oder bemerkt werde; diese Versuche, in einer gegebenen langen Zeit zu Meisterwerken der poetischen Kunst erhöht, von einer Nation, der die Kunst Natur, der Geschmack am Schönen Charakter gewesen zu seyn scheint,

werden ihres gleichen schwerlich in Zeiten finden, die Ihre angeführte Hymnen eingeläutet haben.

Nichts ist von zarterem Wesen, als der ächte Natur- und Kunstgeschmack. Durch Frömmigkeit und Andacht, selbst durch Gelehrsamkeit und Fleiß läßt er sich nicht erlangen; er ist eine himmlische Grazie, die auf unsrer Erde nur hie und da, dann und wann erscheint. Sie kann eben so leicht weggebetet als wegstudirt werden; einmal vertrieben kommt sie selten oder spät wieder.

Und doch ist mit diesem Natur- und Kunstgeschmack selbst der richtige Sinn, die wahre Vernunft des Menschen so innig verbunden. Schwerlich werde ich in Ihrem Athanasius und Ambrosius so schlicht und rein zu lesen bekommen, was mich Cicero's Pflichten, Horaz Briefe und Sermonen lehren. Die Litaneien und Legenden der Heiligen, ja das ganze Breviarium dieser Sittenlehre und Weisheit wird das ächte Richtmaas menschlicher Moralität kaum so strenge an mich legen, als es die besten Lehren des Alterthums, seine mit sichrer Hand, im bestimmtesten Umriß gezeichneten Charaktere zu thun vermochten. Ist einmal der Gesichtskreis und das Ziel der Bestimmung verrückt, zu welchem die Menschen auf Erden leben, so erscheinen durch katoptrische Spiegel zurückgeworfene seltsame Bilder und Vorbilder des Lebens. Eine Zauberlaterne bringt Gestalten hervor, die in

Schrecken und Verwunderung sehen können, denen man aber nicht ohne Gefahr folget.

Ihr Fragment meldete uns an, daß sich fortan die Musik von der Poesie scheiden und in eignen Regionen ihr Kunstwerk treiben werde; fürs unbewehrte menschliche Geschlecht eine gefährliche Scheidung. Musik ohne Worte setzt uns in ein Reich dunkler Ideen; sie weckt Gefühle auf, jedem nach seiner Weise; Gefühle, wie sie im Herzen schlummern, die im Strom oder in der Fluth künstlicher Töne ohne Worte keinen Wegweiser und Leiter finden. Eine Musik, die über Worte gebietet, ist nicht viel anders; sie herrscht despotisch. Erinnern Sie sich in Drydens Ode am Säciliens-tage, wohin die Gewalt der Musik den Alexander reißt? Der Halbgott sinkt der Buhlerin in den Arm, er schwingt die Fackel zu Persopolis Brande. Auf gleiche Weise kann durch eine geistliche und, wenn man will, eine himmlische Musik die Seele dergestalt aus sich gesetzt werden, daß sie sich, unbrauchbar und stumpf gemacht für dies irdische Leben, in gestaltlosen Worten und Tönen selbst verlieret.

Unsre zarte, fehlbare und fein empfängliche Natur hat aller Sinne nöthig, die ihr Gott gegeben; sie kann keinen seines Dienstes entlassen, um sich einem andern allein anzuvertrauen: denn eben im Gesamtgebrauch aller Sinne und Dr-

ganze zündet und leuchtet allein die Fackel des Lebens. Das Auge ist, wenn man will, der kälteste, der äußerlichste und oberflächlichste Sinn unter allen; er ist aber auch der schnellste, der umfassendste, der heilteste Sinn; er umschreibt, theilt, bezieht und übt die Meßkunst für alle seine Brüder. Das Ohr dagegen ist ein zwar tiefdringender, mächtigerschütternder, aber auch ein sehr abergläubiger Sinn. In seinen Schwingungen ist etwas Unabzählbares, Unermessliches, das die Seele in eine süße Berrückung setzt, in welcher sie kein Ende findet. Behüte uns also die Muse vor einer bloßen Poesie des Ohrs ohne Berichtigung der Gestalten und ihres Maasses durchs Auge.

Nochmals gehe ich Ihr Fragment durch und frage: „wie, wenn aus dieser heiligen Mönchspoesie eine Volksdichtung hervorgehen sollte, wie wird sie werden? Gewiß anders als die Poesie der Griechen war, nicht nur im Inhalt des Gesanges, sondern auch in desselben ganzer Art und Weise.“

I. Von Mythologie wird in ihr nicht die Rede seyn können, da man diese als eine Dämonensage ansah. Wenn Eine derselben gebildet werden sollte, wird sie aus dem Glauben der Kirche, aus Sagen des gemeinen Volks, aus National- Meinungen und Abentheuern hervorgehn. Jede solcher Gestalten wird die Kirche weihen und ordnen. —

2. Keine Umrisse der Phantasie und

des Naturfinnes nach Art der Griechen wird diese Dichtkunst schwerlich enthalten, da diese Welt ihr nur ein vorübergehender Schatte zur künftigen Welt ist. Zwischen beide wird sich der Blick theilen, mithin jene sich in eine Art Dämmerung verlieren. Höchstens also werden Allegorien auftreten, statt reiner und bestimmter Begriffe; auch wirkliche Personen werden gerw als Allegorien und Larven oder als heilige Nebelgestalten erscheinen, die sich in der Ferne verlieren.

Das Interesse, das diese Poesie giebt, wird selten ein National-Interesse seyn, wie bei Griechen und Römern, vielleicht aber ein allgemeines Interesse christlicher Völker, die alle das heilige Bad besprengt hat, die, als Begünstigte des Himmels mit dem Kreuz bezeichnet, eine eigene christliche Providenz über sich erkennen, Engel zu ihrer Seite haben, und von der Erde gen Himmel wandern. In der Erzählung wird dies den Ton der Geschichte und Dichtung ganz ändern.

4. Allen Handlungen und Leidenschaften der Menschen, ihren Tugenden und Lastern wird hiemit eine eigne religiöse Farbe, ein Anzug gegeben werden, den die alte Welt nicht kannte. In die Liebe wird sich Andacht mischen; und die Ueppigkeit dagegen vielleicht desto sinnlicher ihr Werk treiben. Statt des Verdienstes der Vorfahren um ein enges Vaterland wird ein andächtiger Ruhm, eine Ehre her-

vorgehn, die Stand ist und nach Ständen wirkt. Auf diesem Wege wird eine Sentimentalität zum Vorschein kommen, von der die Poesie der Alten nicht wußte, eine anerzogene Sentimentalität der Stände.

5. Endlich, da der Rhythmus der Griechen verloren ist und sich der poetische Genius hier ungebildet, mit dem Römischen Volksdialekt vermischten Sprachen mittheilen soll: so werden in dieser Verwirrung ohne Sylbenmaaße der Alten sich ohne Zweifel rohere Volksgesänge nach dem Modell der Mönchspoesie formen. Was das innere Maaß und Gewicht der Sylben nicht thun kann, wird der Reim ersetzen sollen, mit dem von jeher das Ohr und die Zunge des Volks spielte. Poesie wird also eine gereimte Prose in Versperioden werden, deren Abwechslung und Ründung etwa auch ein unwissendes Ohr verfolgen kann; dagegen die Musik, vom Bau der Sylben getrennt, in ihrer eignen Region ihr Werk treibet. Lassen Sie uns bald einige Glocken- und Posannen- und Orgeltöne, aber, wenn ich bitten darf, auch einige Töne der Harfe aus diesem neuen christlichen Odeum aller Europäischen Nationen hören.

Drittes Fragment.

Bildung eines neuen Geschmacks in Europa und
dessen erste Verfeinerung.

Alle Deutsche Nationen, die das Römische Reich unter sich theilten, kamen mit Heldenliedern von Thaten ihrer Vorfahren in die ihnen neue Welt; es sind auch Zeugnisse vorhanden, daß diese Gesänge unter ihnen sich lange erhalten haben. Wie auch anders? Diese Gesänge waren ja die ganze Wissenschaft und Geistesergözung solcher barbarischen Völker, das Archiv ihres Ruhms und Nachruhms. Was zu den Zeiten der griechischen Sänger (*roidar*) der Fall gewesen, kam jetzt auf eine rohere Weise wieder. Völker, die das Schreiben nicht viel kannten und noch weniger liebten, erhielten durch Lieder das Andenken ihrer Vorfahren, und jedes Volk hatte dabei seine eignen Lieblingshelden, seine eignen Lieblingsstöne.

Sehr nützlich wäre es, wenn wir diese alten Wurzeln des Stammes der Denkart und Sprache unsrer Vorfahren noch besäßen; wenn wir die Lieder von Mann und Herman, Dietrich von Bern, Alboin, Hildebrand, Rüdiger, Siegfried, die Engländer ihr Horn-Child, Hervart, Gryn, Hanelock, und so jedes Deutsche Volk die seinigen noch hätten. Es gilt aber von allen diesen, was

Horaz von jenen uralten griechischen Helden sagt, die vor Homer lebten:

Sie liegen alle, weil sie der heiligen
Gesänge darben, unbejammert,
Ruhlos in ewiger Nacht begraben.

Die Veränderung und Mischung der Sprachen, bei den wandernden Völkern die Verschiedenheit des nördlichen und südlichen Klima, wohl aber am meisten der Fortgang der Sitten selbst, hat uns dieser wahrscheinlich in rauhen Tönen besungenen Heldengestalten beraubet.

Wie verschieden nämlich die Mundarten der Deutschen Sprache nach den verschiedenen Volksstämmen, Zeiten und Gegenden waren, dergestalt, daß man die Gothen am schwarzen Meer, in Italien und Spanien, die Wandalen in Pommern und Afrika, die Angeln zu Hengst und zu Wilhelm des Eroberers Zeiten nicht für Eins nehmen darf: so ist doch in allem, was wir von ihren Sprachen wissen, ihr nordisches Gewand unverkennbar. Die Deutsche Sprache nämlich, zumal in rauhen Gegenden, liebt einsylbige Töne. Hart wird der Schall angestoßen, stark angeklungen, damit so viel möglich Alles auf Einmal gesagt werde. Eine Sylbe soll alles fassen; die folgenden werden zusammengezogen, und gleichsam verschlungen; so daß sie selten aushalen und kaum zwischen den Lippen als erstickte Geister schweben. Die ganze Bildung unsrer Sprache,

am meisten die aus dem Latein bei uns aufgenommene Worte und Namen beweisen dies; es sind hart zusammengedrückte Laute; und was noch sonderbarer ist, mit dem Verfolg der Jahrhunderte hat sich dies Zusammendrängen der Buchstaben nicht vermindert, sondern vermehrt. Alfila's und Ottfrieds Sprache sind ungleich tönender, als wie man z. B. im vorigen Jahrhundert oder noch jetzt aus dem Munde des Volks die Worte schreibt. Das Angelsächsische schlich mit vielen stummen E in mehreren Sylben langsam fort; das Englische, das sich unter den Normännern bildete, warf Buchstaben weg, drängte sie zusammen, schnitt vorn und hinten die Sylben ab; so entstand ein ganz neuer Gang und Rhythmus der Sprache.

Aus dieser beliebten Einsylbigkeit der nordischen Mundarten, bei der man aus Trägheit oder wie in böser Luft die Lippen kaum zu öffnen wagt, und immer nur hm! hm! sprechen möchte, war es natürlich, daß, wenn man Worte gegen einander künstlich stellen wollte, dies insonderheit im Ausflange bemerkt werden mußte, indem der Ausgang der Worte gern im Dunkeln blieb. Dies ist nun jenes berühmte System nordischer Alliterationen, (Annominationen,)*) das um kein Haar

*) Nähere Kenntniß von diesem sonderbaren System der nordischen Prosodie findet man in Claus Wormius *literatura Danica*, Hickes *thesaur. linguar. septentrion. und ähnliche*

unnatürlicher als der Reim ist; indem man hier nur in der Mitte oder vorn reimet. Den Alten, d. i. Griechen und Römern, waren beide Arten eines solchen Wohlklanges Uebelklänge; ähnliche Anklänge der Worte suchten sie, wie den Reim, zu vermeiden. Auch für die Gegenden eines besseren Klima war dieser nordische rauhe Sylbentritt nicht; die Spanischen Romanzen, die vielleicht nach gothischen Volksliedern geformt sind, haben jenen wilden, männlichen Jambus, der ursprünglich in Wäldern zum Jagd- und Kriegshorn tönte, fahren lassen und statt dessen langsame Trochäen in weiblichen Ausgängen mit dem zuletzt prächtig-verhallenden ar gewählt. In Italiens Luft zerfloß gleichfalls der gothische und longobardische Sylben-Anklang in weiche und immer weichere Töne. Kein Wunder also, das jene alten Helden Melodien in dieser sanfteren Luft den Tönen nach allmählich verhallten.

Dabei aber gingen nicht sofort auch die Erzählungen selbst, jene Helden sagen zu Grunde, die den Werken. Wer ihrer entbehrt, ziehe die Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur (Schleswig 1767.) Th. I. S. 150. zu Rath; eine Sammlung Briefe, die weit mehr Aufmerksamkeit verdient, als sie erlangt. Das System der Alliterationen, das gewisse Worte im Anfange und in der Mitte des Verses von einem Buchstaben anfangen und einen ähnlichen Vokal haben, ist, wie mich dünkt, mehr angestaut als erklärt worden; sein natürlicher Grund ist der Bau der Sprache selbst, der Genius des Volks, das sie sprach, und die Art, wie man die Worte antönte.

gleichsam die Seele dieser Völker, ihr Trank und ihre geistige Speise waren. Sie konnten nicht zu Grunde gehen, weil diese Völker, (wenn mir der Ausdruck erlaubt ist) abentheuerlich dachten und entweder gar nicht oder im Abentheuer lebten. Ein Volk, von wenigen aber starken Begriffen und Leidenschaften geregt und getrieben, hat wenig Lust zur ordnungsmäßigen, gewöhnlichen, ruhigen Geschäften; es bleibt gegen sie kalt und träge. Das gegen flammets auf, wenn ein Jagd- und Kriegshorn die Abentheuersage ertönet. In eingepflanzten Trieben, in angebohrnen Begriffen und Neigungen ging diese Liebe zum Abentheuer auf Geschlechter hinab; der geistliche Stand, in dessen Händen die Bildung der Menschen nach Begriffen der Zeit war, bemächtigte sich dieses Triebes; er fabelte, dichtete, erzählte. Von Erzählungen fängt alle Cultur roher Völker an; sie lesen nicht, sie vernünfteln nicht gern, aber sie hören und lassen sich erzählen. So Kinder, so alle Stände, die insonderheit unter freiem Himmel ein halb müßiges Leben führen. Wo sie auch leben, Norweger und Araber, Perser und Mogolen, der Gothe, Sachse, Franke und Katte des Mittelalters, noch jetzt alle halbmüßige Abentheurer, Krieger, Jäger, Reisende, Pilger haben hierinn einerlei Geschmach, einerlei Zeitkürzung. Unwissenheit ist die Mutter des Wunderbaren, unternehmende Kühnheit seine Ernährerin, unzählige Sagen seine Nachkommenschaft

enschaft und ihr großer Mentor, der Glaube. Wenn Mönche dergleichen Erzählungen in ihre Chroniken aufnahmen und ihre Legenden selbst darnach schrieben: so thaten sie es nicht immer aus Lust zu betrügen. Es war Geschmack und sogar Kreis des Wissens, Denkart der Zeit; eine ächte Mönchschronik mußte vom Anfange der Welt anfangen und in bestimmten Zeiträumen durch Fabel und Geschichte der Griechen und Römer, (Geschichte und Dichtung auf Einem Grunde betrachtet) bis zum Ende der Welt fortgehn; das war der gegebene Umriß. Eben nach den Begebenheiten der Zeit, die allesamt geistliche und weltliche Abentheuer waren, formte sich der Umriß der Erzählung, bildete sich der Ton des Ganzen. Mehr als Eine Chronik der mittleren Zeiten ist ein cyklisches Gedicht zu lesen.

Wann aber und wie wird aus diesen vermischten Sagen und Abentheuermährchen so verschiedner Völker in so verschiednen Gegenden und Umständen ein Ilias, eine Odyssee erwachsen, die Allem gleichsam den Kranz raubte, und jetzt als Sage der Sagen gelte?

Dazu gehört viel; insonderheit aber, daß die Sprache und der Wiß der europäischen Völker einigermaßen verfeinert werde, daß Völker mit einander in Verbindung oder in Wettkampf geraten, dadurch sie einander verstehen lernen, endlich daß, wenns seyn kann, hier oder da ein Homer aufkomme, dem alle hör-

Herders Werke 3. schön. Lit. u. Kunst. VII. 6

den. Außerst schwer und langsam konnte diese Aufgabe gelöst werden, da einestheils die Völker durch Stammesvorurtheile und Leidenschaften blind getrennt, anderseits die Sitten so grob oder verderbt waren, daß schwerlich ein Lorbeerbaum für ganz Europa sprossen konnte. Tapferkeit und Wiß sind nicht immer beisammen; eben so selten sind es Wiß und Klosterandacht, wie die Esels- und Narrenfeste, das Hez, Sir Ane, Hez, und andre Anstalten zeigen. Wenn in die Sprachen Europa's Bildung, in seine Sitten Geschmack, in seine Poesie Unterhaltung kommen sollte, so mußten diese anderswoher kommen, als vom Waffenplatz und aus dem Kloster. Sie mußten aus einer Gegend kommen, wo ein fremder Umgang etwas anders als den bloßen Mönchs- und Klostergeist zeigte. Kurz —

Spanien war die glückliche Gegend, wo für Europa der erste Funke einer wiederkommenden Cultur schlug, die sich denn auch nach dem Ort und der Zeit gestalten mußte, in denen sie auflebte. Die Geschichte davon lautet wie ein angenehmes Märchen.

Spanien nämlich, so sagt die Geschichte, hatte unter der Herrschaft der Mauren eine sehr blühende Gestalt gewonnen; mit dem Ackerbau, dem Fleiß, dem Handel, waren in ihm mehrere Wissenschaften und Künste, unter diesen auch die Dichtkunst cultivirt worden. Die Maurische Galanterie hatte sich unter dem schönen Himmel von Granada, Murcia,

Andalusien veredelt; glänzende Ritterspiele waren im Gebrauch, an denen als Preisaussteilerinnen auch die Damen Theil nahmen. Ohne Zweifel war die Nachbarschaft dieses gebildeten Volks mit andern eine Ursache, daß unter dem gleichschönen Himmel von Valenzia, Catalonien, Arragonien und den südlichen Provinzen Frankreichs sich die sogenannte Provenzal- oder Limosinische Sprache auch aus der Barbarei riß und eine frische Blüthe, die provenzalische Dichtkunst hervorbrachte. Von Valenzia an über die Inseln Majorca, Minorca, Iviza, über Arragonien und Catalonien, jenseit der Alpen über die Provence, Languedoc, Guienne, das Delphinat, bis nach Poitou hinein erstreckte sich diese Sprache, die nach damaligen Zeitumständen allgemach die gebildetste in Europa war *). Regierende Fürsten und Grafen, Ritter und Edle von jedem Range sahen es als eine Ehre an, sie an ihren Höfen und an ihren Schlössern, die kleine Höfse waren, zierlich zu sprechen. Die Damen nahmen daran Theil, nicht nur als Richterinnen und als der vielfäl-

*) In Crescimbeni istoria della volgar Poesia, in Belasquez: Diez Geschichte der spanischen Dichtkunst und denen daselbst angeführten Schriften, in mehreren Abhandlungen des um die Provenzalen sehr verdienten Curne de St. Palaye in der Academie der Aufschriften, Millots histoire des Troubadours, Abbt Andre's storia d'ogni literatura T. I. II. kann man sich über diese merkwürdige Erscheinung weiter belehren. Sie ist die Morgenröthe der neueren Europäischen Cultur und Dichtkunst.

tige Gegenstand der Gedichte, sondern zuweilen auch als Dichterinnen selbst. Die Provenzal-Poesie ward das Organ des galanten Rittergeistes in allen Zweigen seiner Denkart. Man besang die Liebe und warf Fragen der Liebe auf, die in sogenannten Corte d'amore verhandelt wurden; man nannte ihre Versart Tenzonen. Kleine und große Abentheuer, Begebenheiten des Lebens und der Geschichte, auch geistliche Dinge wurden in Canzonen, Villanesca's und andern Gedichtarten besungen, unter welchen man die Satyren Sirventes nannte. Auch Lehre und Unterricht trug man in mancherlei Einkleidungen vor; ja es ereigneten sich keine Händel der damaligen Zeit, die an großen Ereignissen und Verwirrungen sehr reich war, an denen hie und dort nicht irgend ein Provenzal Antheil genommen hätte. Kreuzzüge und andre Kriege, Vererbungen der Reiche und Schlösser, Sitten der Fürsten, der Damen, der Geistlichkeit, der Päpste selbst; alles berührte diese Dichtkunst, oft mit einer kühnen Freyheit. Fins der, Troubadoren nannten sich die Dichter, die vorher in der bairischen Römersprache Fatisten (Macher, faiseurs) geheißen hatten. Ihre Kunst hatte den Namen der fröhlichen Wissenschaft (gay saber, gaya ciencia) so wie auch ihr entschiedener Zweck fröhliche angenehme Unterhaltung war.

Der erste Garten, wo die Blume aussproßte,

war vielleicht der Hof zu Barcellona; sehr bald aber müssen andre gefolgt seyn: denn der älteste Provenzaldichter den wir haben, Wilhelm der Neunte, Graf von Poitou, Herzog von Aquitanien, am Ende des eilften und im Anfange des zwölften Jahrhunderts, sang schon in einer zur Poesie völlig gebildeten Sprache. Auch in Gallicien, Castilien, Portugal finden sich zu eben dieser Zeit ähnliche Uebungen der Verstkunst ohngefähr in demselben Gedankenkreise. Die sogenannten Jeux floraux aber, eine Blumengesellschaft, wo der Preis der Dichtkunst ein goldnes Weildchen war, ist von weit spätem Datum. (1324.) Ihre Stifterinn war Elemezia Isaura, Gräfin von Toulouse.

Man hat über den Ursprung des Reims viel gestritten, und ihn bei Nordländern und Arabern, bei Mönchen, Griechen und Römern gesucht; mich dünkt mit unnöthiger Mühe. Man könnte über ihn das bekannte Kinderspiel mit dem Motto: „alles, was reimen kann, reimt“ spielen. Mönche reimen, Otfried reimte, die Araber reimen, Mahomed im Koran, der Engel Gabriel reimt; der alte Lamech vor der Sündfluth reimte. Aber Griechen und Römer in ihren schönsten Zeiten vermieden die Reime und suchten einen fortgehenden, höheren Wohlklang. Die Troubadoren, die in jedem Innern die Poesie der Araber nicht nachahmen konnten, sondern sich eine Poesie, wie sie ihnen ihr Zeitgeist, ihre Spra-

che und das nähere Vorbild der lateinischen Mönchspoesie gab, finden mußten; sie mußten reimen, ja sogar in der Mannichfaltigkeit gereimter Versarten einen großen Theil der Unmuth ihrer Poesie legen, weil sie ihrer Zeit und Sprache nach nichts anders thun konnten. Die Limosinische Mundart, wie jedes andre Kind der lingua rustica Romana wußte vom Rhythmus der alten Römerpoesie ganz und gar nichts; also konnten die Provenzalen ihre Verse nicht nach der Grammatik der Alten scandiren; sie accentuirten sie, wie Spanier, Portugiesen, Italiener und Franzosen noch bis jezt ihre Verse accentuiren, solche daher auch nicht nach einer eigentlichen Quantität der Sylben, sondern zur artigen, verständigen Declamation einzurichten *). Diese accentuirte Declamation ward eine eigne Kunst, auf welche sich die Rhapsoden der damaligen Zeit, die auch Erzähler hießen (Conteurs,) legten. Mit den Gedichten der Trobadores reiseten

*) Dieser Unterschied zwischen der alten Prosodie, von dem viele keinen deutlichen Begriff haben, und der doch zum Unterschiede der alten und neuen Poesie viel beiträgt, ist am besten in Isaak Vos bekannter Abhandlung de cantu veterum (übersetzt in der Sammlung vermischter Schriften Th. I. Berl. 1759.) in des Abbt Du Bos Betrachtungen über Poesie und Malerei, in Muratori Abhandlung de rhythmica Veterum poesi (Antiqu. Ital. med. aevi T. III. p. 664.) sonst aber auch in Klopstocks u. a. grammatischen Schriften vorgetragen, wie er denn zur Prosodie jeder neuen Sprache gehöret.

sie an den Höfen umher, und begleiteten sie theils mit einem Instrument, theils mit Gebehrden; daher man sie auch Jongleurs, (Joculatores) Musars, Comirs Plaisantins nannte. Sie unterhielten die Gesellschaft mit Liedern und Erzählungen, den bekannten fabliaux vergangener und damaliger Zeiten, bis sie es zuletzt so arg machten, daß sie von mehreren Höfen verbannt wurden.

Die ursprüngliche fröhliche Wissenschaft (gaya ciencia) ging also von Artigkeiten des Gesprächs, von Fragen und Unterredungen, von einer angenehmen Unterhaltung aus; auch in Sonnetten der Liebe, im Lobe und im Tadel, ja bei jedem Inhalt blieb dieser Charakter den Provenzalen; ein höherer poetischer Ton war ihnen ganz fremde. Also mußte das angenehme und mannichfaltige Spiel der Reime, an welche damals in geistlichen und Volksliedern das Ohr gewöhnt war, den Mangel des hohen lyrischen Wohlklanges und Rhythmus der Alten, von dem ihre Sprache und ihr Ohr nicht wußte, ersetzen. Jede Versart bekam ihre Strophe, d. i. ihren abgemessenen Perioden der Declamation in einer angewiesenen Ordnung und Art der Reime; in welcher Wissenschaft eben die Kunst der Trobadoren bestand. Und so haben wir die Gestalt der neuern Europäischen Dichtkunst, sofern sie sich von der Poesie der Alten unterscheidet, auf einmal vor uns. Sie war Spiel, eine amüsirende Hofvers-

Kunst in gereimten Formen, weil der damaligen Sprache der Rhythmus und der damaligen Denkart der Zweck der Poesie der Alten fehlte. Sie war ein Hofgarten, in dem hier ein Baum zum Sonnett, dort zur Tenzone, zum Madrigal u. f. künstlich ausgeschnitten ward; eine höhere Gartenkunst war dem Geschmack der damaligen Zeit fremde. —

35.

Glück also zum ersten Strahl der neueren poetischen Morgenröthe in Europa! Sie hat einen schönen Namen: die fröhliche Wissenschaft, (*gaya ciencia, gay saber*); möchte sie dessen immer werth seyn! Wir wollen uns nicht in den Streit einlassen, ob die Spanische oder Limosinische Sprache die ersten Dichter gehabt? ob in dieser dies- oder jenseit der Pyrenäen früher und glücklicher gedichtet worden?*) Die Erscheinung selbst, daß an den Grenzen des Arabischen Gebiets sowohl in Spanien als in Sicilien

*) Ich rücke diese Briefe hier ein, weil der so lange geführte Streit über den Antheil, den die Römer, die Araber, die Normänner u. f. an der Bildung unsres Geschmacks und unsrer Literatur haben, noch nichts weniger als beigelegt ist. Barton z. B. in der Geschichte der Englischen Dichtkunst, Thyrwitt in seinen Anmerkungen zu Chaucer, Arteaga in der Geschichte der italienischen Oper, Andrés in der *storia d'ogni letteratura* u. f. sind noch weit aus einander; und doch liegt alles Material so nahe beisammen vor uns.

für ganz Europa die erste Aufklärung begann, ist merkwürdig und auch für einen großen Theil ihrer Folgen entscheidend.

Unläugbar ist's nämlich, daß die Araber in ihrem weiten Reiche, das sich von China bis Fez, von Mosambique bis fast an die Pyrenäen erstreckte, Sprache und Wissenschaften, Handel und Künste sehr cultivirt hatten. Wie anders nun, als daß in Spanien, wo ein Hauptsitz dieser Cultur war, wo Jahrhunderte lang die Christen mit ihnen in Streit oder ihnen unterwürfig gelebt hatten, neben diesem hellen Licht nicht ewig und immer die Dunkelheit verharren konnte? Es mußten sich mit der Zeit die Schatten brechen; man mußte sich seiner schlechten Sprache und Sitten, der ungebildeten Rustica schämen lernen, und da die meisten Spanier Arabisch konnten, auch eine unsägliche Menge arabischer Bücher und Anstalten in Spanien Jedermann vor Augen war: so konnte es ja nicht fehlen, daß jeder kleine Schritt zur Vervollkommnung auch unvermerkt nach diesem Vorbilde geschah. Was sie nicht hatte, konnte die Mönchspoesie nicht geben; Gegentheils konnte und wollte auch die Provenzalpoesie nicht nachahmen, was bei den Arabern für sie nicht gehörte, Mahomed's Lehre, so wenig einst die Araber den Homer und die griechische Mythologie hatten aufnehmen mögen. Aber was sich aufnehmen ließ, der Genius des Werks, die Arabische Denk-

und Lebensweise; sie sind in den Versuchen der Provenzalen, (diese mögen schlecht oder gut seyn), wie mir dünkt, unverkennbar.

Bei welchem andern Volk in Europa waren poetische Fragen und Antworten in Gebrauch, als bei den Arabern? Es wurde Kunst und Lebensart darinn gesetzt, auch unvorbereitet witzig in gereimten Versen zu antworten*). Daher also die Fragen und Antworten der Liebe bei den Provenzalen. Welches andres Volk in Europa hielt die Sprache für Eins seiner edelsten Heiligthümer und feierte Wettkämpfe des schärfsten poetischen Ausdrucks in ihr? Keins andres, als die Araber; die angrenzenden Christen, beschämt über ihre Rohheit, zuerst vielleicht auch nur aus Nachahmungssucht, folgten ihnen nach. Ihre Großen und Edlen thaten aus Mode, was die Araber seit Jahrhunderten aus Trieb und aus Nationalstolz gethan hatten, sich der Wissenschaften anzunehmen und in der Sprache der Dichter selbst zu glänzen. Welches andres Volk in Europa verband in seinen Vorstellungen Tapferkeit, Liebe und Andacht, wie die Araber? Von den ältesten Zeiten an war es bei ihnen die gewöhnliche Regel eines

*) Zahlreiche Proben und Nachrichten hierüber finden sich in Herbelots morgenländischer Bibliothek, W. Jones commentar. de Poesi Asiat., Richardsons Vorrede in seinem Persischen Wörterbuch (übersetzt Leipz. 1779.) Andrés storia d'ogni letteratura aus Casiri, ja in der Geschichte der Araber selbst.

Gedichts, von Gott und vom Propheten anzufangen, sodann der Liebe ihren Zoll zu entrichten, und darauf gegen Freund oder Feind seine Tapferkeit zu bezeugen. Wie übel auch oft diese Stücke zusammenhingen; es war das angenommene poetische Gesetz, dem sich, wiewohl es Religion und Sitte erlaubte, nun auch die Christen bequemen. Die festgesetzten Gattungen der Poesie der Araber, Preis und Tadel, Frohlocken und Klage, Liebe und Haß, Lehre und Beschreibung wurden auch hier der Inhalt verschiedener Gesangesarten; selbst die Prosodie der Provenzalen ward nach der bloß accentuirten und declamirten arabischen Verfkunst, in welcher der Reim unentbehrlich war, eingerichtet. Hören Sie darüber das Zeugniß des vielleicht gelehrtesten Arabers, den unsre Nation gehabt hat, Keiske:*)

„Die allerältesten Schriften der Araber sowohl in gebundner als freier Rede sind in Reimen abgefaßt. Die Art ohne Reime zu reden und zu schreiben, ist neuer als jene. Noch heutiges Tages pflegen sie auch in ihren ungebundenen Schriften, wenn sie recht schön schreiben wollen, den Reim beizubehalten, so daß sie, wenn sie einen Reim drei- vier- oder mehrmal wiederholt haben, alsdann einen andern vor die Hand nehmen, und es mit diesem eben so machen, und dann wiederum einen andern. Auf diese Weise ist der ganze Hariri ge-

*) Neuer Büchersaal, Th. 10. S. 220. u. f.

schrieben, der für den Cicero der Araber gehalten wird; ingleichen des Lamerlaus Arabische Lebensbeschreibung.“

„In der Poesie sind ihre ältesten Stücke gereimt. Die alten Araber übten sich auch sogar, ihre häuslichen und vertraulichen Gespräche in Reimen vorzutragen. So hat man ein noch vor dem Muhamed gefertigtes, etliche achtzig bis neunzig Verse langes Gedicht, das ein gewisser Haretsch Ben Helza ohn' einiges vorhergegangnes Bedenken, sich auf seinen Bogen lehrend, hergesagt hat. Die Uebung hierinn muß bei ihnen sehr groß gewesen seyn.“

„Wie die erste Hälfte des Verses sich schließt, schließt sich auch die andre Hälfte eben desselbigen Verses; und wie sich der erste Vers in der Mitte und am Ende endigt, so endigen sich auch alle andre folgende, wenn ihrer auch noch so viel wären, bis zwei=dreihundert und noch mehr. Doch pflegen sie ihre Gedichte so lang nicht zu machen. Schon zu Christi Zeiten und kurz hernach müssen sich die Araber der Reime bedient haben, weil ihre Dichtkunst schon einige Jahrhunderte vor Muhamed vollkommen gewesen und nicht die geringste Spur von einem Reimlosen Gedicht bei ihnen gefunden wird; es sey lang oder kurz, heroisch oder jambisch. Doch sind ihre jambischen Gedichte so beschaffen, daß sie den einmal gefassten Reim nicht beständig beibehalten, welches sonst ein wesentliches Erforderniß der heroiz-

ſchen Gattung iſt; ſondern ſie wechſeln mit dem Rhythmus ab, beinahe wie wir. Haben ſie Einen Rhythmus drei = viermal wiederholt, ſo fallen ſie auf einen andern.“ U. ſ. — Ich glaube nicht, daß die Erbauung der Sonnette, Madrigale und anderer Verſarten der Provenzalen ihrem Urſprunge nach einer hellern Erklärung fähig ſey oder bedürfe, als dieſer. Urſprünglich waren ſie eine Art gereimter, oft aus dem Stegreif gereimter Proſe; die meiſten Poeſieen der Provenzalen ſind offenbar nichts anders.

Daß viele unſrer Poeſieen dieſen Arabiſchen Schmuck noch an ſich tragen, wiſſen wir alle; wenige aber wiſſen den Urſprung dieſer Feſſeln, daß ein Volk nämlich ſich dieſelbe aus Uebermuth der Begeiſterung ſogar im gemeinen Leben angelegt, und damit ſo leicht umzugehen gewußt habe, daß es lange Reden durch ſogar Einen und Denſelben Reim beibehalten konnte. Auch bei den Provenzalen war es in mehreren Sylbenmaaßen offenbar aufs öftere Wiederkommen deſſelben Reims angeſehen, womit denn weder unſer Ohr noch unſre Sprache ſonderlich zufrieden ſeyn dürfte. Wenige wiſſen es, daß die Poeſie der Araber zwar leidenschaftlich und bildervoll, nicht aber im beſten Geſchmack abgefaßt war*);

*) Proben davon geben W. Jones commentar. de Poesi Asiaticae, und alle von ihm und andern bekannt gemachten Poeſieen der Araber. An Leidenschaft und Bildern ſind ſie reich; ihr Geſchmack aber in Composition dieſer Bilder iſt von dem unſrigen ganz verſchieden.

daher auch schon die Provenzalen von diesem ganz und gar Asiatischen Geschmacke sehr abgehen mußten. Da ihnen nun mit der Leidenschaft und dem Scharffinn dieses fremden Volks auch dessen ausgebildete Sprache fehlte; was Wunder, daß ihnen oft nur die Form des Gedichts, angenehm wiederkommende Schalle übrig blieben, in die sie das Wesen der Dichtkunst setzten? Diese sollte ja nur Unterhaltung in einer angenehm-gereimten Prose seyn und bleiben.

Ganz anders wird die Sache für uns, die wir einen artigen Umgang in häuslichen und vertraulichen Gesprächen nicht eben in Reime setzen, uns auch von Jugend auf nicht geübt haben, sinnreich ex tempore zu reimen. Einzig in der Poesie haben wir diese alte arabische Höflichkeit beibehalten, das Ohr unsrer Freunde mit Reimen zu vergnügen*). Und dennoch würde auch das Reimsüchtigste Ohr es sich verbitten, wenn wir wie die Araber denselben Klang oder Endbuchstaben einige hundertmal wiederkommen ließen und in heroischen Gedichten un-

*) *Rhythmi cum alliteratione avidissimae sunt aures Arabum.* In florilegio hoc (Elnawabig vel Ennawawig, quod vocabulum designat *scaturientes* partim poëtas, partim versus vel rhythmos nobiliore quadam vena se commendantes) linguae Arabicae genius egregie relucet, *nativumque illum cernere licet characterem*, qui per *rhythmos et alliterationes mera vibrat acumina.* Schultens in der Vorrede zu Erpenius arabischer Grammatik. Mich dünkt, weder unsre Sprache noch unsre Nation habe diesen angeborenen Witzsprudelnden Reimcharakter.

fern Helden durch Einen Reim zehntausendmal wiederkommend priesen.

Füge ich nun zu dieser Reimgalanterie der Araber noch das andre Geschenk hinzu, damit sie (andre Nationen nicht ausgeschlossen) die Poesie der Europäer beschenkt haben, jene Phantome Asiatischer Einbildungskraft nämlich, die vom Berge Kaf über Afrika und Spanien, über Palästina und die Tatarei zu uns gekommen sind; gewiß, so sind wir ihnen wie in der Chemie und Arzneikunst so auch in der Dichtung viele gebrannte Wasser schuldig.

36.

Den Reim lasse ich unsrer Poesie nicht nehmen; vielmehr zeigt der bemerkte Ursprung desselben zugleich auch seine glücklichste Anwendung. Er gehört

I. Für Kirchen- und andre Volkslieder. Umsonst führten ihn nicht die heiligen Väter von Ambrosius an in ihre Chöre und Hymnen ein. Der gute Prudentius ging ihm noch aus dem Wege; Sedulius, Fortunatus u. f. gebrauchen ihn schon häufig, ohne ihn von den Arabern gelernt zu haben. Sie wußten, was fürs Volk gehöre. Zuletzt ward er insonderheit in den lateinischen Liebesgesängen so überfließend gebraucht, als ihn wohl kein Araber gebraucht hat.

2. Denksprüche fürs Volk klingen in Reimen prächtig! Daher die Macht unsrer gereimten Sprüchwörter, unsrer alten Oden und Alexandriner. Ein berühmter Dichter hat von einem ungezwungenen Reim gesagt:

„Er stützt und hebt die Harmonie; und leimt die Rede ins Gedächtniß.“

Dies ist wahr. Wohlgereimte Sentenzen sind Machtsprüche; sie tragen im Reim das Siegel der ewigen Wahrheit. Von Anfange der Welt an hat man Räthsel und Denksprüche gereimet.

3. Lebhaftere Antworten sind für den Reim, nicht nur in Arabien, sondern bei allen Völkern. Vom Französischen Theater werden Sie sich solcher unerwarteten Ausgänge gnug erinnern; aus Epigrammen, wohin sie eigentlich gehören, noch mehrere. Es ist ein Fehler des Versificators, wenn er, um Einen glücklichen Reim zu erhaschen, fünf unglückliche vorhergehen oder folgen läßt *); ein solcher ist kein Haretisch Ben Helza, der auch im Staatsrath seines Königes sein Votum für den Krieg in donnernden Reimen hinstellte.

4. Es giebt mehrere Gattungen angenehmer Conversationspoesie, die ohne Reimen nichts sind

*) But those that write in rhyme still make
The one verse for the other's sake;
For one for sense and one for rhyme
I think sufficient for a time.

sind. Der gesuchte, so wie der ungesuchte, der versteckte, so wie der klingende, Reim sind in ihnen kunstmäßig geordnet. Man sollte sie Arabesken nennen: denn eben auch den Arabern galt der Reim für ein Siegel des vollendetsten Ausdrucks.

5. Endlich müssen Sie der Gewohnheit nachgeben und Sprachen sowohl als Dichtern erlauben, sich auf ihre Art zu vergnügen. Diesem Dichter ist der Reim ein Steuer, jenem ein Ruder der Rede; ohne ihn litte jenes poetische Fahrzeug Schiffbruch, dieses strandete auf dem niedrigsten Sande *). Einem andern Versificator ist er noch etwas wertheres, ein Erwerbsmittel der Gedanken; wollten Sie ihm also mit dem Reim seine hyperurische Nahrung nehmen? Einem dritten ist der Reim eine Werbtrommel, Bilder zu versammeln; zwar kommen die Geworbenen oft etwas bunt zusammen, aber was schadet? Desto stärker fallen sie ins Auge. Nehmen Sie Pope, Cowley und ihren fünf Brüdern den Reim; so haben Sie ihnen Moses und die Propheten genommen; wen sollen sie fürder hören? Nehmen Sie der französischen Sprache den Reim — hören Sie, was darüber ihre eignen Autoren sagen:

Nos vers affranchis de la rime ne paroissent différer en rien de la Prose.

Prevot.

*) For Rhyme the rudder is of verses,

With which, like ships, they steer their courses.

Battler.

Je n'ai garde de vouloir abolir les rimes; sans elles notre versification tomberoit.

Fenelon.

Les Italiens et les Anglois peuvent se passer de rime, parce que leur langue a des inversions et leur poésie mille libertés qui nous manquent. Chaque langue a son génie; le génie de notre langue est la clarté et l'élégance: nous ne permettons nulle licence à notre poésie, qui doit marcher comme notre prose dans l'ordre précis de nos idées. Nous avons donc un besoin essentiel du retour des mêmes sons pour que notre Poésie ne soit pas confondu avec la Prose.

Voltaire.

Nos syllabes ne peuvent produire une harmonie sensible par leurs mesures longues ou brèves; la rime est donc nécessaire aux vers françois.

Voltaire.

Hier sind klare Bekenntnisse; schonen Sie also in mehr als Einer Sprache der Reime, dieser unschuldigen Kinder. Auch bei uns gehdren rime und raison zusammen, wie bei den Arabern. Ungereimt ist uns, was — sich nicht reimet.

Nachschrift.

Ernsthaft gesprochen, läßt sich an diesem Ursprunge der europäischen Cultur in Vergleich mit der Poesie der Alten noch Manches bemerken.

I. Bei den Griechen war Poesie mit der Sprache entstanden; jene hatte diese gleichsam von innen heraus gebildet; ehe schriftstellerische Prose entstand, war Gesarg und Poesie — gewesen. In der Limos

kaischen Sprache, so wie in allen ihren Schwestern, hatte man nicht nur längst Prose gesprochen, ehe man durch Versarten mit abgezählten Sylben und Reimen diese gemeine Sprache (*lingua volgare*) zu veredeln suchte; sondern die Vulgarpoesie selbst sollte eine gereimte, cadenzirte, schönere Prose seyn und bleiben. Die Sylbenmaaße der Alten fanden in ihr nicht Platz, weil sie eigentlich bloß von der Conversation ausging, und auf diese hinführte.

2. Die Poesie der Alten hatte in ihrem Ursprunge viel mehr Wichtigkeit, Zweck und Anlage in sich, als diese neuere haben konnte. Vor Erfindung der Schreibekunst vertrat jene die Stelle aller Wissenschaft; sie war die Sprache der Götter, der Gesetzgeber und Weisen; was der Nachwelt würdig geachtet war, ward in sie gelegt, daher auch von ihr fast jede Wissenschaft ausging. In Europa war alles anders. Die Sprache des Heiligthums war und blieb die lateinische, in welcher sich denn auch lange Zeit hin die Wissenschaften fortgebildet haben; die Vulgarpoesie wollte weder gelehrt noch andächtig, sondern unterhaltend seyn. In allen Sprachen, denen die Provenzalpoesie den Ton gab, ist dies ihr Hauptcharakter geblieben.

3. Dagegen aber ward Etwas, worauf die Poesie der Alten ihre Segel nicht richten dürfen, dieser Poesie Ziel und Zweck, nämlich Freiheit der Ge-

danken. Durch die Provenzalpoesie und durch das, was sie hervorgebracht, so viel oder wenig es war, ward zuerst das Joch zerbrochen, das alle Völker Europa's unter dem Despotismus der lateinischen Sprache festhielt; und damit war viel geschehen. Sollten Europa's Völker denken lernen, so mußten ihre Landes-Sprachen gebildet werden; sie mußten in ihrer Volkssprache wichtige, sinnreiche, anmuthige Dinge hören, an denen sich ihr Verstand schärfte. Wenn dieses zuerst auch nur in den obern Ständen und auf eine sehr unvollkommene Weise geschah; so gelangte es doch bald weiter. Mit Fragen der Liebe fing man an; zu weit wichtigeren schritt man fort; die mittleren Zeiten haben manche Dinge sehr scharf und rein erörtert. Mit Erzählungen fing man an, und wußte in sie einzukleiden, was man nackend nicht sagen durfte; ja was die Erzählung nicht sagte, gesticulirte das rohe Schauspiel. Den besten Erweis, daß durch die Ausbildung der Provenzalsprache für ganz Europa Freiheit der Gedanken bewirkt worden, zeigt die in ihr entstandene erste Reformation, die sich von den Pyrenäen und Alpen nachher in alle Länder verbreitete. In dieser Sprache nämlich wurde die edle Unterweisung (*la noble leçon*) der erste Volks- und Sittenkatechismus geschrieben; in sie wurde zuerst die Bibel übersezt; in ihr das apostolische Christenthum erneuert. Mit großem Muth ging sie den Aergernissen der Klerisei

entgegen, und hat, wie den poetischen Lorbeerkrantz, so auch unsägliches Verfolgungen wegen die Märtyrerkrone der Wahrheit für ganz Europa verdienet. Sind wir den Provenzalen und ihren Erweckern, den Arabern, nicht viel schuldig? *)

37.

Viertes Fragment.

Einfluß der Provenzalen in die Europäische Cultur und Dichtkunst.

Die Verfkunst der Provenzalen ging auf alle benachbarte Nationen über; ja sie ist das Vorbild der Poesie aller südlichen Völker Europa's, in manchem sogar der Engländer und Deutschen, worden: denn mit den Kaisern aus dem Schwäbischen Hause kam die provenzalische Dichtkunst auch nach Deutschland. Die Minnesinger sind unsre Provenzalen.

*) Mehrere Nachrichten hierüber giebt die Geschichte der sogenannten Waldenser, Albigenser, bons hommes, u. s. deren verschiedne Namen sowohl als erlittene grausame Verfolgungen bekannt sind. In Leger's Geschichte der Waldenser sind ihre in der Provenzalsprache geschriebene Schriften angeführt; ausführlichere Nachricht giebt die hist. générale de Languedoc, T. III. Des Wilkif, mithin auch Hus und Luthers Reformation hängen mit dieser ersten Insurrection gegen den herrschenden Clerus zusammen, wie die feinere Cultur in Europa mit den ersten Versuchen der provenzalischen Dichtkunst.

Zu Dante's Zeiten waren schon sieben Gattungen dieser Verkunst in der Italiänischen Sprache, Sonnet, Ballade, Canzone, Rodondilla, Madrigal, Servente, Stanze; sie haben sich seitdem zahlreich vermehrt, vielfach verändert, immer aber ist die Italiänische Sprache jenem Richtmaas treu geblieben, das zu Dante, Boccac und Petrarca Zeiten die Provenzalpoesie ihr anwies. Die Sylbenmaaße der Griechen und Römer, so oft sie versucht worden, haben in Italien, Spanien und Frankreich ihr Glück nie machen mögen.

Nun müßte es wohl ein sehr barbarisches Ohr seyn, das nicht, zumal unter jenem Himmel, die Musik dieser Versarten fühlte. Der weitverhallende Wohlklang einer regelmäßigen Italiänischen oder Spanischen Stanze, die schön verschlungene Harmonie eines vollkommenen Sonnets, Madrigals, oder einer vortreflichen Canzone, die abwechselnde leichte Melodie einer schönen Canzonette, Rodondilla oder Seguidilla tönt so anmuthig, der Tanz ihrer Sylben ist so ätherisch, daß ihn unsre deutsche Sprache, die ein ganz anderer Genius belebet, vielleicht auch nicht nachahmen sollte. Die Poesien so vieler lyrischen und epischen Dichter in Italien und Spanien sind gleichsam so viel hesperische Zauberärten, wo die Bäume singen und an jedem Zweige des singenden Baums ein Glöckchen tönet. Die Poesie der Alten singt nicht also; aber das Rauschen des

Baumes selbst, das Wehen seiner Zweige im zartesten Sproßling ist begeisternd, ist heilig.

So im Aeußern; ist's aber auch anders, wenn man die Poesie der Italiäner mit den Alten im Innern vergleicht? Nehmet z. B. ein Sonnet, ein Madrigal, eine Canzone, eine Stanze, und führet sie auf Formen der Griechen und Römer zurück. Hier, findet man oft, mußte der Ausdruck des Gedankens gedehnt, dort die Empfindung gelangt und geweitert werden. Einschiebssel und fremde Zusätze mußten zu Hülfe kommen, um ein regelmäßiges Sonnet, ein klingendes Madrigal zu werden; als ein Epigramm, als ein Bild (*eidos*) und Skolion der Alten würde Alles in natürlichem Maas einfacher und reiner dastehn. — Eine Canzone oder Ode der Italiener, mit Pindar oder Horaz verglichen, hat, wie es uns Deutschen scheint, viel Declamation, viel prosaische, rednerische Schönheit. Wie anders? Auf diese schöne gereimte Declamation war die Canzone angeleget. Die Stanzas (*ottave rime*) sind hallende Kammern; *) jede Abtheilung in ihnen, zuletzt der Schluß jeder Stanze, (*il clave*) hält uns melodisch an, damit er uns weiter fortführe. Vortreflich. Aber der Hexameter der Alten ist ein langer unermesslicher Gang, wo nichts uns aufhält; wir wandern ungestört fort, und haben den Blick immer am Ziele. So könnte man mehr vergleichen; wozu aber die Vergleichung,

*) Anspielung auf das Wort Stanza, das ein Zimmer, eine Kammer bedeutet.

wenn sie den Genuß störet? Die Poesie der Italiäner ist, was sie ihrem Ursprunge nach seyn wollte, Unterhaltung, accentuirte Conversation; das ist ihr Standpunkt. Ein Sonnet, ein Madrigal wird adressirt; eine Canzone wird abgesandt und bekommt am Schluß eigne Verse als ein Creditiv mit, ein Siegel der Sendung, (il commiato della Canzone). Ariost schrieb seinen unsterblichen Orlando, daß er in Gesellschaften gelesen werden, daß er als ein Fabelbuch angenehm unterhalten sollte. Dazu schrieben Bernardo Tasso, Fortiguerra, Tassoni, Marino, und jene unzählbare Schaar Italiänischer lustiger Dichter. Wenn Torquato nebst wenigen andern sich höher erhob, so erhebt ihn der Inhalt seines Gedichtes; im Ganzen aber verfolgt er den Zweck aller seiner Brüder.

Ob diesen Zweck jede dieser Poesien erreicht habe? darüber kann kein Ausländer entscheiden; indessen scheint's. In Italien sind die Sonnette eigentlich nichts als feinere Anreden in einem gegebenen Ton der Gesellschaft; beinahe jeder gebildete Mensch macht ein Sonnet, ohne daß er deshalb ein Dichter zu seyn sich einbildet. Die Werke ihrer großen Dichter sind jedem Gebildeten bekannt; ihre Sprache ist ins Ohr der Nation übergegangen, und man hört Stellen aus Dichtern oft von Personen, von denen man sie am wenigsten erwartet. Der gemeine Mann, das Kind sogar gebraucht Ausdrücke, die man diesseit

der Alpen in viel andern Kreisen weder sucht, noch horet.

Die ganze Dichtkunst Italiens hat etwas sich Auneigendes, Freundliches und Holdes, dem die vielen weiblichen Reime angenehm zu Hülfe kommen, und es der Seele sanft einschmeicheln. Dagegen freilich steht die Poesie der Alten für sich selbst da, in schweigender Würde, in natürlicher Schönheit. Sie spricht und läßt sich sprechen; die Italiänische Poesie buhlet zwar nicht, aber sie declamirt angenehm vor; sie conversiret.

Ungerecht wäre es also, wenn man selbst bei der eigentlichen Empfindungspoesie dieser Sprache, z. B. den Schäfergedichten, einen Maasstab gebrauchen wollte, der ihr nicht geziemet. Wie viel Unzeitiges z. B. ist über den *Aminta* des Tasso, über den *Pastor fido* des Guarini und über ähnliche Gedichte gesagt worden! — Unsre Schäfer freilich, unsre Liebhaber raisonniren so nicht von Liebe, oder mit der Liebe; nimmt man indessen das Local der Italiäner, die Zeit, in welcher diese Dichter lebten, die einmal getroffene Arabisch-Provenzalische Convention, über die Liebe in Reimen zu conversiren, auch viele kleine Umstände der damaligen Lebensweise, zusammen: so werden uns diese musikalischen Liebes-Conversationen nicht nur erklärlich, sondern beinahe natürlich erscheinen. Das ganze Lyrische Drama der Italiäner beruhet

auf dieser Conversation; Nationen, denen sie fremde ist, wird die ernsthafte sowohl als die komische Oper der Italiäner, dem eigentlichen Motiv nach, immer fremde bleiben.

So kommen wir dann auf das poetische Meisterwerk dieser Nation, die Oper, das lyrische Drama. Wohl nirgend anders als in Italien konnte es entsprossen und zugleich zu der Blüthe gelangen, zu welcher es zuletzt in Metastasio gelangt ist. Er, ein Schüler des philosophischen Kenners der Alten, des Grävina, Er, dem das Glück ward, hinter den Verdiensten des Apostolo Zenò und so viel anderer großen Männer in Italien und Frankreich dies Drama in einer Sprache zu bearbeiten, die zum Gesange geschaffen ist, brauchte seines Glücks und erhob aus ihr alles Singbare, (*cantabile*) in jeder Art des Affekts, in jedem Perioden des Recitativs, der Arien und Chöre, zur Blume des Gesanges und Vortrags. Zeige man ein singbares Wort, das er nicht und zwar auf der besten Stelle gebraucht, eine unsingbare Wendung, die er nicht gemildert oder vermieden hätte! Auch aus der menschlichen Seele, aus Fabel und Geschichte zog er jeden singbaren Gegenstand, jede melodische Gesinnung und Empfindung auf die zierlichste Weise hervor und wußte sie zu einem musikalischen Sentiment im zartesten und voltesten Ausdruck zu bilden. Jede

Urie des Metastasio ist gleichsam ein poetisch-musikalischer Canon worden.

Um hieher zu gelangen, welchen langen Weg hatte das Melodrama zurückgelegt, seit es in rauhen Provenzalischen Canzonen nach Italien gekommen und von umherziehenden Minstrel's mit einer Art theatralischen Vorstellung verbunden hie und da gespielt war! Durch *Maitänze*, (*Maggiolate*) *Carnevalischen*, *Chöre* mit *Zwischenspielen* u. f. hatte es einen beschwerlichen Weg nehmen müssen, bis es unter der Beihülfe vieler fremden Künstler, Franzosen, Spanier, Niederländer, Deutscher, nur zu einiger Regelmäßigkeit gelangte. Italiänische Fürsten, die Pracht und Vergnügen liebten, hatten ihm dazu Raum und Kosten verschafft; der Geschmack der Nation in beiden Geschlechtern hatte es mit Freude empfangen; Florenz insonderheit hatte ihm zuerst seine glänzende Gestalt gegeben. Unwissend hatten, von *Dante* und *Petrarca* an, alle Dichter dazu gearbeitet: *Tasso* und *Guarini* mit ihren Schäferpoesien hatten dazu näher den Ton gegeben; hundert Componisten geistlicher und weltlicher Melodien die Pforten gedönet; *Metastasio* kam, und setzte der ganzen Gattung den Kranz auf.

Indessen auch bei *Metastasio* denke man nicht an die Griechen; vielmehr hat vielleicht Er aufs weiteste von ihnen verführet, und steht wie auf einem andern Hemisphär da. Bei jenen sprach die Poesie;

die Musik begleitete ihre Worte in jeder Wendung des Ganges der Rede, zwanglos. Hier mahlet die Musik, und die Worte dienen. Geseht daß es ihr auch gefiele, sie zehnmal dienen zu lassen, sie umher zu kreisen und wie im Spott zu wiederholen, sie tanzt ihren Tanz, und unter ihrer Herrschaft durfte der Dichter nichts als das ihr Wohlgefällige wählen. Keiner Leidenschaft durfte er tiefer nachgehn, als es die Musik ertrug, und mußte sich daher überall an das Weichste, das Zarteste, die Liebe halten. Mit Verletzung jedes Costume der Zeiten und Orte sind Metastasio's Helden Schäfer, seine Prinzessinnen Schäferinnen; erhabne Fresco = Gestalten der Geschichte werden durch ihn Miniaturgemählde des Iyrischen Theaters: denn auf diese und auf keine andre Darstellung hat er gerechnet. Wenn also Metastasio in jedem seiner Stücke einen zierlichen Porcellanthurm mit klingenden Silberglöckchen erbauen wollte: so sollte und konnte dieser kein griechisches Odeum werden.

Indessen hat auch diese Poesie ihre Zwecke erreicht. Sie ward, was sie seyn wollte, ein Vergnügen feinerer Seelen, die auf die angenehmste Weise in süßen Tönen sich schöne Gesinnungen einflößen lassen und sich singend belehren. Wer sich durch eine übermäßige Liebe dieses Dichters und dieser Kunst den Geschmack verwöhnt, und ihn zum Unmännlichen erweicht, der hat daran selbst die Schuld; gewiß aber

wird durch Metastasio's Gesänge Niemandes Herz verderbt, vielmehr kann seine moralische Empfindung, wenn er sie aufwecken lassen will, erweckt und zart geläutert werden. Kurz in allen Italiänischen Dichtern ist Conversation und Gesang herrschend; sie conversiren singend, sie singen dichtend.

* * *

Der Zweig der Provenzalischen Dichtkunst, der sich in Frankreich verbreitete, trug andere Früchte. Die Französische Sprache, die lange nicht so sangbar war, als die Italiänische, hatte desto mehrere Lust zu erzählen, und zu repräsentiren. Sie nahm also von ihren Provenzalen einerseits vorzüglich die Contes und fabliaux auf, die bald zu großen Romanen ausgebildet wurden. Andernseits gefielen der Nation die Geberdenspiele der Musars, Comirs, Plaisantins so sehr, daß sie mit der Zeit auch Spiele der Nation wurden, aus welchen zuletzt das Französische Theater hervor ging. Wir wollen von beiden Charakterzügen dieser Nation, vom Erzählen und Repräsentiren, den großen Erweis der Zeiten bemerken.

Muntre Erzähler sind die Franzosen von jeher gewesen; das ganze Gebilde ihrer Sprache trägt davon den Charakter. Schon unter Philipp August reimte man Märchen; unter Philipp dem

Rühnen fanden die Fabelerzähler allenthalben Zutritt; zahlreiche Romane von Artus und seinen Rittern, von Karl dem Großen und seinen Pairs, vom Amadis und so vielen andern Helden der Tapferkeit und Liebe wurden in Frankreich zwar nicht erfunden, aber ausgebildet, als die Normänner diesen Zweig der Dichtkunst blühend machten. Sie verbreiteten sich nach England, Spanien, Italien, zuletzt nach Deutschland.

In der Periode des neueren französischen Geschmacks, wer waren ihre ersten Meister? Villon und Rabelais, Marot und seines gleichen, die durch muntre Einfälle und Erzählungen bleibenden Eindruck machten; die ernsthaften Dichter gingen in die Vergessenheit über. Frankreichs Philosoph war Montaigne, der so Vieles von sich selbst und von andern zu erzählen wußte.

Im goldnen Zeitalter Ludwigs endlich war ein Erzähler, la Fontaine, wohl das eigenthümlichste Genie, dessen Grazie nicht veralten wird, so lange die französische Sprache dauret. Eine zahlreiche Menge von Erzählern in jeder Gattung des Styls, prosaisch, poetisch, burlesk, komisch, war vorhergegangen und folgte. Bei Voltaire ist lustige Erzählung vielleicht sein glücklichstes Talent; die Prophetin von Orleans und Guillaume Bade gelangen ihm besser als die Henriade. Dies Talent, das in Marmontel, Diderot, Cazotte und so vie-

len andern immer neue Früchte gebracht hat, solch wahrscheinlich auch bringen wird, so lange ein Franzose oder eine Französin die Lippen bewegt, hat ihrer Sprache in Allem, selbst in den ernsthaftesten Wissenschaften, jene Klarheit und Nettigkeit, jene muntere Präcision gegeben, die beinah ganz Europa zur Nachahmung erweckt hat. *Discours* heißt der Genus ihrer Schreibart. Alles ist ihnen klar; was sie wissen und nicht wissen, können und dürfen sie erzählen.

Repräsentation ist der zweite Zug ihres unterschiedenen Charakters. Das Volk repräsentirt geru und liebte von jeher Repräsentationen. Schon unter den ersten barbarischen Königen spielten die *Histrionen* an allen Staatsfesten ihre Rollen, denen die *Jongleurs* und *Jongleusses*, die *Joueurs de Farces*, *Bateleurs* u. f. folgten. In mehreren und wiederholten Reglemens mußte diesen bei Gefängniß- und Leibesstrafe verboten werden, nur nicht an Sonn- und Festtagen, während des Gottesdienstes, in geistlichen Kleidern, an öffentlichen Orten, ärgerliche Farcen zu spielen. Zur Zeit der Kreuzzüge und der Wallfahrten nach dem heiligen Lande, kamen die Pilgrime wieder, um in ihrem Vaterlande zu repräsentieren. In abentheuerlicher Kleidung erzählten und agierten sie ihre Geschichten von weither, Wunderdinge, Abentheuer, Visionen; man repräsentirte die Geschichte des alten und neuen Testaments, unter

ändern la Passion de N. S. Jesus Christ en Vers burlesques. Brüder der Passion (les Confrères de la Passion) entstanden; sie zogen die Privilegien des Narrenprinzen (prince de sots) und des Narrenfestes (de la fête des foux) an sich; man räumte ihnen Hotels ein; so ward das erste französische Theater, das bald darauf devant leurs Majestés dans la salle du Château Morastitäten spielte. Der Geschmack dieser Moralitäten, in denen sich das Heilige und Profane sonderbar mischte, ist bekannt; sie hießen Jeux des pois pilés, Spiele zerstoßener Erbsen, und blieben es so lange, bis aus ihnen die französische Comédie hervorging, in welcher denn, so wie auf dem französischen Theater überhaupt, Repräsentation von jeher der Hauptgesichtspunkt gewesen und geblieben ist, nach welchem sich Alles ordnet. Es ist zu erweisen, daß alles Gute und Mangelhafte des französischen Theaters offenbar aus Repräsentation, aus französischer Repräsentation erwachsen sey, als einem der Nation unableglichen Charakter. Jene Lebhaftigkeit und Natur des Spiels mit Anstand und Gefälligkeit begleitet, jene Klarheit nicht nur in der Exposition sondern auch in der ganzen Dekonomie des Stücks, insonderheit in der Folge und Bindung seiner Scenen; in der Oper das Feierliche der Ehre, die Pracht der Decoration u. s. kurz, was Repräsentation fordert und geben kann, ward dort gegeben

geben und ausgebildet. Dagegen was Repräsentation nicht leistet, was manchmal, z. B. im Trauerspiele, sie sogar nicht wünschet und gern verbirgt, die tiefere Wahrheit und Natur der Leidenschaften dem französischen Theater, verglichen mit dem griechischen und englischen, oft fremd blieb. Sowohl der Heroismus als die Liebe erscheinen in der französischen Theaterkunst, (von vortreflichen Ausnahmen ist hier nicht die Rede) nach dem Gesetze einer National-Convention repräsentiret; diese Convention herrscht in Allem, im Ton der Stimme, in der Kleidung und Geberde, in jedem Schritt und Tritt des Acteurs und der Actrice. Wenn Der oder Jene aus diesem Gleise des Anstandes glücklich herauszutreten wußten; so ward ihre Ausnahme bald selbst zur conventionellen Regel. Fast auf alle Werke des Geistes, selbst der Wissenschaft, erstreckt sich diese französische Repräsentationsgabe; auf ihre gerichtlichen und Kanzel-Reden, auf ihre Akademien und Elogien, selbst auf ihre Staatsverhandlungen und Staatsgrundsätze; in ihnen erscheint die Gerechtigkeit, die Andacht, die Gelehrsamkeit, das Lob, die Politik, die Wissenschaft repräsentirend. Es wird der Nation schwer, für sich allein zu seyn; sie ist gern im Auge Anderer, am liebsten im Auge des Universum, sprechend, schreibend, agirend.

Die größte Repräsentantinn ist die französische Sprache. Mit dem Scheine Alles aufs genaueste,

aufs feinste zu sagen, umschreibt sie in geltenden Ausdrücken, die jeder zu verstehen glaubt; und giebt, was sie in so großer Menge hat, ins Ohr fallende Worte, gemein gewordene Abstraktionen. Unendlich reich an Ausdrücken der Höflichkeit, der guten Lebensart, der Kunstphilosophie u. s. hütet sie sich wohl, mit diesen Ausdrücken etwas mehr zu meinen, als zum conventionellen Alltagsverständnis derselben gehöret. Wehe dem, der sich auf ein französisches Modewort, auf eine Formel und Wendung des französischen Stils verließ; die Mode ändert sich und das Wort bedeutet ganz etwas andres. —

* * *

Sollen den Franzosen jetzt die Spanier nachtreten, wie auch sie etwa von den Provenzalen gelernt haben? Nein. Die Cultur der Spanier ist von den Provenzalen nicht erborgt, sondern an ihrer Seite stolz und eigentümlich erwachsen. Jahrhunderte lang hatten die Araber ihr schönes Land besessen, und in alle Provinzen desselben ihre Sprache und Sitten verbreitet. Jahrhunderte gingen hin, ehe es ihnen entzissen ward, und in diesem langen Kampf zwischen Rittern und Rittern hatten sie wohl Zeit, den Charakter zu erproben, der sich auch in Werken des Geschmacks als ihr Genius zeigt; es ist die Idee eines christlichen Ritterthums, den Heiden und Ungläubigen entgegen. Als alte, vom h. Jacobus bekehrte, Christen waren sie in die Gebürge geflohen; als solche

hielten sie sich in ihnen fest und eroberten ihr Land wieder. Als solche waren sie zu stolz, sich mit Maurischem Blute zu vermischen, und entvölkerten dadurch ihr Land; als solche waren sie in fremden Welttheilen stolz und grausam. Ihr Vortrefliches und ihre Fehler kommen aus Einer Quelle; aus welcher mit beiden, mit Fehlern und Tugenden, auch ihre Poesie und Sprache floß. Diese stehet zwischen der italiänischen und altrömischen in der Mitte; an Majestät und Würde der Mutter ähnlicher, als eine ihrer Schwestern; voll Wohlklanges für die Musik, und in dieser fast eine heilige Kirchensprache. Nicht lief sie, wie die Provençalinn, auswärts umher; sie war stolz und blieb zu Hause. brachte aber in ihrer schönen Wüste unter manchem Sonderbaren und Abentheuerlichen edle Früchte. Vielleicht giebt es keine scharfsinnigern Sprüche und Sprüchwörter, als in der spanischen Sprache; von Alphons dem Weisen an hat sie in allen Productionen diesen Charakter behauptet. Ihre Erzählungen, Theatersstücke und Romane sind voll Verwickelungen, voll Tieffinnes, und bei vielem Befremdenden voll feiner und großer Gedanken. Ihre Sylbenmaße sind sehr wohlklingend, und die Leidenschaft der Liebe steigt in ihnen oft bis zum schönen Wahnsinn. Sie sind veredelte Araber; auch ihre Thorheit hat etwas Andächtiges und Erhabnes.

Wie mir immer eine Furcht ankommt, wenn ich eine ganze Nation oder Zeitsfolge durch einige Worte charakterisiren höre: denn Welch eine ungeheure Menge von Verschiedenheiten fasset das Wort Nation, oder die mittleren Jahrhunderte, oder die alte und neue Zeit in sich! eben so verlegen werde ich, wenn ich von der Poesie einer Nation oder eines Zeitalters in allgemeinen Ausdrücken reden höre. Die Poesie der Italiäner, der Spanier, der Franzosen, wie viel, wie mancherlei begreift sie in sich! und wie wenig denkt, ja wie wenig kennet der sie oft, der sie am wortreichsten charakterisiret!

Wenn ich meinen Dante und Petrarca, Ariosto und Cervantes las, und jeden dieser Dichter, wie meinen Freund und Lehrer, von innen aus kennen lernen wollte: so war es mir angenehm, ihn als einen Einzigem zu betrachten. Zu diesem Zweck suchte ich alles auf, was in ihm liegt, was rings um ihn zu seiner Bildung oder Misbildung beigetragen. Die ganze Dichtervelt vor und nach ihm verschwand vor meinen Augen; ich sahe nur ihn. Und doch wurde ich bald an die ganze Reihe der Zeiten erinnert, die vor ihm war, die nach ihm folgte. Er hatte gelernt und lehrte; er folgte andern, andre ihm nach. Das Band der Sprache, der Denkart, der Leidenschaften, des Inhalts knüpfte ihn mit meh-

rerer, ja zuletzt mit allen Dichtern: denn — er war ein Mensch, er dichtete für Menschen. Unvermerkt werden wir also darauf geleitet, zu untersuchen, was jeder gegen jeden Aehnlichen in und außer seiner Nation, was seine Nation gegen andre vor- und rückwärts sey; und so ziehet uns eine unsichtbare Kette ins Pandämonium, ins Reich der Geister.

Wenn Poesie die Blüthe des menschlichen Geistes, der menschlichen Sitten, ja, ich möchte sagen, das Ideal unsrer Vorstellungsart, die Sprache des Gesamtwunsches und Sehns der Menschheit ist: so, dünkt mich, ist der glücklich, dem diese Blüthe vom Gipfel des Stammes der aufgeklärtesten Nation zu brechen vergönnt ist. Es ist wohl kein geringer Vorzug unseres inneren Lebens, außer den Morgenländern und Alten, mit den edelsten Geistern Italiens, Spaniens, Frankreichs sprechen und bei jedem bemerken zu können, wie Er die Begriffe und Wünsche seines Herzens, die Ihn am meisten entflammten, auf die würdigste Art einzukleiden, und für Welt und Nachwelt angenehm, ja hinreißend vorzutragen suchte. Hingerissen in eure süßen und bitteren Träumereien, ihr Dichter, wandeln wir mit euch in einer Zauberwelt und hören eure Stimme, als ob ihr lebtet. Andre erzählen von sich und andern; ihr versetzt uns in euch selbst, in eure Welt von Gedanken und Empfindungen des Leides und der Freuden.

Und ach, wie klein ist unsre Welt! wie oft wiederholen sich Empfindungen und Gedanken! Enge ist der Kreis des menschlichen Dichtens und Trachtens; in wenige, wenige Knoten ist alle unser Interesse geknüpft.

In dieser Rücksicht nun kann man freilich die Geschichte der Dichtkunst d. i. die Geschichte menschlicher Einbildungen und Wünsche, und, wenn ich so sagen darf, des süßen Wahns der Menschheit, der aufs feurigste ausgedruckten Leidenschaften und Empfindungen unsres Geschlechts, nicht allgemein und im Großen genug nehmen. Wie ganzen Nationen eine Sprache eigen ist, so sind ihnen auch gewisse Lieblingsgänge der Phantasie, Wendungen und Objecte der Gedanken, kurz ein Genius eigen, der sich, unbeschadet jeder einzelnen Verschiedenheit, in den beliebtesten Werken ihres Geistes und Herzens ausdrückt. Sie in diesem angenehmen Irrgarten zu belauschen, den Proteus zu fesseln und redend zu machen, den man gewöhnlich Nationalcharakter nennt, und der sich gewiß nicht weniger in Schriften als in Gebräuchen und Handlungen der Nation äußert; dies ist eine hohe und feine Philosophie. In den Werken der Dichtkunst, d. i. der Einbildungskraft und der Empfindungen wird sie am sichersten gelübet, weil in diesen die ganze Seele der Nation sich am freiesten zeigt.

So ist es auch mit dem Geiste eines oder mehrerer Zeitalter, so viel dieser Name unter sich begreift: denn jedes Zeitalter hat seinen Ton, seine Farbe; und es giebt ein eignes Vergnügen, diese im Gegensatz mit andern Zeiten treffend zu charakterisiren. Wir sind z. B. die sogenannten mittleren Zeiten, auch in ihren Märchen, in dem guten Glauben und Aberglauben, der sie beherrschte, in der ganzen Richtung, den die europäische Denkart damals nahm, sehr merkwürdig. Dieser Wahn liegt uns näher, als die Mythologie der Griechen und Römer; manche Züge davon haben wir vielleicht in angebohrnen Neigungen und Vorstellungsarten, gewiß aber in Resten der Gewohnheit, von unsern Vätern geerbet.

39.

Fünftes Fragment.

Vom Werth der europäischen Dichtung mittlerer Zeiten.

Wir haben jetzt Umfang genug gewonnen, die europäische Cultur durch die Poesie der mittleren Zeiten in dem weiten Raum, den sie durchging, unpartheiisch zu schätzen, und ihren Werth oder Unwerth zu zeigen.

Ein großer Nachtheil war für sie die allent-

halben mit fremden Sprachen vermischte, in ihr selbst verfallene Römersprache. Mit Recht hieß diese rustica, eine Bauernsprache; die Dichtkunst, die in ihr aufkam, konnte mit Noth und Mühe auch nur eine vulgare Dichtkunst werden. Alles war hier durch einander gemischt und verdorben. Nordische Völker kamen mit einer harten, slavische, in Feigheit versunkene Völker sprachen eine vernachlässigte Sprache. Unruhe und wiederkommende Verwüstung, Nacht und Aberglaube verheerten die Welt; was aus diesem Chaos über einander stürzender Völker und Sprachen hervortönte, konnte nicht oder sehr spät der Gesana jener Muse seyn, die einst in Jonien, Athen und Tibur reingestimmte, harmonische Saiten beseelt hatte. Hier schrieb man Reime (coplas, rime).

Einen noch herbern Feind hatte die Bildnerin der Sitten, die Poesie, an den Sitten dieser Nationen selbst, im mittleren Zeitalter. Kriegerischen Völkern ertönt nur die Tuba; unterjochte, bäurische Völker sangen rohe Volksgesänge; Kirchen und Klöster Hymnen. Wenn aus dieser Mischung ungleichartiger Dinge nach Jahrhunderten ein Klang hervorging; so wars ein dumpfer Klang, ein vielartiges Gausen. Schon der Charakter-Name des Inhalts der Zeiten sagt dies. Er heißt Abenteuer, Roman; ein Inbegriff des wunderbarsten, vermischtesten Stoffs, der ursprünglich nur

ununterrichteten Ohren gefallen sollte, und sich fast ohne Kenntniß der Natur, Kunst und Geschichte von der Vorwelt her über Meer und Länder in wilder Riesengestalt erstreckte. Von den Arabern her bestimmten drei Ingredienzien den Inhalt dieser Sagen, Liebe, Tapferkeit und Andacht; schöne Namen, wäre ihre Bedeutung nur immer auch in der Anwendung der Namen werth gewesen.

Liebe. Gewiß aber wars nicht immer jene zärtlich-bewundernde Liebe, die man, aus einem guten Vorurtheil, den Erzählungen und Liedern des Mittelalters gemeiniglich als Charakter zuschreibt. Viele Gefänge und Geschichten zeigen ein Andres, das sich auch zu jenen gedankenlosen, und dabei unternehmenden Zeiten besser schickt und füget. In müßigen, reichen und üppigen Ständen, in Schlössern, an Höfen, deren es damals so viel gab, hatte man Zeit und Mittel, jene Galanterie, die gepriesene Blüthe der Ritter-Jahrhunderte, oft in einem Geschmack zu treiben, wie sie des Boccas Decamerone oder Brantome und so manches üppige Capitolo schildert. Man rühmte sich dessen, was man erfahren haben wollte, nicht immer auf die feinste und sittlichste Weise.

Tapferkeit. Ein edles Wort; die damaligen Zeiten aber gebrauchten es nicht immer in der edelsten Anwendung. Der Ritter, der in die Welt zog, Ungläubige oder Ketzer zu vertilgen, und sich, außer

den Pflichten gegen Ebenbürtige, gegen Damen, gegen seinen Lehensherrn und die Kirche. Alles erlaubt hielt, war eben nicht das reinste Ideal männlicher Tugend. Eine Poesie also, die solche Ritterzüge besang oder erzählte, mußte oft dumpf unerschrocken und bis zum Ermüden singen und sagen, was Ritterthum und Ritterlehre erfordert. Oder um diesem Einerlei zuvor zu kommen, mußte sie sich ins Ungeheure, ins Unmögliche verlieren, hier eine brutale Macht loben, dort Ahnenstolz, Räuberglück oder leeren Glanz preisen. Wider Willen mußte sie oft langweilig, oft geistlos und unmoralisch werden, weil sie geistlose Menschen in zwecklosen oder unmoralischen Thaten zu schildern hatte, und auch bei großen und guten Zwecken sie mit zu viel falschem Glanz vergulden mußte.

Andacht endlich. Bloß als Feierlichkeit behandelt, ermüdet sie und läßt die Seele bald leer; als eine Verbindung mit dem Unendlichen, als Anschauung des Unermeßlichen betrachtet, erhebt sie zwar die Seele, entzückt sie aber auch in einen Glanz, in welchem der Poesie zuletzt jede Form schwindet. Soll Andacht aber sogar Missethat versöhnen, es sey mit leeren Gebräuchen, oder mit Geschenken und Vermächtnissen, ohne daß dem Unterdrückten Erstattung geschehe; o! da wird sie dem Menscheninn, dem moralischen Gefühl widrig und auch im schönsten poetischen Nachbilde verächtlich.

Alle diese Mängel und Laster entsprangen aus dem Verderben der Religion und Sitten damaliger Welt in obern und untern Ständen; eine fröhliche Wissenschaft, die, an Höfen entstanden, von Großen genährt und nur zur Zeitkürzung gebraucht ward, konnte und wollte die Schwächen des Jahrhunderts weder abthun noch versöhnen. Sie dachte an den Inhalt einer Erzählung nur sofern als dieser Inhalt vergnügte, und es war Sitte der Zeit, sich bisweilen auch langweilig und gemein zu vergnügen. Das Ohr des Volks, vor welches zuletzt diese Diverstissements auch kamen, nahm sie mit Freuden auf, weil sie bei Hofe erfunden waren, weil man sie in höheren Ständen belachte. Es war eine Hof Art (cortesania), sie schön zu finden — —

So gewiß ist's, daß nichts bleibend schön seyn kann, als das Wahre und Gute. Keine Kunst, kein Künstler vermag von einem falschen Schimmer der Macht und Hoheit, vom geschminkten Reiz der Wohlust und Ueppigkeit, oder von der Schwärmerei ein Ideal zu borgen, das bestehet und fortdaure. Was unrein dem menschlichen Gemüthe ist, muß ihm früher oder später auch in der Poesie unrein erscheinen: denn nur fürs menschliche Gemüth wird gedichtet.

Jene Romane voll Langweiligkeiten des Ritterthums, voll falschen Glanzes der Hofsitte, oder gar jene Gemählde des Gartengottes und der Göttinn Crapula, was sind sie unter dem Fuß der Zeit

worden? Schlamm und Moder. Es ist Gesetz der Natur, daß auch in der Poesie und Kunst nur das Wahre und Gute bleibe.

Der Reim, der davon auch in der Dichtkunst der mittleren Zeiten lag, ist nicht verweset. Fruchtreich hat ihn die Zeit ausgebildet: denn in den drei grossen Namen: Liebe, Ehre und Andacht liegt Alles, was die Menschheit wecken, die Poesie beleben kann. Sie sind mehr als Patriotismus; ein weites und tiefes Meer der Seeligkeit, aus dem die Schönheit entsprang und in welchem sie sich spiegelt.

I. Andacht. Freilich ist's nicht jedem Geist in seiner sterblichen Hülle gegeben, sich formlos ins Flammenmeer der Gottheit zu versenken; aber auch nur im Abglanz diese Sonne, das höchste Ideal menschlicher Gedanken, zu betrachten, erquickt und erheitert. Die Poesie der mittleren Zeiten hatte sich hiezu das Bild des ewigen Vaters, des Sohnes Gottes und seiner Mutter, der heiligen Jungfrau, ausgemahlt und in das letzte insonderheit ein hohes Ideal weiblicher Tugend, alle Grazie ihres Geschlechts, gelegt. Jungfräuliche Keuschheit, Huld und Anmuth, eine sich selbst unbewusste Hoheit und Würde, mütterliche Liebe, schweigende Geduld, Großmuth, Hoffnung, endlich ein stiller Dank- und Freuden genuß jenes überschwenglichen Lobes, dessen sich die Wohlthätige jetzt in Ewigkeit werth macht — alles dies ward nach und nach von der dichtenden Andacht in sie gesenkt, in ihr besungen und gepriesen.

Der Werth der Heiligen, die Märtyrer waren, scheint von geringerer Art; die Tapferkeit der Seele aber, die um des Bekenntnisses der Wahrheit willen Leiden erträgt und Martern erduldet; jene stille Großmuth, die verkannt einhergeht, die Reichthum, Wohlthun, und niedrigen Ruhm verachtet, unbillige Verachtung, Schmach und Hohn für nichts achtet und dennoch wohlzuthun fortfährt; die Heiterkeit der Seele endlich, die, durch Einsicht, Unschuld, Zuversicht und Erfahrung bewährt, in der Wolke des Todes den offenen Himmel sieht, und das Lied der Vorangegangenen höret; eine Andacht dieser Art ist mehr als eine Heldenwürde von außen. Und es sangen sie so viele Hymnen, so prächtige Canzonen.

2. Tapferkeit. Auch der Werth eines Mannes, der nach reinen Begriffen des Ritterthums um Ehre streitet, ist nicht von geringer Art. Schwache zu beschützen, die Unschuld zu vertheidigen, auch im heftigsten Streit sich nichts Unwürdiges zu erlauben, im Feinde noch den Mann zu erkennen, im Ueberwundenen den Tapfern zu ehren, endlich, die wehrlose, die kranke Menschheit mit ritterlicher Hand zu pflegen, zu warten; dies alles waren Pflichten des Ritterthums, die, freilich mit großen Ausnahmen, allesammt auch nur unter dem Mantel der Religion, und noch nicht als reine Obliegenheiten des Menschen gesungen und eingeschärft wurden. Sie öfneten indeß

einer allgemeineren, reineren und höhern Tugend die Schranken, als selbst in einem weit engeren Bezirk von der alten Heldensage der Griechen und Römer gepriesen werden konnte. Wenn Andacht, Liebe und Tapferkeit reiner Art sich ritterlich in einander verweben, erniedern sie den männlichen Charakter nicht.

3. Liebe. Hier findet wohl kein Zweifel statt, daß die Hochachtung und zarte Behandlung des weiblichen Geschlechts, welche Araber und Normänner in Romane und Poesie brachten, die sich auch mit dem Dienste der heiligen Jungfrau und dem Christenthum überhaupt wohl vertrug, eine Blume sey, die Griechen und Römer eben nicht vorzüglich cultivirten. Größtentheils besangen diese im Weibe nur das Weib oder gar eine Buhlerin, eine Hetära. Da das nördliche Klima Lustbarkeiten, wie sie Horaz oder Petron schildern, keinen Raum gab, auch in diesen Gegenden die später entwickelte und desto länger daurende Jugend des Weibes eine sittlichere, reifere Liebe fordert: so wandte sich jetzt allmählich die Poesie auf Etwas, darauf jene Zeiten nicht ausgehen konnten, auf Cultur des Umganges beider Geschlechter mit einander, von welchem unsre nordische Wohlerzogenheit größtentheils abhängt. Das Weib war von der Religion geehrt; warum sollten sie nicht auch Menschen ehren? Sie gaben den Männern Rath, dem Leben Anmuth;

sie bewegten das Herz des roheren Mannes und waren gleichsam Mittlerinnen im Himmel und auf Erden. Nach christlichen Begriffen schlang die Liebe nicht nur in dieser Sichtbarkeit einen unauflösllichen Knoten, sondern auch das Band der Freundschaft in einer ewigen Welt. Durchs Christenthum sahe man dort lichtere Gegenden vor sich, als den traurigen Orkus; in ihnen besang Dante seine Beatrice, Petrarca eine himmlische Laura. u. f.

40.

Das unvollendete Fragment vom Werthe der Poesie mittlerer Zeiten möchte ich, gleichfalls für und wider, mit Vortheil und Nachtheil also ergänzen.

Erstens. Fügt man dem Vorigen hinzu, daß die Poesie der mittleren Zeiten nach und nach mit mehreren Wissenschaften bekannt ward, als jene Poesie der Jugend-Welt je kennen lernen konnte: so war ihr hiemit, eben wie bei Andacht, Liebe und Ehre, ein großer, aber auch ein sehr gefährlicher, Knäuel in die Hand gegeben. Sie konnte daraus Vieles entwickeln, aus jeder Wissenschaft sich zu eigen machen, was für sie diente; jede Erfindung, jedes neu entdeckte Land stand ihr zu Gebote. Sie konnte aber auch auf diesem Wege zu gelehrt, spiß-

fündig und scholastisch werden; und wäre sie es nicht hie und da reichlich geworden?

Der größere Boden von Wissenschaft indeß, den der menschliche Geist gewann, war ein beträchtliches Erwerbniß. Die neuere Poesie hat davon Nutzen gezogen, und wird davon Vortheile ziehen, so lange Wissenschaften wachsen, Erfindungen sich mehren, so lange der menschliche Geist fortschreitet. Nicht vergebens hat der Vater der neueren Dichtkunst, Dante, mit einem Werke begonnen, das eine Art von Encyclopädie des menschlichen Wissens über Himmel und Erde enthält; er hat seinem von jeder Vorzeit unterrichteten Kinde hiemit den Weg eines immer fortschreitenden Verdienstes gewiesen.

Zweitens. Und da in der mittleren Zeit viele Nationen, die gesammten Völker des römisch-christlichen Europa auf Einem Kampfplatz des Ruhms standen, und durch mehrere Verbindungen in Einer Schule der Unterweisung lernten: so bekam, ungeachtet aller Nationalunterschiede von Sitten und Sprachen, die europäische Poesie und Lehre hiemit eine gemeinschaftliche Richtung. Mit so vielem Unreinen sie hie und da vermischt war, so trug sie allenthalben dazu bei, das Schwert der Barbaren, das noch nicht gestumpft war, einzuhalten, zu weihen, zu veredeln. Rittern und edlen Herrn ward ein Kranz des

des Ruhms und der Verdienste vorgehalten, ohne welchen sie, wie die Geschichte mehrerer Länder zeigt, harte Herren, Trunkenbolde, räuberische stolze Barbaren blieben. Selbst die Griechen des östlichen Kaiserthums, die an den Rittergesetzen der Westwelt keinen Antheil nahmen, erlaubten sich Niederträchtigkeiten gegen Feinde und Ueberwundene, die in Spanien, Italien und Frankreich kein Ritter sich jemals erlaubt haben würde. Als üppige Kreuzlose gingen sie unter. —

Alles also, was Menschen, Stände und Völker mit einander verband, was die Geschlechter einander freundlich, Gemüther einander geneigt machte, was zu einem gemeinschaftlich = anerkannten Zweck und gleichsam zu der Lehrform beitrug, nach welcher man von Jugend auf, wenn gleich auf rohe Weise, der Tapferkeit, Liebe und Andacht huldigen lernte, offenbar bahnte dies der Menschenliebe oder zuförderst jener christlichen Herzensgüte den Weg, die als *carità* die Grazie der Grazien ist, und jede Huldigung verdienet. Die Poesie des Mittelalters wirkte zu diesem Zweck unverkennbar.

Aus den Händen der Araber hatten die Europäer Andacht, Liebe und Tapferkeit, als einen Kranz der Ritterwürde, empfangen; sie verschönten ihn nach christlicher Weise.

Und da gerade diese Poesie es war, die auch das Volk nicht verachtete, die sich auf öffentlichen Plätzen

und Märkten hören ließ und durch Geist, Wiß und Spott eigene Gedanken und ein freies Urtheil auch über Zeithandel, über die Sitten geistlicher und weltlicher Stände, über das Verhältniß derselben gegen einander weckte: so ward, wie die Geschichte zeigt, Poesie der erste Reformator. Immerhin wird dies auch die fröhliche Wissenschaft, (*gay ciencia, gay saber*) seyn und bleiben.*)

41.

Sechstes Fragment.

Wiederauflebung der Alten.

Was der Poesie des Mittelalters fehlte, war nicht Stoff und Inhalt, nicht guter Wille und Endzweck; es fehlte ihr nicht an Idealen, auf welche sie hinar-

*) Ich weiß es sehr wohl, daß zum innern Verständniß dieser Fragmente und Briefe eine Kenntniß nicht nur der Geschichte, sondern auch der Dichtungen aller mittlern Jahrhunderte gehört, und ich stand lange bei mir an, ob ich nicht hie und da, so wie von christlichen Hymnen, so auch von Arabern, Provenzalen, Italiänern, Franzosen und Spaniern Proben einrücken sollte. Das Buch hätte sich vergrößert; ich fürchte aber, nicht der innere Verstand dessen, was hier vorgetragen ist: denn die Producte des Geistes, worauf sich das Vorgetragene beziehet, müssen im Zusammenhange erwogen, und nach so vielen National- und Zeitumständen unterschieden werden, daß der Commentar hierüber ein neues, siebenfach größeres Buch geworden wäre. Entweder muß der Leser also den Verfassern dieser Fragmente und Briefe glauben, oder er muß die Früchte genannter Zeiten selbst kosten, zu denen ihm J. A.

beitete und sich bemühte; aber Geschmack, innere Norm und Regel fehlte ihr. Keine äufsere Form des Sonnets, Madrigals oder der Stanze, der Reim am wenigsten, keine Scholastik, selbst die Arabische Philosophie nicht, sie mochte aus Spanien, Afrika oder Palästina kommen, konnte ihr diese Regel gewähren; nur Ein Mittel war dazu, die Wiedererweckung der Alten.

Immer hatten diese, auch in den dunkelsten Jahrhunderten, einige Liebhaber, sogar Nachahmer gefunden, ob man von ihnen gleich nur wenige kannte und diese Wenigen in einer finstern Luft durch einen häßlichen Nebel ansah. Bekanntlich war Petrarca einer der Ersten, der sich durch unablässigen Fleiß eine fast classische Denkart angebildet hatte, ohne welche er seine liebliche Vulgarpoesie schwerlich hätte erschaffen mögen. Ihm folgten mehrere Liebhaber und Bewunderer der Alten, bis nach einer langen Morgenröthe endlich heller Tag anbrach. Vom Orient aus kamen die vertriebenen griechischen Musen nach Italien; mit einem wunderbaren Enthusiasmus für

Fabricius in seiner biblioth. latina und medii aevi, Hamburger im 3. und 4. Theil seiner zuverlässigen Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern, und die Geschichte jeder National-Dichtkunst dieser Völker das Verzeichniß liefert. Beides, sowohl Briefe als Fragmente, sind Resultate von so mancherlei Untersuchungen und Zusammenstellungen, daß nur der ein Urtheil darüber haben kann, der denselben weiten Weg gegangen, den die Verfasser dieser Aufsätze genommen zu haben scheinen.

die Sprache, die Werke und Wissenschaften der Griechen wurden sie aufgenommen und Alles belebte sich neu. Laß es seyn, daß fortan, insonderheit im nächsten Jahrhundert, die Landessprache keine Dichter bekam, wie Dante und Petrarca gewesen waren; beide, insonderheit der letzte hatte in seiner Art die Blüthe hinweggebrochen; so daß kein Nachahmer ihn übertreffen konnte. Dafür aber öffnete sich eine Aussicht, die zehntausend Petrarchisten nicht hätten eröffnen mögen. Poliziano, Pico, Bembo, Castiglione, Casa, und so viel andere Geschichtschreiber, Dichter, Philosophen und Philologen schrieben nicht nur classisch Latein; sondern einige derselben dachten auch classisch, und erwägten die Werke der Alten. Die Strozza, Sannaziar, Fracastor, Vida, und so viele, viele andre schrieben nicht etwa nur elegante lateinische Verse; man las, man übersehte die Alten; Machiavell u. a. dachten ihnen männlich nach. Künstler erschienen, die im Geschmack der Griechen und Römer verzierten, baueten, bildeten, mahlten; das himmlische Genie Raphael erschien, von einer Griechischen Muse mit einem Engel erzeuget. Da erklang ein Lied im höhern Tone; es fing wirklich eine neue Denkart mit einer neuen Zeit an: denn auch die Buchdruckerkunst war erfunden, eine neue Welt war entdeckt, die Reformation entstand. U. f.

Es hieße klein und eingeschränkt denken, wenn man diese neue Gedankenform bloß nach dem beurtheil-

te, was sie damals hervorgebracht hat, nicht nach dem lebendigen Samen, der in ihr zur künftigen Hervorbringung dalag. Sey es, daß die ersten Nachahmungen der Alten zu Klavisch waren, daß die erste Kritik sich zu sehr an Worte hielt und darüber oft den Geist nicht erreichte. Sey es, daß kein lateinischer Dichter dieses glücklichen Jahrhunderts Einem alten Dichter gleich käme; was schadet? Die ersten gedruckten Ausgaben alter Autoren waren auch die vollkommensten nicht; indessen kamen sie weit umher und machten die Grundlage nicht nur zu bessern Auflagen, sondern auch zu vielen, vielen neuen Gedanken. Ohne Wiedererweckung der Alten wäre keine neue Philosophie und Beredsamkeit, keine Kritik, Kunst und Dichtkunst entstanden; Europa säße noch in der Dämmerung, und labte sich an abentheuerlichen Ritterromanen. Das Licht der Alten ist's, das die Schatten verjagt und die Dämmerung aufgeklärt hat; mit ihnen haben wir empfangen, was allein den Geschmack sichert, Verhältniß, Regel, Richtmaas, Form der Gestalten im weiten Reiche der Natur und Kunst, ja der gesammten Menschheit.

Warum z. B. ist die bloße Galanterie der Liebe ein falscher, mithin auch ein unpoetischer Geschmack? Weil sie etwas Unwahres in sich hält, das der reinen Sprache des Herzens und Geistes, wie es die Poesie seyn soll, unwerth ist. Jes

ne Galanterie giebt Dingen einen Werth, den sie unsrer eignen Ueberzeugung nach nicht haben; sie mahlt Schönheit und Liebe mit falschen Reizen, und vergiftet darüber der herzergreifenden Wahrheit. Aus Mangel des Gefühls übertreibt sie; sie spielt mit Bildern und Wendungen, mit Wiß und Worten. — — Echte Poesie also und eine falsche Galanterie sind unvereinbar. Möge ein verdorbener Geschmack der Zeit, möge die Mode sie dafür erkennen; der Zeitgeschmack geht vorüber, die Mode wird lächerlich; und späterhin macht die falsche Schminke das schöne Gesicht sogar häßlich. —

Warum ist die übertriebene Ritterwürde ein falscher Geschmack? Weil sie als bloßes Ritual herz- und seelenlos, steif und lächerlich ist. Feierlichkeiten wird ein Werth gegeben, den sie nicht haben; Misverhältnisse werden mit einem Schaumgolde überdeckt; geistlose Härte wird als ein Ideal der Männlichkeit gepriesen. Die Zeit kommt und streicht mit rauher Hand das Schaumgold hinweg; sie rückt die Stände anders und sofort ist jene Misgestalt unter einem eisernen Harnisch sichtbar. Alles Geklirr an Mann und Rosß kann uns, wo Verstand, Zweck, Ebenmaaß, Güte des Herzens fehlt, kein Klang einer himmlischen Muse werden. —

Warum ist jene übertriebene Andacht, jenes Haschen nach dem Unendlichen, das Calculiren der Gottheit in unnennbaren Gefühlen ein falscher Ge-

schmack? Weil sie eine Unvernunft sind, die weder in Sprache noch Kunst einen Ausdruck findet. Das Unermessliche hat kein Maas; das Unendliche hat keinen Ausdruck. Je länger du also an diesen Tiefen schwindelst, desto mehr verwirret sich deine Zunge, wie sich dein Haupt verwirrt; du sagst nichts, wenn du etwas Unausprechliches sagen wolltest. — Schwieg nicht jener Entzückte von dem, was er im dritten Himmel gesehen hatte? Alle wahren Gottbegeisterten schwiegen vom Unausprechlichen, und sagten, was sie in der Sprache der Menschen, zumal in den Grenzen einer Kunst sagen konnten. Der Ausdruck, der der Religion geziemt, ist nicht Schwärmerei, sondern Einfalt und Wahrheit.

Ist Alles, was uns Umriß lehret, was unsrer Natur die ihr angemessnen Schranken zeigt, und sie auf wirklichen Begriff, auf Wahrheit der Empfindung zurückführet, ein göttliches Geschenk; wie sehr thut dieses, recht verstanden und angewandt, die Poesie, die Kritik, die Philosophie und Denkart der Alten!

Diese z. B. weiß nichts von jener Hoflichkeit eines übertreibenden, falschen Wizes, der Galanterie und Courtoisie seyn soll; an Hofe der griechischen und römischen Musen hatte diese Kunst keinen Werth. Sie weiß nichts von jenem Leeren Pomp, der dem Helden und Gott den Menschen auszieht; die heroische Poesie der Alten ist menschlich. Wozu endlich ward

von den klügsten Völkern die Mythologie, wo nicht erfunden, so wenigstens an den schönsten Stellen gebraucht? Dem, was keine Gestalt hat, eine für uns lehrreiche und angenehme Gestalt zu geben, den Abglanz der blendenden Sonne im Spiegel des Meers oder in den Farben des Regenbogens zu zeigen. Uns sind im Grunde alle Einkleidungen, wo und wenn sie erfunden wurden, gleich; wir wollen sie zwar nicht unzeitig vermischen, aber alle mit Verstand gebrauchen. Aristoteles, Horaz und Quintilian sind uns nicht etwa über die Mythologie der Griechen allein; über die Mythologie jeder Nation und Religion sind ihre Grundsätze Gesetz und Regel. Alles also, was den Geschmack der Alten unter uns befördert, sey uns werth, Ausgaben, Uebersetzungen, Commentare, Nachahmungen; unter diesen Nachahmungen auch die neuere lateinische Poesie zu nennen, scheue ich mich nicht. Sie war immer ein Zeichen, daß man die Alten kannte und liebte, daß man über neuere Gegenstände im Sinne der Alten dachte, daß man ihr Richtmaas an diese neuen Gegenstände zu legen wagte. Sie hat viel Gutes gewirkt. Latein sagte man, was man in der Landessprache nicht sagen konnte oder durfte; nachahmend sprach man gleichsam den Alten nach, und sagte ihnen seine Lectiön auf; man freuete sich, daß man sie aus ihnen gelernt und ungefährdet aussagen konnte. Ueber die Vorurtheile seiner Zeit, seines Ordens,

Volks und Standes hob mancher sich, ohne daß er wußte, auf Schwingen irgend eines alten Dichters empor; oder wenn er hiezu nicht Kraft genug hatte, kam er doch nachahmend dem Geschmack und bessern Verstandniß des Dichters, in dessen Weise er schrieb, näher, und ward, auch nachhallend, mit ihm vertrauter. Endlich schloß sich durch die neuere lateinische Poesie eine Gesellschaft zusammen, von der vorher noch keine Zeit gewußt hatte; in Italien, Spanien, Portugall, Frankreich, den britannischen Inseln, den nordischen Königreichen, in Liefland, Pohlen, Preussen, Ungarn, in Deutschland, Holland u. s. hat man lateinisch nicht nur versificiret, sondern hie und da gewiß auch gedichtet. Italien, Frankreich, Deutschland, Pohlen, vor allen Holland hat Männer gehabt, die mit dem Latein wie mit ihrer Muttersprache umzugehen wußten und in ihm Gedichte gaben, die in jeder Landessprache Aufmerksamkeit gebieten würden. Selbst die Vortreflichen, die der Sprache und Poesie ihrer Nation eine bessere Gestalt gaben, hatten diese meistens im Lateinischen zuerst versucht, wie auffer den Italiänern die Beispiele Miltons, Cowleys, Grotius, Heinsius, Opitz u. s. zeigen. Fast alle Reformatoren: Erasmus, Luther, Zwingli, Melancthon, Camerarius, Beza u. s. waren Liebhaber der Alten, Liebhaber der Griechischen und Lateinischen Dichtkunst. Die gebildetsten Staatsmänner, wie

Thomas Morus, de Thou, Hospital u. s. Botschafter, Päpste, Cardinäle waren lateinische Dichter. Ein Helikon vereinigte sie und weckte Stimmen vom Aetna bis zum Hekla, vom Ausfluß des Lago bis zur Weichsel und der Düna.

Ich will mich nicht auf den Gemeinplatz einlassen, daß alle echte Kritik und Philosophie der Neuren nur eine palingenesirte Pflanze der Alten sey: denn woher hatten neben den weltbekannten Commentatoren, Erasmus, Grotius, Heinsius, Boileau, Gravina, der edle Shaftesbury und die wenigen sonst, die ins Herz der Kritik drangen, ihre Weisheit, als von den Alten? Eine Spanische, Deutsche, Irländische Kritik gibt es nicht; aber eine Griechische und Römische Kritik giebt es. Mit ihr fängt die Cultur aller Europäischen Landes Sprachen in Poesie und Prose, ja durchaus das Bestreben nach einem bessern Geschmack in ganz Europa an; den Beweis hievon liefert die Geschichte.

42.

Es thut mir leid, daß ich Ihrem Fragment einige Einwendungen entgegensetzen muß; wozu aber wäre die Heuchelei auch im Lobe des Geschmacks der Alten nöthig?

Zuerst giebt Ihr Fragment es selbst zu, daß

auch vor der sogenannten Erweckung der Alten in jedem Fach große Männer, Denker und Dichter gelebt haben; und eben so wenig wird bezweifelt werden können, daß seit dieser Entdeckung große Männer gelebt und geschrieben haben, die von den Alten wenig oder nichts wußten. Ich darf von den ersten nur Dante, von den letzten nur Shakespeare anführen: wie viel andre möchten zu nennen seyn! Die größten Erfindungen sind in den Zeiten gemacht, die wir barbarische, rohe Zeiten nennen; vielleicht haben in ihnen auch die größten Männer gelebet. Damals standen die Köpfe noch nicht so dicht an einander; jeder hatte zum eignen Denken freien Raum; um sie war Dämmerung; desto munterer aber wirkten sie, und durften in der Mittagssonne der Alten eben noch nicht erblinden. Wie ein Roger Bacon vor hundert Commentatoren des Aristoteles gilt: so giebt es romantische Gedichte der mittleren, selbst der neueren Zeit, bei denen man den Geschmack der Alten gern vergißt und in ihnen wie im Feenreich lustwandelt. Ich erinnere Sie an so manche Romane, die uns der Graf Treßan und seine Gehülfsen gegeben, ja seit Wiederauflebung der Wissenschaften an die größten Lichter aller cultivirten Nationen. Woher nahmen Ariost und die ihm vorgingen, woher Spenser, Shakespeare, und zwar in seinen rührendsten Stücken, Form und Inhalt? Nicht aus den Alten, sondern aus der Denkart des

Volks und seinem Geschmack in ihren und den mittleren Zeiten. Glauben Sie, daß Shakespeare, auch wenn er die Alten mehr gekannt hätte, als er sie kannte, ihnen ängstlicher nachgegangen wäre? Wie leicht konnte er sie kennen lernen, da schon so manche in englischer Uebersetzung neben ihm existirten! Er ließ diese den Ben Jonson studiren und hielt sich an das Märchen, an die Novelle der mittleren Zeit, aus denen er seine dramatische Schöpfung hervorrief. Seitdem haben die Britten den Aeschylus, Sophokles, Euripides gelesen, commentirt, übersetzt und emendirt; aus dem Allen aber ist kein zweiter Shakespeare worden.

Zweitens. Zu viele Proben haben es erwiesen, daß die Alten kennen und nachahmen, uns ihnen noch nicht gleich stelle, da ihre gelehrtesten Kenner oft die unglücklichsten Schöpfer gewesen. Wie ging es dem Trissino mit seinem befreiten Italien? dem Gravina und Maffei mit ihren Drama's im Geschmack der Alten? Die gelehrten Kenner der Alten, Casa, Bembo u. s. überstiegen den Petrarca nicht; den Chiabrera, Redi, Filicaja, Lemene vermochte ihre Kenntniß der Alten und ihre Gelehrsamkeit sogar vor dem bösen Geschmack ihrer Zeit nicht zu sichern. Unter den Engländern war Cowley mit den Alten sehr bekannt; er schrieb und dichtete selbst lateinisch; seine prosais-

schen Aufsätze sind mit der Bescheidenheit und Würde eines Römers geschrieben; und welches sonderbare Phantom bildete sich dieser gelehrte Dichter an Pin-dar ein! In wie bösem Geschmack erschuf er jene Dichtung, die seinen Landsleuten wirklich ein Verderb des Geschmacks ward! — Also hilft auch hier das Alter für Thorheit nicht; jeder Neuere behält seine natürliche Größe, falls er in seinem Studium auch den griechischen und römischen Helikon auf einander thürmte und sich droben hinauf stellte.

Drittens. Nun kann ich zwar gegen die schöne lateinische Schreibart vieler Neueren in Poesie und Prose nichts einwenden, und finde in ihnen für mich ein großes Vergnügen; für sich selbst aber was thaten diese Schriftsteller mehr, als daß sie ihre Pflicht erfüllten? Muß jeder, der in einer Sprache schreibt, in ihr gut zu schreiben suchen: so wäre es ja dreifache Schande, die Sprache, in welcher jene Römer schrieben, schlecht zu behandeln. Wer in ihr nicht schreiben kann, wie er soll, schreibe, wenn er's vermeiden kann, in ihr gar nicht: hat er in ihr leidlich oder gut geschrieben, so ist's ihm nicht mehr Lob, als jedem andern, der in seiner Sprache gut spricht, oder einem Flötenspieler, der seine Flöte gut spielt. — Wenn Schriftsteller durch eine sogenannte schöne Schreibart, die bei keinem Vernünftigen von einer guten Denkart getrennet werden kann, wenn vor allen lateinische Schönschreiber sich von einer guten

Denkart durch diese Sprache freigesprochen glauben; wo sind wir denn mit der Regel der Alten? Dieser scriptor denkt an Worte, an Sachen und Gründe wenig. Uebersetzt sein Latein in eine gemeine Sprache; und ihr findet die trivialsten Dinge in einem Ton gesagt, vor dem die demüthige Landessprache beinahe verstummet. Dort ging das gelehrte Kind in einem Sängelwagen oder vielmehr der Sängelwagen (ambitus verborum) ging statt des gelehrten Kindes und nahm es mit; dem rund-viereckten Bespiel entnommen, wie erbärmlich ist seine Gestalt, wie schwach und dürstig! Und doch machte man so oft die Erfahrung, daß unter allen literarisch-Stolzen es fast keine stolzeren, als die Lateinschreiber, gebe. Sie sind die alten Barone, deren Diplom rückwärts über das Christenthum, deren Unsterblichkeit vorwärts über den jüngsten Tag der Landessprache hinausreicht. Sie schreiben nicht für ihre Nation in der sogenannten Bulgar- oder Pöbelsprache, sondern für Welt und Nachwelt in der einzig-unvergänglichlichen Göttersprache. Wie wohl wird dem Leser in der Geschichte der Literatur, wenn nach zu Grabe getragenen Schoppen (Scioppiorum) die Periode der eigentlichen Wissenschaften (Scienzen) anfängt, in welcher man sich nicht mehr über Worte und Autoritäten Schoppisch zankte. — —

Endlich. Wahre Kenner der Alten hat es immer nur wenige gegeben! Die Kritik der Sylben und

Worte ist eine unentbehrliche, nützliche Kunst; sie erfordert Genie, Tact, und vor andern viel Kenntnisse, Fleiß und Übung; daß sie aber die Kenntniß der Alten noch nicht sey, von der das Fragment eine Palingenesie der Dinge herzuleiten scheint, dies ist wohl sonnenklar. Kritiker, wie Ruhnken an Hemsterhuis schildert, sind selten; auch von denen, die die Alten mit Geist lesen, wählt jeder sich gern seinen Alten, den er über alle hinaussetzt, nach welchem er dann, auch mit Fehlern und Schwächen, seine Denkart prägt. Eine Reihe von Beispielen wäre anzuführen, aus welchen erhellen würde, wie selten wir in den Alten sie selbst, wie noch seltner wir in ihnen ihr Höchstes, das καλον κάγαθον der Griechen- und Römerwelt, ihre Regel des Geschmacks im Wahren, Guten und Schönen studiren. Am öftersten schauen wir sie wie Narcisse an, denken daran, was wir über sie zu sagen haben, und bewundern unsre Gestalt in dem flüssigen Spiegel der alten heiligen Quelle. Statt an ihnen gehen zu lernen, verlieren manche durch sie den gesunden Brauch ihrer eignen Glieder.

Ihre Einwendungen könnte ich mit Sprichwörtern beantworten, z. B. Rom ist nicht in Einem Jahr gebaut. Je schwerer die Kunst, des

sto mehr Pfuscher. Je organisirter der Körper, desto böser seine Fäulung u. dgl. Ich will aber mit Gründen antworten; in der Hauptsache sind wir Eins.

Daß zu allen Zeiten und unter allen Völkern Talente ans Licht kommen, ist eine Erfahrung, die eben ja jeder Bemühung um Ausbildung der Talente zum Grunde liegt. Nicht in Athen und Rom allein wurden dämonische, göttliche Männer geboren; sie bedurften auch von dorthier keiner Beserkundung, daß sie solche waren. Die Gabe der Muse ist eine angebohrne Himmelsgabe, die kaum mit Mühe vergraben werden kann. Großer Leidenschaften und Vorstellungen fähig, sehen einige nichts als diese Bilder, sprechen in Leidenschaft, laben sich in Tönen des Wohlwants, und fühlen sich geschaffen, die Gemüther anderer mit dem, was sie erfreuet und anregt, auch zu erfreuen und anzuregen. Wenn Poesie noch nicht erfunden wäre, würden solche Menschen sie erfinden, und erfinden sie täglich.

Aber wie sehr Talente dieser Art unter dem Druck einer schlechten Sprache und einer sinnlosen Mitwelt leiden, zeigt eben ja die Geschichte sowohl der rohen, als der mittleren dunkeln Zeiten. Siebt es eine Kunst der Sprache; was vermag ohne Werkzeuge der Künstler?

Ueberdem, wie schwer wirds eben dem feurigsten Kopf, sich innerhalb der Grenzen zu halten, in denen
das

das Wahre, Gute und Schöne Eins ist, und eben auf diese, die einzige Weise, in Form und Inhalt, dadurch was man sagt, und wie man es sagt, ewig zu werden. Ihm also sowohl als denen, für die er arbeitet, ist Lehre nöthig, eine Disciplin, die uns für andre, andre für uns zubereite, beide vor Ausschweifungen sichere, und dem arbeitenden Genius leere Versuche, von denen er mit Reue zurückkommen müßte, erspare. Oft ist das Genie ein Edelstein, der tief im Schacht liegt, in einer harten Rinde begraben; die Rinde muß gesprengt, der Edelstein von der Hand des Künstlers bearbeitet werden, u. f. — Wem gab nun die Natur das eigentliche Kunsttalent in größerm Maasse, als den Griechen? Auf der ganzen Erde keinem Volke wie ihnen. Gleichsam vom Instinkt geleitet erfanden sie jeder Gestalt und Wissenschaft Maas, Ziel und Umriss. Nicht nur das zu Viele, das Ungehörige sonderten sie ab, sondern auch dem Bleibenden, der Gestalt selbst, gaben sie Fülle, Leben und Anmuth.

Wollen aber Griechen und Römer, sofern sie Griechen und Römer sind, hiemit eine Monarchie errichten? wollen sie Nationalcharaktere unterdrücken, lebende Sprache verdrängen, oder verschlimmern? Nichts von Allem! Aufmunterung, Ordnung, Verbesserung ist ihr einziger Zweck; man darf also von ihnen nicht mehr fordern, als sie zu leisten vermögen. Sie wollen Kräfte wecken, aber nicht

geben; sie sind Vorbilder, keine Schöpfer. Da indessen im Reiche der Gedanken von Aufmunterung, zumal durch thätige Vorbilder, von Ordnung und Erziehung viel abhängt: so ist die Herrschaft, die jeder Verständige den Alten freiwillig einräumt, zwar keine Monarchie, aber ein Rath der Besseren zum Besten.

Lassen Sie also die würdigsten Schriften zuweilen von den unwürdigsten Händen behandelt werden, was schadet? Geht nicht auch das Gold durch die Hände niedriger Bearbeiter und Sammler? verlor der Diamant dadurch, daß ihn die Dürftigkeit selbst aufgrub? Wenn unter dem Text eines alten Autors sich in den Notizen oft über Nichts ein schreckliches Gezänk erhebt: so lasset uns vom blutigen Spiel dieser Gladiatoren, die sich zu Ehren des Verstorbenen neben seinem Grabe würgen, hinwegsehn und sie für das halten, was sie sind, Sklaven. Die Worte des Autors werden uns werther, wenn wir uns über die Wasser der Sündfluth, die unten den Text überschwemmet hat, zum Gipfel emporheben und da den friedlichen Delzweig finden.

Da endlich der Geist, den wir aus den Schriften der Alten ziehen sollen, gesunder Verstand und ein gesundes Herz, die wahre Philosophie und Richtung des Lebens, bona mens und Humanität ist: so ist die Einführung dieser Gottheiten für uns und unsre Nachkommen ein Werk von

fortdauernder, wachsender Wirkung. Zuerst mußten diese Schriften gefunden, vervielfältiget, erklärt, erläutert, von Fehlern gereinigt, verstanden werden, ehe ihr besserer, ihr weiserer Gebrauch in jeder Anwendung ein Hauptzweck werden konnte. Sie und da ist er es schon geworden; er wirds noch mehr werden. Die Zeit der Solisporum geht zu Ende; zu Einem gemeinen Besten arbeiten wir Alle.

N a c h s c h r i f t.

Gener Amerikaner glaubte, daß in jedem Brief ein Geist eingeschlossen sey; ich wollte, daß ich diesem Briefe einen Geist einschließen könnte, den Geist der Alten. Hören Sie darüber einen apokryphischen Schriftsteller.

„Gerade, als ob unser Lernen blos ein Erinnern wäre, weist man uns immer auf die Denkmahle der Alten, den Geist blos durch das Gedächtniß zu bilden. Wir wissen selbst nicht recht, was wir in den Griechen und Römern bis zur Abgötterei bewundern.“

„Gleich einem Manne, der sein leiblich Angesicht im Spiegel beschauet, nachdem er sich aber beschauet hat, von Stund an davon geht und vergisset, wie er gestaltet war, eben so gehen wir mit den Alten um. Gar anders sieht ein Mahler zu seinem eignen Bilde.“

„Da ich blos dem Geist der Alten nachspüre; so

geht mich das Schulmeistergesicht nichts an, womit die ** ihren Autor Lesern und Zuhörern vereckeln. Ich will sehr zufrieden seyn, wenn ich mein Griechisch nur ohngefähr so verstehe, wie Ueberbringer dieses seine Muttersprache. Wer die Alten, ohne die Natur zu kennen, studirt, liest Noten ohne Text, und an Petrons Ausgabe in groß Quart über ein klein Fragment sich wenigstens zu einem Doctor. Wer kein Fell überm Auge hat, für den hat Homer keine Decke. Wer aber den hellen Tag noch nie gesehen, an dem werden weder Didymus noch Eustathius Wunder thun. — — Der Zorn benimmt mir alle Ueberlegung, wenn ich daran gedanke, wie solch eine edle Gabe Gottes, als die Wissenschaften sind, verwüstet, von starken Geistern zerrissen, von faulen Mönchen zertreten werden, und wie es möglich, daß junge Leute in die alte Fee, Gelehrsamkeit, ohne Zähne und Haare (etwa falsche) verliebt seyn können.“

So spricht ein Eiferer für den guten Gebrauch der Alten; und wie viel mehr könnte man davon sagen! Aber wie Jemand ist, so thut er; wie wir selbst denken, so nutzen wir die Alten.

Die Nachschrift Ihres Briefes hat mir eine alte Wunde aufgerissen, die ziemlich verharscht war, nämlich, wie wir, insonderheit mit unsrer Jugend,

die Alten lesen? „Das Salz der Gelehrsamkeit, sagt Ihr Apokryphus, ist ein gut Ding; wenn aber das Salz dumm wird, womit soll man salzen?“ — Bloße Gelehrsamkeit zerstreuet und ermüdet; alles macht sie zu nacktem, vielleicht unndthigem Wissen von Worten, Stellen und Gebräuchen; sie wirft die Seele hin und her. Das Gemüth der Jugend will gesammelt, will auf den Kern gerichtet, will fürs Leben gebildet und gestärkt seyn.

Ich begreife selbst, was für eine schwere Aufgabe es ist, so viele, so mannichfaltige Schriftsteller der Griechen und Römer, Dichter, Redner, Geschichtschreiber und Philosophen mit unsrer Jugend nutzbar zu lesen; der Grundsatz indessen, nach welchem sie gelesen werden müssen, ist außer Zweifel. Es ist der Sinn der Alten selbst, das Gefühl vom Wahren, Guten und Schönen, diese alle zu Einem System verbunden, in Eine Gestalt geordnet. Man nenne diese Gestalt das Anständige, das sich Geziemende, *honestum, decorum, καλον, προπον* oder wie man wolle; sie ist ein unterscheidender Zug der Composition und Denkart der Alten in ihren besten Schriftstellern und würdigsten Männern, auf welchen das Auge der Jugend sich vorzüglich heften mußte.

In der Composition der Alten nämlich hat Alles Zweck, Plan und Ordnung. Nichts steht am unrechten Orte, nichts ist müßig und unschicklich

dahin geworfen; und im Ganzen herrscht, wo es irgend seyn kann, lebendige Darstellung und Handlung. Die griechische Sprache z. B. ist von der Bildung der Worte an bis zum Bau ihrer Sylbenmaasse und Perioden ein Muster des Wohlklanges, der Zusammensetzung, der Bedeutsamkeit und Grazie des Ausdrucks; die lateinische Sprache eifert ihr nach. Wie in Statuen und Gebäuden die Kunst der Alten Einfachheit und Würde, Bedeutung und Anmuth zu vereinigen wußte; so vereinigen es die Meisterwerke ihrer Sprache. Wer in Homer und Pindar, in Herodot, Plato, Cicero, Livius und Horaz diese Schicklichkeit und Congruenz der Theile zur Eurythmie des Ganzen weder zu finden, noch anschaulich zu machen weiß, der ist des Geistes, in dem sie arbeiteten und dachten, nicht inne geworden. In wenige Werke der Neuern hat sich dieser organische Geist ergossen; wo er erscheint, macht er ein Werk seiner Natur nach unsterblich. Einfachheit also und Würde, Bedeutsamkeit und Wohlordnung haben wir von den Alten zu lernen, um unsrer Denkart und Sprache im Kleinsten und Größesten eine solche Gestalt zu geben.

Aber das Unständige der Alten erstreckt sich weiter, indem Charaktere, Sitten, Grundsätze und Meinungen nicht etwa nur zu schildern, sondern darzustellen und zu verknüpfen der Zweck ihrer erlesensten Werke war. Die Tugend ist ein

καλον, ein Anständiges und Vortreffliches, das mit Liebe gesucht werden will und nur durch unablässige Übung erlangt wird. Ihre besten Schriftsteller jeglicher Art zeigen darauf als auf das Zünglein der Waage menschlicher Handlungen und den edelsten Kampfspreis des menschlichen Lebens. Licht und Schatten stellen sie dar; sie contrastiren und gruppiren Gestalten, Sinnesarten und Meinungen ohne jene neuere überspannende Heuchelei, die im Grunde jede Anwendung verwirret und zuletzt die ganze Sittlichkeit aufhebt. Haben wir das Gefühl des Anständigen, des Großen, Schönen, Anmuthigen und Edlen verloren, was hält uns zurück, daß wir nicht ärger als Thiere werden? Verächtlicher sind wir gewiß. Dies Gefühl moralischer Schicklichkeit, Würde und Grazie durch Lesung der Alten in uns zu wecken und zu erhalten, ist um so nöthiger, da in der gegenwärtigen Welt eine Convenienz in niederträchtigen, frechen Meinungen, die für Grundsätze gelten und im offenen Gebrauch sind, dasselbe ganz zu ersticken drohen. Daß sich zwischen uns und Jenen einige äußere Umstände verändert haben, und sowohl der Heroismus als der Patriotismus eine andre Gestalt gewonnen, darf jenem Gefühl, dem Charakter der Menschheit, nicht schaden. Wir können edlere Heroen seyn, als Achill, schönere Patrioten als Horatius Cocles.

Hier also liegt meines Erachtens die Regel; sie ist eine logische, poetische, ethische Regel. Barbaren kennen sie nicht; losgebundene Willkühr verachtet sie, zerstreuende Gelehrsamkeit geht vorüber. Wer sie fand, wer in seiner Jugend nach ihr gebildet wurde, der kann sie nicht vergessen; sie hat sich seinem Gemüth eingedrückt, als das Herz seines Herzens, als die Seele seiner Seele. *Id facere laus est, quod decet, non quod licet. Quod decet honestum est, et quod honestum est decet.*

45.

Siebentes Fragment.

Schrift und Buchdruckerei.

Als bei den Griechen die Schrift noch nicht oder wenig im Gebrauch war, erklang die Sprache als ein lebendiges Wort; die Stimme des Dichters und seines Sängers war eine Aufbewahrerin aller menschlichen Empfindungen und Gedanken. Daher die Gestalt der ältesten Poesie in ihrem Reichthum an Bildern und Tönen, in ihrer Naturpracht und Naturschönheit; aber auch in ihrer Wandelbarkeit, ihrer Ungewißheit, ihren Fehlern und Mängeln.

Mit Einführung der Schrift ging der größte Theil dieses alten Wortes zu Grabe; nur Weniges

Von ihm ward aufbehalten und allmählich geregelt. Mit Einführung der Schrift kam Prose auf, Geschichte und Beredsamkeit wurden ausgebildet; und wenn sich jetzt die Poesie neben ihnen hervor-
 thun wollte, so lief sie Gefahr, stolz, aufgeblasen, und wo sie vom lebendigen Vortrage ganz entfernt war, unverständlich und schwindelnd zu werden. Eben nur der lebendige Vortrag hatte sie ehemals im Kreise einer schönen Anschaulichkeit erhalten; auf dem Theater, (die Ehre ausgenommen,) erhielt er sie noch lange in diesem glücklichen Kreise.

Da indessen bei einem so lebhaften Volk, wie die Griechen waren, auch das Geschriebene zum lebendigen Vortrage geschrieben war, indem Herodot z. B. einige Bücher seiner Geschichte zu Olympia wie ein Gedicht vorlas, und in den griechischen Republiken die öffentliche Beredsamkeit jeder Art des Vortrages, selbst der Philosophie, den Ton angab: so mußte nothwendig auch in Schriften der Griechen sich lange Zeit jene alte, wenn ich so sagen darf, poetische Weise erhalten: zu schreiben als ob man spräche. Schreibend trug man vor; man schrieb gleichsam laut und öffentlich, als ob zu jedem Buch ein Vorleser, wie sein Geni-
 us, gehörte. Ohne Zweifel ist dieses die Ursache, warum in der Prose der griechische Periode so künstlich und schön, wie in keiner andern Sprache, ausgebildet worden; der offne Mund der Griechen, die

Poesie, die ihm vorging, und der öffentliche Redesvortrag, der den Rhapsodien der Poesie folgte, hatten ihn geformet.

Bei den Römern nicht anders: denn auch bei ihnen herrschte die Beredsamkeit, und der öffentliche Vortrag. Ihre Gedichte lasen sie öffentlich vor; aus Persius, Juvenal, Plinius u. a. wissen wir, mit welcher Sorgfalt, mit welchem Aufwande von Kunst, zuletzt von Ziererei und Thorheit.

Bei Griechen und Römern war das Bücherwesen anders, wie bei uns, bestellt. Man las viel weniger: große Bibliotheken waren selten und die Büchermaterialien kostbar. Man schrieb also auch weniger. In Rom schrieb nicht jeder Sklave und Bürger; sondern nur die zur Gelehrsamkeit oder zu Geschäften Erzogene; Menschen von gutem Ton, Feldherren, Staatsmänner, Kaiser. Man hielt das Schreiben für etwas Edles, und auf's Beste zu schreiben für einen Ruhm, der länger als ein Triumph währte.

Man nahm sich daher im Schreiben eine bestimmte Bahn; Zeitgenossen und Freunde theilten sich in dieses oder jenes Feld der Bearbeitung, und wie die römische Sprache imperatorisch gebot, so liebte sie auch in der Schreibart die Kürze, die Bestimmtheit. Oft kehrte man den Styl um und löschte aus; man glättete und zierte wie die Schreibtafel, so auch die Gedanken.

Der mühsamere Weg, wie man damals zu Büchern kommen konnte, machte Bücher auch werthher; bei einem höhern Begriff von dem, was sie enthielten, wandte man auch mehr Fleiß auf das, was sie enthalten sollten. Welchen Werth legte Horaz auf seine wenigen Schriften! lange polirt ließ er Ein kleines Buch nach dem andern erscheinen, das bei uns wie ein Tropfe in den Ocean fließen würde. Höchst ausgearbeitet sind Virgils Werke; und dennoch war ihm die Aeneis nicht ausgearbeitet genug. Er wollte, daß sie ihn nicht überlebte. So sorgfältig hervorgetrieben sind fast alle Schriften, insonderheit die Gedichte der Römer. Mit drei kleinen Büchern seiner Elegien wollte Propertius vor der Proserpina erscheinen; in sie alle Schönheiten der griechischen Elegie gebracht zu haben, diese Ehre war der Zweck seines Lebens. Sehet ihn, sehet Horaz und wen ihr wollet, in unsre bücherreichen Zeiten; schwerlich hätten sie mit so viel Zuversicht, mit so umfassendem, tiefdringendem Fleiße gedichtet. Bis zu Boethius und Ausonius hin ist fast jedes kleinste römische Werk eine Mosaik, ein gearbeitetes Fresko oder Miniaturgemälde.

Jedermann ist bekannt, daß in den mittleren Zeiten die Barbarei eines Theils auch vom Mangel an Büchern und Schreibmaterialien herkam. Wie manche schöne Schrift der Alten ward von den Mönchen unwiederbringlich verlöscht, damit

sie auf das dadurch gewonnene Pergament ihre Chorgesänge und Homilien schreiben konnten. Heil dem Erfinder des Lumpenpapiers; wo er begraben liege, Heil ihm! Mehr als alle Monarchen der Erde hat er für unsre Literatur gethan, deren ganzer Betrieb von Lumpen ausgeht und so oft in Masculatur endet! Wie der Sonnenschein die Fliegen, so hat er Schriftsteller geweckt und die Sossien bereichert.

Denn man bemerke. Eben in dem Jahrhunderte, in dem das Lumpenpapier in Gebrauch kam, traten auch jene längeren Romane hervor, die vorher Jahrhunderte lang kurze Volksmärchen oder Lieder und Fabeln gewesen waren. Wie entfernt z. B. hatte Karl der Grosse vom Erzbischof Turpin, König Artus von Gottfried von Monmouth, Wolf-Dietrich von Eschilbach und jeder andre Romanheld von seinem Chronik- oder Romanschreiber gelebet! Keiner von diesen Schreibern erfand die Fabel, die er in die Büchersprache brachte; sie war längst im Munde der Sängers oder des Volks gewesen und in ihm vielfach verändert worden. Jetzt nahm sie der Genius der Unsterblichkeit auf: denn das Lumpenpapier war erfunden. Allgemach lernte man lesen, da man sonst den Sängers und Fabelerzähler nur hatte hören können.

So vermehrten sich Chroniken, Romane, allmählich auch Abschriften der Alten. Wäre die Er-

findung des Lumpenpapiers früher gekommen, wie viel weniger wäre untergegangen! wie viel Schätzbares hätten wir ihr zu danken! und noch sind wir ihr sowohl durch Ueberschreibung aus älteren Pergamenten, als durch die von ihr veranlaßten Umarbeitungen alter Sagen und sonst, viel schuldig.

Was indessen ehemals das Aegyptische Schilf (*βιβλος*) gethan hatte, daß es nämlich die griechischen Rhapsoden allmählich verstummen machte und, statt ihrer lebendigen Gesänge, Bücher (*βιβλια*) in die Hand gab; das thaten mit der Zeit auch die Baumwoll- und Lumpenschriften. Provenzalen und Trobadoren, Fabel- und Minnesinger schwiegen allmählich; denn man saß und las. Je mehr sich Schriften vermehrten, desto mehr verminderten sich ganz eigenthümliche, freie Gedanken; endlich ward der menschliche Geist ganz in Lumpen gekleidet. Auf diese ward geschrieben, was man lesen und nicht lesen wollte; mochte es am Ende sich selbst lesen! —

Nun trat die Buchdruckerei hinzu, und gab beschriebenen Lumpen Flügel. In alle Welt fliegen sie; mit jedem Jahr, mit jeder Tagesstunde vom ersten erwachenden Morgenstrahl an wachsen dieser literarischen Fama die Schwingen, bis an den Rand der Erde. Jenes Orakel: „wenn Menschen schweigen, so werden die Steine schreien,“ ist erfüllt; worüber Menschenstimmen schweigen, darüber sprechen

und schreien gegossene Buchstaben, merkantilische Hefte.

Nach so vielen andern eine Lobrede der Buchdruckerei zu halten, wäre ein sehr unnöthiges Werk; wir wissen alle, was wir an ihr haben. Nur durch sie, erst durch sie ist zusammenhängende und verglichene Erfahrung des menschlichen Geschlechts, Kritik, Geschichte und eine Welt der Wissenschaften worden.

Aber auch was wir an ihr nicht haben, ist zu bemerken: was sie nämlich nicht geben kann, ja worinn sie störet. Eignen Geist nämlich kann sie nicht geben; lebhafteren tieferen Genuß an der Quelle des Wahren, Guten und Schönen mag sie durch die unzählbare Concurrenz fremder Gedanken hier befördern, dort aber auch hindern.

Mit der Buchdruckerei nämlich kam Alles an den Tag; die Gedanken aller Nationen, Alter und neuer flossen in einander. Wer die Stimmen zu sondern und jede zu rechter Zeit zu hören wußte, für den war dies große Odeum sehr lehrreich; andre ergriff die Bücherwuth; sie wurden verwirrte Buchstabenmänner und zuletzt selbst in Person gedruckte Buchstaben.

Vom Anbeginn ist dies nicht also gewesen. Ursprünglich dachte der Mensch, er handelte und genoß, er sprach und hörte. Wenn er schreiben konnte, schrieb er, nur aber was zu schreiben war; nicht ward

er selbst, ohne zu sehen und zu hören, ein Schreibender Buchstab; jetzt — — —

Ist dessen die menschliche Natur fähig? Kann sie es ertragen? verwirren sich in diesem gedruckten Babel nicht alle Gedanken? Und wenn dir jetzt täglich nur zehn Tages- und Zeitschriften zufliegen und in jedem nur fünf Stimmen zutönen; wo hast du am Ende deinen Kopf? wo behältst du Zeit zu eigenem Nachdenken und zu Geschäften? Offenbar hats unsre gedruckte Literatur darauf angelegt, den armen menschlichen Geist völlig zu verwirren, und ihm alle Nüchternheit, Kraft und Zeit zu einer stillen und edlen Selbstbildung zu rauben. Selbst in der Gesellschaft sind die menschlichen Stimmen verhallt; Romane sprechen und Journale.

Diderot hat irgendwo die Frage an sich gethan, die wohl jeder thut, wenn er aufs Land oder auf eine Reise gehet: „welche Bücher er als Freunde mit sich nehmen möchte?“ Wie im Leben, so hat auch im Lesen der Mann von Herz nur wenig geprüfte Freunde; und bei eigener Composition bleibet er gern allein.

Würden Homer und Sophokles, Horaz, Dante und Petrarca, würden Shakespeare und Milton ihre Werke im Kreise unsrer Bücher- und Lesewelt gemacht haben? Schwerlich.

Denn unverkennbar ist, daß, je mehr durch die Buchdruckerei die Werke aller Nationen allen gemein wurden, der ruhige Gang eigenthümlicher Composi-

tion größtentheils aufgehört hat. Wer fürs Publicum schreibt, schreibt selten mehr ganz für sich als den innersten Richter; daher Pascal und Rousseau unter so vielen Autoren so wenige Menschen fanden. Wird nun das Publikum gar wie ein blinder Maulesel gelenkt, und schmeichelt der Schriftsteller der Zunft, die es äffet und leitet: „wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern?“ möchte man sodann jedem Schriftsteller sagen, der aus Noth oder Feigheit dem häßlichen Gößen, Modegeschmack, dienet.

„Schreibe!“ sprach jene Stimme und der Prophet antwortete: für wen? Die Stimme sprach: „schreibe für die Todten! für die, die du in der Borswelt lieb hast.“ — „Werden sie mich lesen?“ — „Ja: denn sie kommen zurück, als Nachwelt.“ —

46.

ΑΠΕΧΣ, ΑΠΕΧΣ! „Enthalte dich, dulde!“ Sind wir denn mit der Literatur aller Welt vermählet? Ist kein Riegel zu finden, der uns gegen das Andringen schwarzer Buchstaben schütze? kein Seil zu finden, das uns am Mastbaum halte, indem wir mitten durch den Gesang derer, die da wissen, was war, ist und seyn wird, gerade hin durchfahren? Gehört fremden Meinungen unser Geschmack und Verstand, unser Wille und Gewissen? Gehören den Seele Verkäufern unsere Seelen?

Wahr ist's. Mit der Buchdruckerei hat sich im Reiche

Welche der Gedanken Vieles geändert, und es kann wohl seyn, daß, wenn die Wissenschaften durch sie steigen, der Geschmack sich durch sie verwirren, Ge-
nie und Sitten endlich vielleicht gar zu Grunde gehen müßten, wenn sich nicht ein hülfreicher Genius des menschlichen Geschlechts annähme. Lassen Sie uns aber an diesem hülfreichen Genius nicht zweifeln.
 Die Buchdruckerei da war, ging jede Europäische Nation in einem engeren Bezirke von Ideen umher; ihr Charakter war vielleicht fester. Durch Reisen und Lesen ist allem Bösen und Guten fremder Nationen die Thür gedönet, und wenn es sich durch den Namen Geschmack, „neuer, fremder Geschmack“ Aufmerksamkeit erwerben kann, so hat es ohne weitere Ueberlegung die Menge für sich. Welchen Thorheiten haben wir nicht nachgeahmt? welchen werden wir noch nachahmen! Nicht etwa nur im Spanischen, Englischen, Französischen, Griechischen, Hebräischen, selbst im Arabischen, Tataarischen, Sinesischen Geschmack haben wir Deutsche gesungen und gedichtet. Die Sprache aller Wissenschaften, Bilder und Ausdrücke der verschiedensten Völker sind in unsre Poesie, in jeden Vortrag, der das Volk angehen soll, geflossen, so daß von jener tonhaltenden, gleichmüthigen Denk- und Schreibart, in welche Griechen und Römer das Wesen der Schreibart setzten, wenige einen Begriff zu haben scheinen. Aus allen Völkern wird für alle Völker, aus allen Sprachen für alle Sprachen

geschrieben; die subtilste Abstraction und die niedrigste Popularität, finden in demselben Buch, oft auf derselben Seite, neben einander Raum. Wenn wir das Richtmaas, das Samuel Johnson an einige Englische, von ihm genannte metaphysische Dichter angelegt hat, an jede Production unsrer Sprache anlegen wollten, wo stünden Wir?

Wer der Buchdruckerei war es möglich, diese und jene Schrift vor diesen und jenen Augen zu verbergen; kaum ist dieses jetzt mehr möglich. Alles liest Alles, es möge von ihm verstanden werden, oder nicht; nach der verbotnen Speise lüstet man am meisten. Und da die Thorheit derer, die dies zu frühe, zu viele, zu vermischte Lesen auf die unvorsichtigste Art befördern, mit dem Eigennuß, dem Stolz, der Eitelkeit, dem Erwerb andrer im vestesten und schädlichsten Bunde stehet; so kann nur Eine Macht in der Welt diesen Unfug hemmen. Es ist bessere Erziehung, die ihre Zöglinge nicht erst durch Schaden klug werden läßt; und ein stiller Bund aller Guten unter einander, nichts Unwürdiges zu verbreiten oder zu loben. Möge Gift mischen, wer da will, und das am feinsten gemischte Gift die lautesten Ausrufer finden; von uns sey der Giftmischer, so wie der Ausrufer, verachtet. Mit der Verwirrung des Geschmacks und dem Despotismus fabricirender Schriftstellerei ist's so weit gekommen, daß, da das Schlechteste ohne alles Erröthen auf die unver-

schämteste Weise gelobt werden darf, dieser unverschämte Despotismus sich selbst seinen Fall bereitet. Er muß sich selbst einen Widerstand erwecken, der ihn einschränke und bezähme; oder wir gehen durch unsre Lizenz zu Grunde: denn da durch die Buchdruckerei die Kritik selbst feil geworden ist, so hat sie auch bei den Niedrigsten ihr Ansehen verloren. Ihre Fäscen gelten so wenig mehr als ihr Lorbeer.

Ich komme zurück auf meinen Bund der Freunde. Wie die Buchdruckerei, so wird die Kupferstecherkunst gemißbraucht; jene hat den Geschmack in Werken des Geistes, diese in Werken der Kunst, beinahe zu Grunde gerichtet. Nur Ein Mittel ist gegen sie wirksam, entschlossene äußerste Verachtung. Niemand kaufe ein Buch, das schlechter Kupferstiche wegen da ist; niemand besudle mit diesen Verderberinnen des Geschmacks seine Wände: denn so wie durch schlechte Bücher gute verhindert werden, so wird durch schlechte Kupferstiche die wahre Kunst getödtet. Aegyptische Schwarzkünstler wollen wir die heißen, die diese beiden großen Erfindungen unsrer Nation zu einem niedrigen Erwerb entweiht haben, und Schwarzkünstlerknechte diejenigen, die ihnen zu ihrer schändlichen Fabrikwaare artistisch oder literarisch helfen.

Achttes Fragment.

Reformation, Handel und Wissenschaften.

Großen Begebenheiten sind immer Revolutionen des Geschmacks gefolget. Ohne in die Geschichte der Griechen und Römer, der Mönchs- und Ritterzeiten zurück gehen zu dürfen, sehen wir dies insonderheit in den Jahrhunderten, die der Reformation vorangingen und ihr folgten.

Europa ward allgemach ruhiger. Städte, Handel, Gewerbe, mit ihnen auch einige Künste fingen an zu blühen; nach und nach verfeinerte sich der Geschmack mit ihnen. Dante, Petrarca, Boccaccia; erschienen; es erwachten die Alten in ihren Gräbern. Constantinopel ward erobert; die Griechen flohen nach Italien; und es entstand ein Enthusiasmus ohne seinesgleichen. Die schönsten Künste und die Literatur der Alten war, wiefern es die Zeit gestattete und angab, auf ihrem höchsten Gipfel.

Die Entdeckung fremder Welttheile, ein veränderter Zustand der Finanzen, des Krieges, der Stände folgte; die Buchdruckerei kam in Gang; ihr folgten neue, zumal Naturwissenschaften; dies Alles kündete der Poesie der mittleren Zeiten obllig zu Grabe. Die Entdeckung fremder Welttheile mochten späterhin Camoens, Cervilla u. a. fingen; der Gegen-

stand war groß und neu; Wunder der Natur, ungesehene Dinge wurden beschrieben; in Wissenschaften kam ein neues Universum zum Aublick; und doch thaten die Gesänge von ihnen bei weitem nicht die Wirkung, die einst vielleicht ein kleiner Fabelgesang gethan hatte. In dem Verhältniß, als hie und da der Reichthum, die Pracht und Freigebigkeit alter großer Familien sank, erlosch auch der Glanz ihrer alten Thaten; mit ihren Hofhaltungen gingen auch ihre Lobgesänge hinunter. —

Die Reformation endlich und die Philosophie, die ihr folgte, schufen der Poesie völlig eine andere Zeit. Jahrhunderte lang hatte man Klagen angestimmt über den verderbten Zustand der Clerisei und aller Stände; die Zeit war gekommen, da die Erbitterung aufs höchste stieg, und nicht minder in Versen als in Prose ihre scharfen Pfeile abschoss. Eine Menge Satyren dieses Inhalts, zum Theil voll Geist und Herz, erschienen; Schade, daß sie sich mit der Zeit selbst überlebt haben: denn dauernde Gesänge konnten sie nicht bleiben. Die Reformation selbst ist weniger eines heroischen Lob- als eines philosophischen Lehrgebichts fähig; die Verdienste der Reformatoren zeigen sich würdiger in ihren Lebensbeschreibungen und eignen Schriften als in Heldengesängen und Oden. Ueberhaupt verjagte das neue Licht und die zugleich mit ihm aufkommende Streittheologie aller christlichen Partheien in Europa sowohl die Schatten des Aberglaubens, als

manche schöne Einkleidungen, die für die Einfalt der mittleren Zeiten sehr weise erdonnen waren.

Hier beginnet nun eine große Scheidung der Völker. Nationen, die ihrem alten Lehrsystem zugethan blieben, hielten auch an ihrer alten Dichterweise, z. B. Italiäner, Spanier und andere katholische Völker. Je früher sie zum guten Geschmack gelangt waren, je vielseitiger er sich bei ihnen eingewurzelt hatte, je größere Vorbilder sie besaßen: desto fester hingen sie an ihren Stanzten und Reimen. Italien ließ sich seinen Dante und Petrarca; Spanien seinen Lope, Garcilasso u. f. nicht nehmen; auch hat sich seitdem das Aeußere ihrer Poesie völlig erhalten, obgleich deswegen, wie man oft glaubt, der Geist dieser Nationen seitdem nicht stillstand. Die alten Formen dünkten ihnen gut, und sie gossen darein, wenn der Genius sie antrieb, neue Gedanken.

In der protestantischen Welt dagegen kam eine neue Poesie auf. Nicht etwa nur Gegenstände der Religion wurden durch das Medium der neuen Aufklärung gesehen, sondern die gesammte Vorwelt ward durch eben dieses Medium betrachtet. In Spanien und Italien hätten Shakespeare, Milton, Buttler u. f. nicht schreiben können, wie sie schrieben; eine Freimüthigkeit im Denken, die ein Vorbote der Philosophie war, hatte sich in den protestantischen Ländern über Manches schon verbreitet; andern Gegenständen nahte sie sich nach eben der Regel. Un-

vermerkt also nahm die Poesie der neuen Glaubens-
 Verwandten eine philosophische Hülle um sich, die der
 Sinnlichkeit vielleicht schadete, dem menschlichen Geist
 aber nothwendig war. Ein Italiäner z. B. wird in
 den meisten Oden der Engländer durchaus nichts lyri-
 sches finden, da ihnen, seinem Ohr und Auge nach,
 Wohlklang, Fortleitung und Bestandheit der Bilder,
 Zusammenhang der Empfindung, kurz Melodie und
 Harmonie fehlet. W. Jones zergliedert hinter sei-
 nem Commentar über die Poesie der Morgenländer
 den Anfang von Milton's Paradiese und kann in
 ihm nach morgenländischer Weise nichts poetisches fin-
 den. Vielen deutschen Dichtern würde es nicht bes-
 ser ergehen: denn offenbar sind die meisten nur durch
 Reflexion Dichter. In den ältern Zeiten, in de-
 nen man sich der Natur freier hingab, diese in sich
 stehen und auf sich unbefangen wirken ließ, oder sie,
 so gut man's vermochte, zur Kunst umschuf, war und
 blieb man ein Naturfänger, der auf gleichgestimmte
 Gemüther seine Wirkung nicht verfehlte. In man-
 cher alten Englischen Ballade ist vielleicht mehr freier
 Wohlklang und poetischer Geist, als in Young und
 Pope mit einander. Durch Reflexion sind diese
 Poeten; eine denkende ist die Brittische Muse.

Seit der Reformation und dem hellaufgegangnen
 Lichte der Wissenschaften gelangen also keine pers-
 önllichen Heldengedichte mehr, mit dem
 Wunderbaren der alten Zeit bekleidet. Ariost konnte

die Mährchen, die man ehemals geglaubt hatte, seinen Italiänern zierlich in Stanzas kleiden; ihm und ihnen waren sie zeitkürzende Mährchen, die niemand glauben sollte. Uns kann Wieland die Geschichte Huons mit allem Zauber der Feenwelt darstellen; in seinem Mährchen ist Oberon eine so wahre Person, wie Huon und Karl der Große. Wenn aber Tasso eine für wahr gehaltne Religion mit in seine Dichtung mischte: so stehen beide schon nicht auf Einem Grunde; selbst dem katholischen Glauben nach wird er in diesen zwischen Wahrheit und Trug gemischten Scenen eine schwächere Wirkung hervorbringen, als die ein reines Mährchen hervorbrächte. Protestanten werden den Milton wie einen Bramante und Michael Angelo bewundern; schwerlich aber sein Gedicht mit so ungestörtem Glauben lesen, wie sie ein reines Mährchen lesen würden; das Religions-System schadet seinem Gedichte. — Historische Epopeen haben daher in der neueren Zeit fast keine Wirkung gethan, weil ihnen als Gedichten durchaus der Glaube fehlet. Das Zeitalter der Elisabeth, ob sie gleich selbst eine Dichterin war und Schmeicheleien sehr liebte, ward nur in Sonnetten besungen, oder in Allegorien; Cromwell und die Wiederherstellung Karls II. nur in Oden gepriesen. Auch mit größeren Talenten als Chapelain hatte, wäre seine Jeanne d'Arc so wenig die bleibende National-Heldinn einer Epopee geworden,

als wenig es Voltaire's Heinrich der Vierte worden ist. Nur in Stellen kann seine Henriade etwa als ein philosophisches Lehrgedicht gelten: der Streit zwischen Dichtung und Geschichte ist und bleibt in ihr widrig. Auch kein Held der Deutschen hat hinter Ottnitt, Dietrich von Bern, dem Könige Siebich und dem Zwergenkönige Laurin den epischen Lorbeer erlangen mögen, weder Heinrich der Befreier Deutschlands, noch Maximilian, Gustav Adolph u. s. Durch eine aufrichtige Beschreibung ihrer Thaten werden sie mehr geehrt, als durch eine mit Wahrheit gemischte Fabel, der am Ende Niemand glaubet. Wir sind aus dieser Dämmerung hinaus, und wollen durchaus Märchen als Märchen, Geschichte als Geschichte lesen. Ein Theil der platonischen Geseßgebung in Ansehung der Dichter ist also, ohne Hinaustreibung derselben, blos und allein durch die lichte Hand der Zeit bewirkt worden; eine verwirrte Mischung der Fabel und Wahrheit widerstehet unserm Gedankenkreise.

Was vom Lobe gesagt ist, gilt auch vom Tadel; die echte Muse hasset auch in ihm alles zu Bittere, geschweige die Verläumdung. Warum fallen persönliche Satyren sobald in Vergessenheit oder Verachtung? Ihrer Ungerechtigkeit und Uebertreibung, kurz des unedlen Gemüths wegen, das der Begeistrung einer Muse nicht werth war. Es giebt z. B. kaum ein wißigeres, ein lehrreicheres Gedicht gegen die

Schwärmerei, als Butlers *Hudibras* ist; auch hat es zur damaligen Zeit seinen Zweck mehr erreicht, als wenn der Dichter auf den königlichen Märtyrer das frömmste Heldengedicht geschrieben hätte; wer indessen wird es jezt ohne einigen Ueberdruß, wenigstens ohne den Wunsch lesen, daß sein Verfasser die Gabe der Muse, die er besaß, edler angewandt hätte? — Swift, vielleicht der strengste Verstandesmann, den England unter seine Schriftsteller zählet, der unbestochenste Richter in Sachen des Geschmacks und der Schreibart, gab sich, von bösen Zeitverbindungen gelockt, ins Feld der Satyre; — wer aber ist, der von Anfange bis zu Ende seines Lebens ihn deswegen nicht bitter beklaget? So treffend seine Streiche, so vernünftig seine Raserei in Einbildungen und Gleichnissen seyn mag, wie anders sind seine Sätze und Sprüche, wo er reine Vernunft redet! Alles, was die Engländer *Humour* nennen, ist Uebertreibung; ein verzeihlicher Fehler der Natur, der hie und da zur Schönheit werden kann, nur aber zu einer National- und Zeitschönheit. Die Alten kannten das Reizende eines kleinen Eigensinnes auch; sie waren aber weit entfernt, die ganze Gestalt eines Menschen als Unform diesem Einen Zuge aufzuopfern. Nur dahin ist *Humour* zu sparen, wohin er gehört; und die gemeine humoristische Poesie hat das Unglück, daß sie sich mit der Stunde selbst überlebet.

Was vom Lobe und Tadel gilt, gilt auch von der sogenannten poetischen Beschreibung. Alle Poesie ist von der Zeit abgedankt oder wird von ihr abgedankt werden, die durch Bilder und Gleichnisse die Sache selbst, die durch Farben und Zierrath das Bild verdunkelt. So manche poetische Landbeschreibung der Engländer steht da, daß sie uns mit sehenden Augen blind mache; so manche andre, daß wir bei Umschreibungen bekannter Gegenstände oder Begriffe gar nichts denken sollen. Die meisten metaphysischen Gedichte aller Nationen hat ein neues System der Folgezeit sanft in Vergessenheit gebracht; die Dichtkunst vollends, die unter dem Vorwande, neue Erfindungen zu schildern, und das Wörterbuch neuer Künste und Handwerke poetisch zu ergänzen sich anmaast, sie gehört völlig unter die unfreien Künste. Der Muse sind bessere Schilderungen angewiesen, als die, worinn sie der Handwerker selbst durch eine schlichte Erzählung bei Vorzeigung der Instrumente übertreffen möchte.

Endlich das Unmoralische des Dichters. Hier hat die Zeit gewaltsam den Vorhang aufgezo- gen und in ihrem strengen Gerichte keiner falschen Grazie gesonet. Wo sind die — — — ? Wo sind sie? Wer will, wer mag sie lesen? Und nicht auf unzüchtige Dichter allein geht dies Urtheil des Rhadamanthus, sondern auch auf jeden widernatürlischen, wahre Vers

hältniſſe des Lebens zerſtörenden Dichter. Wie man-
ches Beiſpiel haben wir auch hierüber ſchon erlebt!
Dies Licht, dieſen Tag haben Reformation, Philo-
ſophie und der unbeſtechtiche Zeuge in uns, das rei-
ne Menſchengefühl, verbreitet.

48.

Der Unterſchied, den das Fragment zwiſchen
Poeſie aus Reflexion und (wie ſoll ich ſie nen-
nen?) Der reinen Fabelpoeſie macht, iſt mir
aus der Geſchichte der Zeiten, auf die das Fragment
weiſet, ganz erklärlich worden. So lange nämlich
der Dichter nichts ſeyn wollte, als Minſtrel, ein
Sänger, der uns die Begebenheit ſelbſt phantaſtiſch
vors Auge bringt und ſolche mit ſeiner Harfe faſt un-
merklich begleitet, ſo lange ladet der gleichſam blinde
Sänger uns zum unmittelbaren Anſchauen derſelben
ein. Nicht auf ſich will er die Blicke ziehen, weder
auf ſein graues Haar, noch auf ſein Gewand, noch
auf den Schmuck ſeiner Harfe; er ſelbſt iſt in der
Viſion der Welt gegenwärtig, die er uns ins Ge-
müth ruft.

Dies war der Ton aller Romanzen- und Fabel-
ſänger der mittleren Zeit, und (um bei der englischen
Geſchichte zu bleiben, aus der das Fragment Bei-
ſpiele holt) es war noch der Ton Gottfried
Chaucers, Edmund Spencers und ihres

Gleichen. Der erste in seinen Canterbury-Tales erzählt völlig noch als ein Troubadour; er hat eine Reihe ergötzender Märchen zu seinem Zweck der Zeitkürzung und Lehre, charakteristisch für alle Stände und Personen, die er erzählend einführt, geordnet; er selbst erscheint nicht eher, als bis an ihn zu erzählen die Reihe kommt, da er dann seinem Charakter nach als ein Dritter auftritt. So Spenser, obgleich er schon weit künstlicher singet, indem er die Gestalten seiner Welt schon emblematisch ordnet. Der Fehler, den man ihm zur Last gelegt hat *), daß jedes seiner Bücher ein für sich bestehendes Ganze sey, ist ja eben die Natur und der Zweck seiner Erzählung; übrigens hat er seine Ritter- und Feengestalten viel vorsichtiger, als Ariost geordnet. — —

Zur Zeit der Reformation verschwand mit der Welt solcher Gesänge, der Ritter- und Feenwelt, auch die Art ihrer Darstellung; die Dichter waren nicht mehr einfache Sänger fremder Begebenheiten, sondern gelehrte Männer, die uns das Gebäude ihres eignen Kopfs zur Schau bringen wollten, indem sie dasselbe wohl durchdacht niederschrieben.

*) Warton on Spenser's Fairy-Queen u. a. Wenn wir den gelehrten Fleiß betrachten, den die Engländer auf ihre alten Dichter z. B. Warton auf Spenser, Tyrwhit auf Chaucer, Percy auf die Balladen, und so viele, vielleicht belesensten Männer auf ihren Shakespeare und ihr altes Theater gewandt haben; und sodann uns betrachten — was sagen wir?

damit wirs lesen. Dies giebt allem eine andre Art und Gestalt. Lassen Sie mich zu dem Zweck einige englische Dichter partheilos durchgehn.

Von Shakespeare fangen wir an. Er stehet zwischen der alten und neuen Dichtkunst, als ein Inbegriff beider da. Die Ritter- und Feenwelt, die ganze englische Geschichte, und so manch anderes interessantes Märchen lag vor ihm aufgeschlagen; er braucht, erzählt, handelt sie ab, stellet sie dar mit aller Lieblichkeit eines alten Novellen- und Fabeldichters. Seine Ritter und Helden, seine Könige und Stände treten in der ganzen Pracht ihrer und seiner Zeit vor, die in so manchen Gesinnungen, und dem ganzen Verhältnis der Stände gegen einander uns jetzt wie eine aus den Gräbern erstehende Welt vorkommt. Wie oft müssen wir über die wundersame Einfalt und Befangenheit jener Zeiten lächeln! In dem Allen ist er ein darstellender Minstrel, der Personen, Auftritte, Zeiten giebt, wie sie sich ihm gaben, und zu seinem Zweck dienen. Nun aber wenn er in diesen Scenen der alten Welt uns die Tiefen des menschlichen Herzens eröfnet, und im wunderbarsten, jedoch durchaus charakteristischen Ausdruck eine Philosophie vorträgt, die alle Stände und Verhältnisse, alle Charaktere und Situationen der Menschheit beleuchtet, so milde beleuchtet, daß allenthalben das Licht aus ihnen selbst zurückzustrahlen scheint: da ist er nicht nur ein Dichter der neuern Zeit, sondern ein

Spiegel für theatralische Dichter aller Zeiten. Laßt dem alten guten W. Shakespeare alles, was ihm und seinen Zeiten gehört; gebt uns aber mit seiner unendlichen Bescheidenheit, die nirgend in Person repräsentirt, in welchen Gestalten es sey, so viel innere Charakteristik, so viel tiefe und schneidende Wahrheit, als er aus seiner alten Welt uns darbrachte.

Mit Milton fängt sich die neuere englische Dichtkunst an; mich dünkt, er zeige die Summe dessen, was Reflexion in der Dichtkunst zu leisten vermöge. Der unglückliche blinde Mann war in Zeiten gefallen, in üble Zeiten

fall'n on evil days,

On evil days ough fall'n and evel tongues,

In darknefs and with dangers compass'd round,

And solitude; yet not alone —

Er rief seine Urania vom Himmel, die ihn im nächtlichen Schlummer oder am frühen Morgen besuchte und seinen Gesang beherrschte. Dem gelehrten, starkmüthigen Mann stand bei einer großen Kenntniß der alten und italiänischen Dichter auch eine Welt voll Sachen, insonderheit aber seine Sprache, dergestalt zu Gebote, daß er bei seinem erwählten Thema, an welchem er sich etwas sehr Großes dachte, in jedem Wort und Laut, in jeder Zusammenstellung und Verknüpfung der Worte sich eine eigene altneue classische Sprache nach Mustern der Alten als Philosoph und Meister ausschuf. Sein großes Ge-

dicht sollte kein Märchen der alten Zeit, sondern in Form der Erzählung ein heiliges Gedicht über Himmel und Hölle, über Paradies, Unschuld und Sünde, mithin eine Aussicht über unser ganzes Geschlecht werden. Nicht wollte er etwa bloß zeitkürzend vergnügen, sondern belehrend erbauen, und seine Encyclopädie von Wahrheiten in einer heiligen Sprache veststellend verewigen. Daher wählte er weder Chaucers Reime, noch Spensers Stenzen; den prächtigen Jambus wählte er, der in manchem englischen Psalm und alten Volksgesange wie zur Trompete ertönt, auch in Shakespeares tragischen Stücken auf der Bühne viel Wirkung gethan hatte. Er brauchte ihn aber nicht, wie Shakespeare, leicht und fließend; sondern, dem Inhalt seines Gedichts und seinem Geist angemessen, wie in heroischem Schritt, obwohl abwechselnd und mannigfaltig, dennoch eintönig, prächtig und edel. Weder Young, noch Thomson, weder Glover noch Akenside haben ihn hierinn erreicht. Jede Cadenz, jedes Bild und Gleichniß, jede ungewohnte Redart ist von dem blinden Mann sorgfältig ausgedacht und an ihre Stelle geordnet. Vielleicht giebt's keinen englischen Dichter, der die viel- und einsylbigen Wörter dieser fast einsylbigen Sprache angenehmer zu wechseln und die barbarische Dissonanz seiner Zeiten

— the barbarous dissonance
of Bacchus and his revelers

Kunstvoller von sich zu treiben gewußt hätte, als Milton. Und wie in seinen beiden Paradiesen ward er in seinem Lycidas und Comus, in seinem Allegro und Penseroso, selbst im Samson und andern Gedichtarten in Ansehung der Sprache und Anordnung der Gedanken, insonderheit in seinem musikalischen Versbau, ein von seiner Nation noch unerreichtes Muster. So lange die englische Sprache lebt, wird Milton der Anführer ihres Chorgesangs in Jamben, der erzählenden Naturbeschreibung in eben diesem Sylbenmaasse, und im Ausdruck des Affects jener monodischen Klage bleiben, die seine Nation nach ihm so vielfach gebraucht hat. In jeder Zeile des Gesanges ist er der Vater eines poetischen Numerus und Rhythmus, den der blinde Barde mit Ueberlegung erfand und seiner unharmonischen Sprache mit sehr harmonischem Ohr gleichsam aufzwang.

Neben Milton lebte Cowley, ein gleichfalls gelehrter, von ihm aber sehr verschiedener Dichter. Geübt in der Sprache der Römer, durchdrungen von der Schönheit der Natur, deren Pflanzen und Bäume er mit liebendem Fleiße besang; noch mehr durchdrungen von der praktischen Philosophie der Alten (wovon seine schönen Versuche in Versen und Prose zeugen,) hatte er dennoch das Unglück, mit seiner sogenannten pindarischen Ode ein glänzend böses Beispiel aufzustellen, dem man nur zu oft nachgefolgt ist.

Pindar nämlich in seiner Ode ist nie trunken; jedes Bild, jede mythologische Geschichte, ja jeder Spruch in ihm stehet umschrieben da, und der ganze Gang des Gesanges ist weise geordnet. Der böse Geschmack, der zu Cowley's Zeiten, insonderheit am Hofe herrschte, verführte ihn, sowohl in seinen anacreontischen als pindarischen Oden statt des Ausdrucks der Empfindung Pfeile des Witzes zu werfen, und hiezu Versart und Reim anzuwenden. Unter seinen witzigen sind oft auch große Gedanken, ja verschiedene Oden wären ohne diese gesuchte Manier Muster schöner Phantasien: denn es ist in ihnen viele Wissenschaft und viel Scharfsinn. Die Ode Cowley's ist nachher von andern, Mason, Grey, Akinside u. f. sitzamer, wohl auch gelehrter gemacht worden; ich zweifle aber, ob auch harmonischer im Sinne der Alten. Sie ist und bleibt ein gothisches Gebäude, unzusammenhängend und unübersehbar in ihren Theilen, übertrieben in Bildern, mit Zierrath überladen, in der Abwechslung des Rhythmus ungleich und unharmonisch. Seitdem sich gar die Laune oder Satyre derselben bedient hat, mißgönnet man ihr den Namen Ode ganz; britisches Caspaccio sollte sie heißen. — Cowley war also selbst im Fehlerhaften ein Dichter aus Reflexion, oft nur ein witziger Dichter, demohngeachtet aber ist er ein guter Gesellschafter, von dem man angenehm lernet.

Mit Cowley lebte Waller, und gab einer andern Manier den Namen, die den französischen Artigkeiten nahe kommt; aber warum ist sie nur artig? Galanterie ist eine Modeschönheit; sie ändert sich mit den Zeiten. Auch sind von Waller fast nur noch die Stücke beliebt, die Empfindung verrathen. Von Prior, Littleton und wer auf eben dem Wege ging, gilt dasselbe. Die fashionable Poetry der Engländer hat sich in Ausdrücken und Wendungen dergestalt wiederholet, daß man nicht nur bei jedem Reime den folgenden, sondern oft auch bei der ersten Zeile des Stückes die letzte zuvor weiß.

Mit dem verderbten Hofe Karls II. ging die Herrschaft des spielenden Witzes zu Ende; die britische Muse ward, was sie Anfangs gewesen war, eine denkende Muse.

Ich übergehe die Beiträge Denhams, Roskommons, Dorset, Garths, zu Gründung eines bessern Geschmacks; Dryden voran, Pope nach ihm zeigten, worinn die Poesie der Neueren am natürlichsten bestehe, nämlich in versificirtem gesundem Verstande. Beide Dichter, (mit ihnen Gay, Parnell, Prior u. a.) haben fast alle Einkleidungen versucht, deren ihre Sprache fähig war; sie konnten aber nicht weiter bringen, als gesunden Verstand in nachgeahmten, hie und da selbst erfundenen Einfassungen zu reimen. Pope brachte es darinn aufs höchste. In seiner unfangbaren Sprache hat er in englischer Manier das

gethan, was Metastasio in einer Sprache, die ganz Gesang ist, auf eine ungleich angenehmere Weise that; er brachte nämlich alle schöne Sentenzen, philosophische Grundsätze und Lebensregeln aufs kürzeste und zierlichste in Reime und wird darinn schwerlich übertroffen werden. Zehn Dichter hatten hierinn vorgearbeitet; er kam zu rechter Zeit und brach die Blume. Bolingbroke, Shaftesburi, King und Leibniß gaben ihm zu seinem Essai on Man Philosophie in die Hand; er reimte ihre Systeme so gut er konnte und hat sie fast durchgehends vortreflich gereimet. Auch Charaktere reimte er meistens in Gegensätzen, scharf und schneidend, insonderheit wo der Affekt ihm die Feder scharfste; also daß Pope's Gedichte für eine gereimte Blüthensammlung aller Moral, auch vieler Weltkenntniß und Weltklugheit dienen können. Höher hinaus aber reichte sein Geniuss nicht. Von Horaz liebenswürdiger Satyre, geschweige von seiner praktischen Welt- und Lebensweisheit hatte Pope's Gemüthsart keinen Begriff; und man muß durchaus Engländer seyn, um in seinem Homer den alten oder gar den bessern Homer zu finden. Die von ihm den Römern nachgeahmten Stücke zeigen den fürchterlichen Unterschied, der zwischen ihrer und unsrer, wenigstens ihrer und Pope's Poesie war. Ihre Muse geht im natürlichen Gange der Sprache edel denkend melodisch einher; die Popische Muse geht zwangvoll und gebrechlich,

oft sogar unedel daher, über und über bedeckt mit einem Geflingel von Reimen.

Noch zwei vorzügliche Dichter folgen auf Pope, Young und Thomson. Jener, der durchaus ein Original seyn wollte, wetteiferte in seinen Nachtgedanken mit Shakespeare, Milton, Pope und allen Lehrdichtern der Welt, in seinen Satyren mit Swift, (den er sehr unwerth behandelt), mit Pope und allen Satyrendichtern, in seinen Trauerspielen mit Shakespeare, Otway u. f. Ein kühner Versuch, original zu seyn, mit welchem er aber doch am Ende nichts als Sermons, Predigten zu Stande brachte, er mochte sie Nachtgedanken, oder Oden, Satyren oder Trauerspiele überschreiben. Seine höchste und liebste Figur in den Nachtgedanken heißt Parenthyrus, (Uebertreibung) die zwar allenthalben die wichtigsten Tiraden, Eine aus der Andern hervortreibt, und unsäglich viel schöne Sachen sagt, am Ende aber doch nichts thut, als den menschlichen Verstand über seine natürliche Höhe schrauben. Mich wundert, daß man Young je für einen tief-sinnigen Dichter gehalten hat; ein äußerst wißiger, parenthyrfisch-beredter, nach Originalität aufstrebender Dichter ist er auf allen Seiten. Reich an Gedanken und Bildern, wußte er in ihnen weder Ziel noch Maas; wie er auf Pope's scherzhaften Rath in Thomas von Aquino die Englische Theologie studirte, so würde er diese allensfalls auch im Koran studirt ha-

ben. Wenige Dichter sind daher mit so viel Vorsichtigkeit, wie Er, zu lesen; in seinen Nachtgedanken, wie der Name sagt, ist er als ein Denker zu prüfen und jede Coquetterie des Witzes für das zu halten, was sie ist, wenn sie auch die heiligsten Sachen beträfe.

Thomson, wie unser Gessner und Kleist, ein liebenswürdiger Name. Erfunden hatte er seine Gedichtart nicht, ob sein Verehrer Nikin ihm gleich diesen Ruhm zuschreibt; in Milton u. a. lag sie, vielleicht in einem Keime, der künftig einer noch schöneren Entwicklung fähig ist, längst da. Thomson aber hat den Keim überlegend erzogen; dessen gebühret ihm die Ehre. Zu gut wußte er selbst, daß Jahreszeiten sich in Worten und einförmigen Jamben nicht mahlen lassen; er behandelt also sein Thema, wie er die Freiheit, die Burg der Trägheit und andre Gegenstände behandelte, philosophisch. Schildernde Lehrgedichte sind seine Jahreszeiten: denn mit Empfindung zur Lehre muß eine Gegend geschildert werden, wenn sie als Poesie in die Seele des Hörenden wirken soll; eine Kunst, die alle Nachahmer Thomsons nicht eben verstanden haben mögen. Er verstand sie, und so wird aus dem, was ich beigebracht habe, ziemlich klar, daß die Poesie der Engländer von Miltons Zeiten an eine reflectirende Poesie gewesen. Die Italiänische singet; die Französische Prosa-Poesie raisonnirt und erzählt,

die Englische in ihrer äußerst unmusikalischen Sprache denket.

Das wahre Feld der Englischen Poesie haben Sie nicht berührt; es ist die einkleidende Prose. Sobald Chaucers Reime und die alten Balladen abgekommen waren, man auch merkte, daß Spensers Stangen dieser Sprache eben so schwer als langweilig werden mußten, suchte man nach dem Beispiel Frankreichs die leichteste Auskunft, P r o s e.

Auch hier gab den Engländern ein Engländer, Shakespeare, Art und Weise. Er hatte Charaktere und Leidenschaften so tief aus dem Grunde geschildert, die verschiedenen Stände, Alter, Geschlechter und Situationen der Menschen so wesentlich und energisch gezeichnet, daß ihm der Wechsel des Ortes und der Zeit, Griechenland, Rom, Sicilien und Böhmen durchaus keine Hindernisse in den Weg legten, und er mit der leichtesten Hand dort und hier hervorgerufen hatte, was er wollte. In jedem seiner dramatischen Stücke lag also nicht nur ein Roman, sondern auch ein in seiner Art aufs vollkommenste nicht etwa beschriebener, sondern dargestellter philosophischer Roman fertig, in dem die tiefsten Quellen des Numuthigen, Rührenden, wie andern Theils des Lächerlichen, Ergötlichen geöffnet und angewandt waren. Sobald also jene alten Ritter- und

Liebesgeschichten, von denen zuletzt Philipp Sidney's *Arkadia* sehr berühmt war, einer neuern Denkart Platz machten; so konnte man in England kaum andre als Romane in Shakespeare's *Masnier*, d. i. philosophische Romane erwarten.

Der Weg zu ihnen war freilich ein beschwerlicher Weg; er ging durch Politik und Geschichte. Da England das erste Land in Europa war, in welchem der dritte Stand über Angelegenheiten des Reichs mitsprechen durfte, und von den Zeiten der Elisabeth an es ein so bewerbbarer Handelsstaat geworden war: so gingen die eigenthümlichen Sitten seiner Einwohner natürlicher Weise freier aus einander. Nicht alles war und blieb blos König, Baron, Ritter, Priester, Mönch, Sklave. Jeder Stand zeichnete sich in seinen Sitten ungestört aus, und durfte nicht eben, um der Verachtung zu entgehen, Sitten und Sprache seiner höhern Mitstände nachahmen; kurz, er durfte sich auch in seinem *humour* zeigen. Ohne Zweifel ist dies der Grund, warum die Engländer diese Eigenschaft so eifrig zu einem Zuge ihres Nationalcharakters gemacht haben; ihr *humour* nämlich war ein Sohn der Freimüthigkeit und eines eignen Betragens in allen Ständen. Wiß, Eigensinn, gute und böse Laune, tolle Einfälle u. s. haben andre Nationen wie sie, oft besser als sie; nur keine Nation, (ehemals vielleicht die Holländer und einige Deutsche Reichsstädte ausgenommen), glaubte sie so offenbar äußern zu müssen,

weil jede andre Nation das Gesetz der Gleichstellung mit andern zu hoch hielt. Wie aber der Italiäner seinen Caprici, der Franzose seiner Gasconade freien Lauf läßt, so gab der Engländer seinem trägeren humour nach; ein großes Feld für Komödien und Romane —

Wie die Parlamente in England das öffentliche Reden in Gang brachten: so die öffentlichen Blätter das Schreiben über Meinungen und Charaktere. Zeitungen und Pamphlets, Wochenblätter und Monatschriften hatten Einkleidungen und Schreibart dem Englischen Roman gleichsam ausgebildet, daher es kein Wunder ist, daß der Französische, Spanische und Italiänische Roman eine ganz andere Straße nahm. Insonderheit ist der Englische Roman den Triumvirn der Englischen Prose, Swift, Addison und Steele, den größten Dank schuldig. Der erste schrieb seine Sprache in der höchsten Genauigkeit (Proprietät), die er in einer Menge von Einkleidungen zu erhalten wußte. Sein Roman der Menschenfeindschaft, Sulliver, ist vielleicht vom menschenfreundlichsten, aber krankten, tiefverwundeten und seines Geschlechts überdrüssigen Denker geschrieben. Der glückliche Addison war von einer frohern Gemüthsart. Er und sein Gehülfe, Steele, besaßen eben die goldne Mittelmaßigkeit, die zu guten Prose-Schriftstellern gehöret. Als Männer von Geschmack und von Weltkenntniß hatten sie

das Richtmaas in sich, für die Menge zu schreiben, in keine Materie zu tief zu dringen und zu rechter Zeit ein Ende zu finden. Sie haben der Englischen Prose Cours gemacht und ihr das Mittelmaas gegeben, über und unter welchem man nicht schreibt.

Nun konnten also nach und nach (viele andre Vorarbeiten ungerechnet) die drei glücklichen Romanhelden auftreten, Fielding, Richardson, Sterne, die zu ihrer Zeit Epoche machten. So verschieden ihre Manier ist, so wenig schließen sie andre glückliche Formen aus, wie Smollets, Goldsmiths, Cumberlands und in andern Nationen andre schätzbare Originale zeigen. Keine Gattung der Poesie ist von weiterem Umfange als der Roman; unter allen ist er auch der verschiedensten Bearbeitung fähig: denn er enthält oder kann enthalten nicht etwa nur Geschichte und Geographie, Philosophie und die Theorie fast aller Künste, sondern auch die Poesie aller Gattungen und Arten — in Prose. Was irgend den menschlichen Verstand und das Herz interessiret, Leidenschaft und Charakter, Gestalt und Gegend, Kunst und Weisheit, was möglich und denkbar ist, ja das Unmögliche selbst kann und darf in einem Roman gebracht werden, sobald es unsern Verstand oder unser Herz interessiret. Die größten Disparaten läßt diese Dichtungsart zu: denn sie ist Poesie in Prose.

Man sagt zwar, daß in ihren besten Zeiten die

Griechen und Römer den Roman nicht gekannt haben; dem scheint aber nicht also. Homers Gedichte selbst sind Romane in ihrer Art; Herodot schrieb seine Geschichte, so wahr sie seyn mag, als einen Roman; als einen Roman hörten sie die Griechen. So schrieb Xenophon die Cyropädie und das Gastmahl; so Plato mehrere seiner Gespräche; und was sind Lucians wunderbare Reisen? Wie jeder andern haben also auch der romantischen Einkleidung die Griechen Ziel und Maas gegeben. Daß mit der Zeit ein Roman einen größeren Umfang, eine reichere Mannichfaltigkeit bekommen, ist natürlich. Seitdem hat sich das Rad der Zeiten so oft umgewälzt und mit neuen Begebenheiten auch neue Gestalten der Dinge zum Anschauen gebracht; wir sind mit so vielen Weltgegenden und Nationen bekannt worden, von denen die Griechen nicht wußten; durch das Zusammentreffen der Völker haben sich ihre Vorstellungen an einander so abgerieben, und überhaupt ist uns der Menschen Thun und Lassen selbst so sehr zum Roman worden, daß wir ja die Geschichte selbst beinah nicht anders als einen philosophischen Roman zu lesen wünschen. Wäre sie immer auch nur so lehrreich vorgetragen, als Fieldings, Richardsons, Sterne's Romane! —

Viel denkende Dichter hat also England in Poesie und Prose hervorgebracht, und die Nation ist auf sie

unermesslich stolz; die Dichter selbst aber starben meistens eines elenden, wohl gar des Hungertodes.

50.

Der poetische Himmel Britanniens hat mich erschreckt. Wo sind unsre Shakespear, unsre Swifts, Addisons, Fieldings, Sterne? Wo ist jene Menge von Edlen, die vorangingen oder wenigstens mit am Werk waren, die Philipp Sidney, Walter Raleigh, Bacon, Roscomon, Dorset, Algernon Sidney, Shaftesburi, Halifax, Sommers, Bolingbrocke, Littleton, Walpole u. f.? Wir wachten auf, da es allenthalben Mittag war und bei einigen Nationen sich gar schon die Sonne neigte. Kurz, wir kamen zu spät.

Und weil wir so spät kamen, ahnten wir nach: denn wir fanden viel Vortrefliches nachzuahmen. Franzosen, Spaniern, Italiänern, Britten, selbst Holländern ahnten wir nach; und wußten nie recht, wozu und weswegen? Unser verdienter Dpiß war mehr Uebersetzer, als Dichter. In Weckherlin u. a. ist der größte Theil fremdes Gut. So sind wir fortgeschritten; und wer ahmt uns nach? Wenn in Italien die Muse singend conversirt, wenn sie in Frankreich artig erzählt und vernünftelt, wenn sie in Spanien ritterlich imaginirt, in England scharf- oder

tieffinnig denket; was thut sie in Deutschland? Sie ahmt nach. Nachahmung wäre also ihr Charakter, eben weil sie zu spät kam. Die Originalformen waren alle verbraucht und vergeben.

51.

So übel Schet's nicht mit der Deutschen Muse, wie Sie fürchten. Es ist vielleicht der Hauptfehler unsrer Nation, daß sie aus zu großer Gefälligkeit gegen Fremde sich selbst nicht kennet und achtet.

Wahr ist's, wir kamen spät; desto jünger aber sind wir. Wir haben noch viel zu thun, indeß andre ruhn, weil sie das Ihrige geleistet haben.

Und waren wir in jenen Zeiten müßig? Nichts weniger; durch andre, vielleicht wichtigere Geschäfte wurden wir von einer Bahn zurückgehalten, die uns immer noch blieb. Für ganz Europa standen wir damals vor den Riß, sowohl gegen Rom's Despotie, als gegen eindringende Hunnen und Tataren. Daß Europa nicht zum Kalmückenlande oder zur Türkei ward, haben Deutsche verhindert; Raum zu dem friedlichen Garten, den die Musen lieben, haben sie mit ihrem Blut erfochten.

Unsre Sprache ist im Besiß älterer Poesie, als deren sich Spanier, Italiäner, Franzosen und Briten rühmen können *); einzig nur unsre Verfassung war Schuld, daß wir Jahrhunderte lang dies Feld

*) S. Schillers thesaur.

ungebauet ließen, Wir zogen nach Italien, und sonst in der Welt umher; haben aber doch, selbst in diesen fürchterlichen Zeiten, für ganz Europa manches Nützliche erfunden. Endlich, da die Reformation aus unsrer Mitte hervorbrach, und uns nach vielem andern Ungemach mit dem dreißigjährigen Kriege eine fast allgemeine Verwüstung und die so gefährliche Bekanntschaft mit fremden Nationen auf den Hals zog; — müssen wir, wenn wir die Geschichte Deutschlands durchgehen, uns nicht wundern, daß noch so viel ward, als geworden ist?

Demn nun reiseten die Fürsten, die Edeln. Sie staunten das Ausland an, und sprachen, lasen, schrieben fremde Sprachen. Und unsre gutherzigen Dichter freuten sich jeder neuen Sonne, die aufging, fanden sich geehrt, wenn sie Gesänge auch nur zueignen durften, ohne daß sie gelesen wurden. In Siebenbürgen dichtete der gute Dpiß, Weckherlin in England und Frankreich, Flemming am Caspischen Meer Deutsche Gedichte; niemand dankte es ihnen, daß sie es thaten. Und wer verdankte es dem Andreas Gryphius, dem von Lohenstein, daß sie unter ihrer Bürde bürgerlicher Geschäfte für Sprache und Poesie das thaten, was sie gethan haben?

Dank also auch dem guten von Logau, daß er in den wilden Zeiten des dreißigjährigen Krieges seine dreitausend Sinn- und andre Gedichte aufschrieb, ob er gleich ein Deutscher Baron war. Dank einem Dietz

rich von dem Werder, daß er den Tasso übersehte, und gleichwohl Hofmarschall seyn konnte, ja gar ein Regiment commandirte. Dank — o wie tief haben wir Deutsche anfangen, aus welcher drückenden Barbarei uns hervorarbeiten müssen, die uns noch allenthalben sogar als Ehre, als Vorzug, als Stammes- und Nationalruhm anklebt! „Welcher Mann von Ahnen wird ein Poëte, ein Savant, ein Philosoph seyn wollen, wenn er auch ein Tasso, ein Baco, ein Shaftesburi werden könnte?“ — Solon und Alexander, Cäsar und Augustus, so viele Fürsten und Edle in Italien, Spanien, Frankreich, England dachten anders.

„Weil wir also spät kamen, so ahmten wir freilich viel nach: denn wir fanden viel Vortrefliches nachzuahmen.“ Dies war Natur der Sache, nichts mehr und nichts minder; wer zuletzt kommt, thäte sehr unrecht, wenn er nicht nachahmte. So folgten die Römer den Griechen, den Römern die Mönche, Mönchen und Arabern die Provenzalen, den Provenzalen mittel- oder unmittelbar alle gebildete Nationen Europa's; warum sollten diesen nicht die Deutschen folgen? Alle Kunst ist Nachahmung; nur durch Nachahmung ist der Mensch zur Kunst gelangt; nur durch sie ist er Mensch worden. Wäre also auch Nachahmung der Charakter unsrer Nation, und wir ahmten nur mit Besonnenheit nach: so gereichte dieses Wort uns zur Ehre. Wenn wir von allen Völkern

ihr Bestes uns eigen machten: so wären wir unter ihnen das, was der Mensch gegen alle die Neben- und Mitgeschöpfe ist, von denen er Künste gelernt hat. Er kam zuletzt, sah Jedem seine Art ab, und übertrifft oder regiert sie alle.

Zu diesem Zweck haben wir ein vortrefliches Mittel in unsrer Gewalt, unsre Sprache; sie kann uns das seyn, was dem Kunst-nachahmenden Menschen die Hand ist. Man rühmt den Slavonischen Sprachen nach, daß sie zur Nachbildung fremder Idiome in jeder Wendung, in jedem Uebergange geschickt seyen; die deutsche Sprache hat diese Fähigkeit vor allen Töchtern der lateinischen, selbst vor der Englischen Sprache. Alle diese sind von Zwitternatur; aus ihren engeren oder weiteren Schranken können sie nicht hinaus, um sich einer fremden Sprache nur einigermassen zu bequemen. Vor allen ist die Französische Sprache die gebundenste, die gleichsam gar nicht übersetzen, gar nicht nachbilden kann; eine ewig Ungetreue, muß sie alles nur auf ihre, d. i. auf eine sehr mangelhafte Weise sagen. Die Deutsche Sprache, unvermischt mit andern, auf ihrer eignen Wurzel blühend und eine Stieffchwester der vollkommensten, der griechischen Sprache, hat eine unglaubliche Gelenkigkeit, sich dem Ausdrücke, den Wendungen, dem Geiste, selbst den Sylbenmaassen fremder Nationen, sogar Griechen und Römern anzuschließen

schließen und zu fügen. Unter der Bearbeitung jedes eigenthümlichen Geistes wird sie gleichsam eine neue, ihm eigne Sprache.

Mithin halte ich nicht nur für keine Schande, wenn man uns Nachahmung vorwirft; vielmehr vermehrt es den Reichthum unsrer Gedanken und Wendungen, unsrer Vorstellungs- und Sprachweisen, wenn wir, wie keine andre Nation thun kann, die Gestalt fremder Idiome mit überlegendem Verstande und weiser Hand nachbilden. Möge Hagedorn dem Horaz, dem Pope, Chaulieu und vielen andern, die er nicht verschwiegen, möge Gleim dem Anakreon und, wenn man will, auch dem Aesop, Phädrus, Tyrtäus, Moncrif, Bernard u. s. nachgeahmt haben; ahmten sie als Männer nach, also daß ihre Nachbildung in unsrer Sprache ein Werk war, um so besser; so haben sie ihre Nation mit vortreflichen Denkweisen mehrerer Geister und Völker bereichert. Einem reichen Dichter unsrer Sprache hat man nachgerechnet, daß er in Homers, Pindars, Xenophons, Lucians, Ariosts, Cervantes, Pope, Fieldings, Sterne, sogar des Königes Davids und der Sultantin Scherazade Art und Manier Psalmen und Märchen, Helden- und Lehrgedichte, epische Gesänge und Romane geschrieben, gedichtet und gesungen habe. Desto besser! Um so reicher sind wir durch ihn wor-

den. Die Ananas, die tausend feine Gewürze in ihrem Geschmack vereint, trägt nicht umsonst eine Krone.

52.

Und wäre es denn wahr, daß die Deutschen so ganz charakterlos nachahmen? Das mindeste Gefühl des Genies unsrer Sprache und unsrer Schriften zeigt etwas anders von den urältesten Zeiten her.

Leset Otfried, leset das alte Siegeslied unter Ludwig; der gutmüthige und biedre Charakter der Nation ist schon durchaus kennbar. Er ist in den lateinischen Schriftstellern der mittleren Zeiten, wie in unsern altdutschen Sprüchwörtern, Apophthegmen und Reimen. Allenthalben findet ihr altdutschen Wiß und Verstand in den kürzesten ungekünstelten Worten. Wer am Charakter der Deutschen Nation zweifelt, darf irgend nur ein Wörter- oder Sprüchwörterbuch, Agrikola, Frank, Zinkgräf, Lehmann, oder eine Sammlung von Geschichten, Lehrsprüchen, Liedern, Fabeln und Erzählungen durchgehen. In Trimbürg, Kaisersberg, Brandt, Luther, Kollenhagen, Opiß, Logau, Dach, Tscherning u. s. spricht dieser verstand- und lehrrreiche Genius auf allen Seiten. Vergleicht unsre Deutschen Minnesänger mit den Provenzalen. Nicht nur von Seiten der Sitte gewinnen die unsern, sondern oft auch in Rücksicht

der innigen Empfindung. In Süden, wenn ihr wollt, ist mehr Lustigkeit und Frechheit; hier mehr Liebe und Ehre, Bescheidenheit und Tugend, Verstand und Herz.

Rechtliche Ehrlichkeit also, Richtigkeit in Gedanken, Stärke im Willen und Ausdruck, dabei Gutmüthigkeit, Bereitschaft zu helfen und zu dienen; dies ist die Gemüthsart unsres Volks, die es auch im Nachahmen, selbst im ungeschickten Nachahmen des Fremden, nie verläugnen konnte. Denn woher fiel das Nachahmen der Deutschen oft so ungeschickt aus? Weil sie es allenthalben zu ehrlich meinten, so wurden sie oft getäuscht und betrogen. Die ganze Nachahmungssucht der Deutschen rührt von ihrer Gutmüthigkeit her. Sie dachten zu bescheiden von sich, und wollten immer lernen, auch wo sie allenfalls lehren konnten. Der üble Geschmack, in den sie sich zu Hofmannswaldau und Lohensteins, zu Talanders, Weise und Menantes Zeiten stürzten, rührte von ihrer gutmüthigen Gefälligkeit gegen die sogenannten Leute von Welt, gegen ihre Großen und Hofleute her, die in diesem üblen Geschmack das Paradies fanden. Bessers, Königs, Heräus, Neukirchs Canzleipoesien gingen auf eben diesem plattgetretenen Hofwege ins Verderben.

Sobald aber der Deutsche Verstand wieder zu Kräften kommen konnte, zeigte sich sogleich unsere

Gemüthsart wieder; Ueberlegung, Biederkeit und Herz. Welche kindliche Gutmüthigkeit herrscht z. B. in Brocks Schriften! Wie ein Liebhaber an der Geliebten hängt er an einer Blume, an einer Frucht, an einem Gartenbeet, einem Thautropfen! Mit überströmender Wortfülle mahlt er seinen Gegenstand voll Liebe und Bewunderung, um ja keine andre als gutmüthige Empfindungen zu erregen. Gegen Sowleys Beschreibung von Pflanzen und Blumen werden wir unsern Brockes nicht tauschen.

Die Poesie der Niedersachsen ging auf eben dem Wege fort. Hagedorn ist ihr schöner classischer Gipfel. Lege man mir Waller, Denham, Gay, Roscommon, Dorset und noch eine Reihe solcher Helden zusammen; Hagedorn bleibt mir. Wir haben in ihm die Blüthe von hundert lehrreichen, angenehmen, moralischen, fröhlichen Dichtern.

Ihm gegenüber steht Haller, der eine Alpenlast der Gelehrsamkeit auf sich trug. Was von Haller mit Pope verglichen werden kann, ist über Pope, was aus Pops lebendiger Welt an seinen Satyren und Charakteren in seinem Reimgefingel dasteht, würde Haller redlicher aufgestellt haben. Bewahre uns die Muse vor Dichtern, bei denen Verstand ohne Herz, oder Herz ohne Verstand ist. Zwei Popische Gedichte wünschte ich indessen meinem Vaterlande wohl eigen, seinen Versuch über den Menschen und über die Kritik. Ich habe

nicht den mindesten Zweifel, daß wir beide besser, als Pope sie schrieb, zu ihrer Zeit bekommen werden. Unses Hallers Gedichte sind ein Richtmaß der Sitten, so wie der Wissenschaft und Gedenkart. Man kann von ihnen und den Werken mehrerer deutscher Dichter sagen, daß kein falscher Gedanke (Religionsvorstellungen etwa ausgenommen) in ihnen sey; welches man von wenig ausländischen Dichtern sagen möchte. Wie Hallers Ode auf die Ewigkeit ist, erscheint nichts Aehnliches in Pope.

Und noch hatte Haller außer seinen großen Verdiensten um mehrere Wissenschaften ein Glück, dessen sich der Engländer nicht rühmen konnte, er ward, wie Dpiß, der Vater eines bessern Geschmacks in Deutschland, da Pope nichts anders als Drydens und mehrerer Vorgänger feinerer Nachgänger war. —

Ohne Zweifel erwarten Sie nicht, daß ich jede gutmüthige Bemühung der Deutschen nach Jahren durchgehen soll, wie sie z. B. den Verstand und Wiß ihrer Landesleute bald belustigten, bald erweiterten, oder dazu hieher und dorthier beitrugen. Jeder that was er thun konnte; und Sellerts, Cramers, der beiden Schlegels, Rabner u. a. guter Wille wird dabei gewiß aufwiegen können, was die Richer, la Motte, und J. B. Rousseau, oder die King's, Philipp's u. f. auswärts geleistet haben. In ihrer Lage sind mir die Namen Lange und Pyra werther, als hundert schreibselige Namen späterer Zeiten.

Kleist kommt; und wer verkennete an ihm sein deutsches Herz, seinen edeln Charakter? Als Künstler der Poesie, dazu in mancherlei Arten, möchte ich lieber Thomson seyn, Thomson insonderheit seit er Italien gesehen hatte; aber als Mensch und Dichter gilt es keine Frage. Kleists Herz lebt in seinen Gedichten, in seinem Frühlinge, in mehreren seiner Oden, in seinem Geburts- und Grabesliede, in seiner Sehnsucht nach Ruhe, in Eßides und Paches. Nach seinem Seneka wollen wir ihn nicht messen; aber den edlen Geist, das patriotisch menschliche Gemüth, das mitten unter Kriegesscenen in diese kleinen Gedichte wie in ein Asylum floh und jetzt darinn, wie in einer zerstückten Urne sein ewiges Denkmal findet, wollen wir werth halten und lieben.

Ihm füge ich Lessing und Gleim bei. Des Ersten Genius lebt in jeder Zeile seiner Schriften, zumal in seinem Nathan; und in Gleim's Schriften schläget gewiß ein Herz vom wahresten deutschen Charakter. Zu seinen Kriegsliedern war Lessing der Vorredner; in seinen Fabeln, Liedern, und mehreren seiner Gedichte verbinden sich Muth und Treue, Freundesgefühl, Einfach und Stärke. Klopstocks Ode an Gleim ist ein Bild des Dichters und seiner Gedichte.

Man ist gewohnt, Klopstock den Deutschen Milton zu nennen; ich wollte, daß beide nie zu-

sammen genannt würden, und wohl gar, daß Klopstock den Milton nie gekannt haben möchte. Beide Dichter haben heilige Gedichte geschrieben; ihre Muse aber ist nicht dieselbe. Wie Moses und Christus, wie das alte und neue Testament stehen sie einander gegenüber. Milton's Gedicht ein auf alten Säulen ruhendes durchdachtes Gebäude; Klopstock's Gedicht ein Zaubergemählde, das in den zartesten Menschenempfindungen und Menschenscenen von Gethsemane aus über Erd und Himmel schwebet. Die Muse Milton's ist eine männliche Muse, wie sein Tambus; die Muse Klopstock's eine zärtere Muse, die in Erzählungen, Elegien und Hymnen unsre ganze Seele, den Mittelpunkt ihrer Welt, durchströmet. In Ansehung der Sprache hat Klopstock auf seine Nation mehr gewirkt, als Milton vielleicht auf die seinige wirken konnte; wie er denn auch ungleich vielseitiger, als der Britte, über dieselbe gedacht hat. Eine seiner Oden im Geschmack des Horaz ist nach dem Richtmaas der Alten mehr werth, als sämtliche hochaufgethürmte brittische Odengebäude. — Daß Klopstock zu seinem Hermann einen Glück fand, daß er durch seine Gesänge ihn und andre seines Geistes zu dieser Gattung einfacher Musik weckte, gehdret mit zu den glücklichen Begegnissen seines Lebens; dem blinden Barden in Britannien ward mit seinem Lycidas und Samson dies Glück nicht. Wenn überhaupt die Muse der Tonkunst in der Eins-

salt und Würde, die ihr gebühret, zu uns zurückzuehren würdigte; wessen Worte würden sie freundlicher hernieder zaubern, als Klopstocks? —

Wollten wir die goldnen philosophischen Oden unsers U3 gegen die Oden des Cowley; Hagedorn gegen Waller; Cronegks bessere Gedichte gegen Prior; Witthof (in seiner ersten Ausgabe) gegen Alfenside, Gerstenberg selbst gegen Otway und Waller vertauschen? Ich bleibe bei meinen Landsleuten; bei wenigerm Glanze der Kunst ist in ihnen mehr Gemüth, mehr wahre Empfindung. In allen Liedern, die von unsrer Jugend gesungen werden, so verschieden der Genius der Dichter sey, in Claudius, Hölty, Stolberg, Jacobi, Voß, Schiller ist der Charakter unsrer Nation, Gemüth, kennbar. —

Selbst die Art, wie sich die Deutschen fremder Erscheinungen angenommen haben, zeigt die Herzlichkeit ihres Charakters. Wo ist dem Milton und Ossian wärmer gehuldigt worden, als in Deutschland? Stand in England jemand auf, der sich des Galischen Singers angenommen hätte, wie Denis? den er beseelt hätte, wie z. B. Rosgarten und mehrere unserer Landsleute? Nehmet eine ausgewählte Sammlung deutscher Lieder und stellet sie der besten Englischen entgegen; an innerem Werthe, wohin wird die Wage sinken? Ihre Gesänge der Empfindung sind meistens Schottische Lieder.

Gern nenne ich noch zusammen Wieland und Gessner. Den ersten hat man sehr unzeitig mit Voltaire verglichen, mit Voltaire, der bei dem besten Kopf und der schlauesten Gewandtheit doch nur ein wichtiger Satyr war, und zwar im Grunde nur in einer Manier des Witzes, die er tausendfach zu verändern und nach dem Geschmack seines Zeitalters, ja wo möglich jeder Person in demselben zu modificiren wußte. Die Muse unsres Landsmannes ist ein reinerer Genius, der in jeder Gestalt, die er annimmt, gewiß einen edleren Zweck hatte, als uns blos witzig zu amüsiren. Ein echter Jünger jener alten *gaya ciencia*, ob er uns nach Delphi oder Tarent, nach Sicilien oder Salerno, ins Faß des Diogenes oder an die Tafelrunde, nach Bagdad oder ins Feenland geleite. Der Geist der sokratischen Schule verließ ihn selten: denn seine oft mißverständene Philosophie ist am Ende doch Weisheit des Lebens.

Warum ist Gessner von allen Nationen, die ihn kennen lernten, mit Liebe empfangen worden? Er ist bei der feinsten Kunst Einfachheit, Natur und Wahrheit. In Darstellung einer reinen Humanität sollte ihn selbst das Sylbenmaaß nicht binden; wie auf einem Faden, der in der Luft schwebt, läßt er sich in seiner poetischen Prose oder prosaischen Poesie jezt auf blühende Fluren hinab, jezt schwinget er sich in die goldnen Wolken der Abend- und Morgens-

röthe, bleibt aber immer in unserm blauen Horizont
 gesellig, froh und glücklich. Mit Kindern ward er
 ein Kind, mit den ersten Menschen einer der ersten
 schuldlosen Menschen, liebend mit den Liebenden und
 selbst geliebt von der ganzen Natur, die ihm in sei-
 ner Unschuld ihren Schleier wegzog. Gerade der
 einfachste Dichter, dessen ganze Manier Verbergung
 der Kunst war, ist unser berühmtester Dichter wor-
 den, und hat manche Ausländer mit dem süßen Wah-
 ne getäuscht, als sey alle unsre Poesie reine Humani-
 tät, Einfachheit, Liebe und Wahrheit.

53.

Bei der gutmüthigen Lehrhaftigkeit, die Sie den
 Deutschen zuschreiben, vergessen Sie, daß Form
 das Wesen der Poesie ist; und wer begreift schwerer,
 was Form sey, wer kann sich in sie minder fügen,
 geschweige sich dieselbe an- und zubilden, als ein
 Deutscher? Unser Leben, unsre ganze Verfassung ist
 ja Unform.

Ihr gelehrter Opitz übersehte aus allen Sprachen;
 aber wie schwer! wie einförmig! Lesen Sie seine
 Antigone, seine Trojanerinnen, seinen Apoll
 und Daphne, (eine italiänische Oper,) seine Son-
 nette und Sinngedichte; wie schwer und einförmig!

Zweitens. Kritik muß die Poesie als Kunst aus-
 bilden; was ist aber Kritik bei den Deutschen? Eine

verpachtete Bude, eine verachtete Lästerschule. Was ist vom Geschmack einer Nation zu halten, die auf ihren Richtersthühlen des Geschmacks namenlose feile Victoren verehret? Was ist von ihrer Gutmüthigkeit zu halten, wenn sie falsch Maas und Gewicht des Urtheils öffentlich duldet?

Endlich scheinets, daß die deutsche Poesie auf die von Ihnen angezeigte Weise eine Kinderpoesie sey und seyn werde. Sie unterhält uns mit schönen Bildern und Abstractionen; oder zaubert uns in ein Arkadien voll Unschuld, Liebe und Einfalt, das nirgend ist, als in der Phantasie der Dichter. Es ist also leicht zu begreifen, daß Männer von Geschäften und reelldenkende Menschen sich mit Fantastereien solcher Art wenig abgeben werden. Sie sind Spielwerke der Weiber und Kinder, überhaupt aber eccentricer, müßiger Menschen.

54.

Form ist vieles bei der Kunst; aber nicht alles. Die schönsten Formen des Alterthums belebet ein Geist, ein großer Gedanke, der die Form zur Form macht, und sich in ihr wie in seinem Körper offenbaret. Nehmt diese Seele hinweg; und die Form ist eine Larve.

Vollends poetische Form ist vom Gedanken und von der Empfindung dergestalt abhängig, daß ohne

diese sie wie ein schöngezimmertes Block dastehet: denn Poesie wirkt durch Rede. Rede aber enthält nicht nur, sondern sie ist eine Folge von Gedanken. Ohne diese ist das schönste Sonnet ein Klinggedicht; nichts weiter. Soll ich wählen, Gedanken ohne Form, oder Form ohne Gedanken: so wähle ich das Erste. Die Form kann meine Seele ihnen leicht geben.

Und wären die Deutschen denn von jeher so formlos gewesen? Bei den Minnesängern finde ich dies nicht; bei Reineke dem Fuchs noch minder. Ihre alten Lieder, Sprüche und Erzählungen haben eine so gedrungene, oft so geistige Form, daß es schwer seyn würde, ein Wort hinzuzuthun oder hinwegzunehmen. Opihens Manier ist freilich einförmig; Dank ihm aber für diese Einförmigkeit, die zum Zweck hatte, uns bei der Skansion der Sylbenmaasse festzuhalten. Hätte er sich wie seine Vorgänger an der bloßen Declamation gereimter Verse begnügt: so wäre er freilich abwechselnder worden; er hätte uns aber auch auf den Irrweg aller der Nationen geführt, die bis auf den heutigen Tag noch keine ächte Quantität der Sylben haben. Unsre Sprache gebietet gleichsam Form, mehr als irgend eine andre; die französische, die englische Sprache sind, mit ihr verglichen, in der Poesie formlos: denn nur Willkühr und Uebereinkunft hat bei ihnen hier diese Art des Reims, dort jene Regel des Geschmacks festgestellt,

die der Sprache selbst nach unbestimmt waren. Unfre Sprache strebt der schwersten, zugleich aber auch der schönsten und bestimmtesten Form nach, der Form der Alten.

Zuerst versuchten wir dieses lyrisch; wer ist, der eine Ode U₃, Klopstocks, Ramlers formlos nennen dürfte? Der letztgenannte Dichter hat in dem, was Form der Sprache ist, in Oden, Liedern, Sautaten, Idyllen und Sinngedichten so viel geleistet, und an den beliebtesten Formen eigener und fremder Werke so oft gebessert, daß des Boileau Feile gegen die feinige ein stumpfes Werkzeug scheineth. Klopstocks kleinste Ode, Gerstenbergs kleinste Gedicht ist eine lebendige Form; und, wer hat uns mehrere, und angenehmere Formen gegeben, als unser Sö^h? den man den vielförmigen nennen könnte. Auf jedem Hügel des Helikons suchte seine Muse die zartesten Blumen, und band sie auf die vielfachste zierlichste Weise in Kränze und Sträußchen. Sanft ruhe die Asche dieses während seines Lebens unbekannt gebliebenen Dichters! mit jedem Frühlinge blühe fortan sein Andenken auf.

Sind Kleists sämtliche kleine Gedichte ohne Form? Sind Wielands Erzählungen, vom leichtesten Märchen bis zu seinem Agathon und Oberon hinauf formlos? Lessings Stücke vom Epigramm und Liede bis zu seiner Minna und Emilie, Philotas und Nathan, jede Fabel und

Parabel, ja ich möchte sagen, jedes Urtheil und Fragment dieses scharfsinnigen Weisen hat Form und ist Form, auch wo er vielleicht irret, auch wo er nur lernte.

Ein anderer Dichter hat sich der Form der Alten auf einem neuen Wege genahet. Durch eine theilnahmlose genaue Schilderung der Sichtbarkeit und durch eine thätige Darstellung seiner Charaktere, Goethe. Sein *Berlichingen* ist ein Deutsches Stück, groß und unregelmäßig wie das Deutsche Reich ist; aber voll Charaktere, voll Kraft und Bewegung. In jedem seiner späteren Stücke hat er eine einzelne gewählte Form im leichtesten Umriß zu ihrer Art vollendet. So sein *Clavigo*, seine *Stella*, sein *Egmont*, *Tasso* und jene schöne Griechische Form, *Iphigenia in Tauris*. In ihr hat er wie Sophokles den Euripides überwunden. Auch aus dem Reich der Unformen rief er Formen hervor, wie sein *Faust*, sein *Kophtha*; auch andre Gedichtarten sind nach Form der Alten glücklich von ihm bearbeitet worden. Wer nach diesen und andern Productionen, auch in Uebersetzungen aus fremden Sprachen, die Poesie der Deutschen formlos nennen will, der zeige mir unter Italiänern, Spaniern, Franzosen und Engländern bessere Formen. Wenn an mehrere ihrer Dichter das Richtmaas gelegt würde, das Lessing in einigen Stücken an Corneille und Voltaire legte; wo bliebe Form und Umriß?

Bei dem Allen aber komme ich auf den Anfang meines Briefes zurück: Form ist nicht Alles in der Dichtkunst; auch muß man einer Nation Formen nicht aufbringen, die ihr durchaus fremd sind. Was in der Welt schadete es uns, wenn wir keine Italiänische Oper oder keine Englische Komödie hätten? Diese mit allen ihren humoristischen Lannén und Charakteren ist bei uns in der Natur nicht da; und ich sehe kein Uebel darinn, daß sie fehle; auch ist die ganze Wirthschaft dieser Komödie keine Deutsche Haushaltung. Wer verbände uns also, fremde Caricaturen anzustauen und aus ihnen ein erzwungenes Vergnügen zu schöpfen? So die kleine Italiänische Oper; sie will in Italien gesungen und gespielt seyn. Wo sie dies nicht werden kann, was ist natürlicher, als daß, trotz der besten Musik, ein fremdes Volk, an ihrem fremden oft unbedeutenden Inhalt, an Ränken und Scherzen, die bei ihm nicht in Gebrauch sind, keinen Geschmack findet? Der angenehme Müßiggang, das dolce far niente, bei dem man sich öffentlich auch an Possen, als an Kunststücken, vergnügt und die Zeit hintändelt, ist unter unserm härtern Himmel nicht zu Hause. Wer aus einem mühseligen Leben ins Schauspiel tritt, will sich nicht bloß an der Form als an einem Kunststück freuen, sondern durch etwas Innigeres geweckt seyn. Viele Kunstproducte fremder Nationen sind Kinder der Ueppigkeit und eines Verderbens der Sitten, von dem glücklicherweise

manche Provinz unsrer arbeitseligen Nation noch nicht weiß; sollen wir ihr diese Producte mit den Ursachen wünschen, die sie erzeugten? und den Geschmack an ihnen verbreiten? Führet einen gesunden jungen Mann, ein gesundes keusches Mädchen, in die Kammer des abgelebten Lustlings oder der feilen Unzucht; werden sie, denen ein besserer Trieb im Herzen schlägt, oder sich in leisen Wünschen reget, an den frechen Reizungsmitteln dieser Ausgearteten und Abgestorbenen Vergnügen finden? oder sie mit Entzücken ansehen? Schonet der Unschuld unsrer Nation, wenn ihr sie auch eine dumme Unschuld nennen solltet; kein belohnendes Gefühl ihrer Gesundheit will sie gern mancher lüsterneu Form entbehren. Jedes Volk hat seinen Kreis des Wohlstandigen in sittlichen Begriffen und Gefühlen, aus welchem es keine erjagte Lizenz eines fremden Volks reißen muß.

Daß übrigens die feine Komödie bei uns manche Schwierigkeiten findet, ist unlängbar, aber auch sehr erklärlich. Erzieheth die Nation, und sie wird auch an feineren Zügen der Sittlichkeit Geschmack finden. Da jezt Alles sich lesend vergnügen will, meistens aber das Schlechteste liest; wären nicht hundert Mittel da, diese Lesereien aufs Bessere zu leiten? Bedienet Euch nur einiger dieser Mittel, und das Verderben ist noch abwendbar. Sehr undeutsch wäre es, wenn bei uns die Moralität ein verspotteter Name würde; der alten Sitte nach gehört sie mit zu

unserm Charakter und kann uns durch nichts ersetzt werden. Uns fehlet Wiß und leichte Natur, uns fehlt ein schöner Himmel, die Unmoralitäten nur einigermassen lustig und leidlich zu machen; Deutsche Ueppigkeit war daher von jeher grob, weil sie in unser Klima, in unsre Lebensart und überhaupt zum Deutschen Charakter nicht gehdret.

Lassen Sie mich diesen Brief noch mit dem Andenken eines fröhlichen Dichters schliessen, der uns unvergessen seyn sollte, Zacharia. Seine comischen Epopeen, seine lyrischen und musicalischen Gedichte enthalten in einer leichten Form so viel Schönes, und bei einer glücklichen Natur ein so geselliges Leben, daß ich sie statt mancher neueren Ziererei jungen Leuten in die Hand wünschte. Und nun zur Kritik der Deutschen.

 55.

Mangel an Kritik sollte die Krankheit nicht seyn, an der der Deutsche litte; unsre Langsamkeit, unsre ruhige Ueberlegung macht uns, dünkte ich, zu gebornen Kunstrichtern.

Gesunder Verstand war von jeher das Lob, nach welchem der Deutsche strebte. Hundert Sprüchwörter und Redarten unsrer Sprache zeigen, daß wir auch im gemeinen Leben es auf ein Richtmaas der Sitten treu und ehrlich anlegten.

Und wir hatten Muth, unser Urtheil zu sagen. Die Reformation, die von Deutschland ausging, war eine laut- und scharfgesagte Kritik über eine Menge damals geltenden Unsugs. So lange diese Streitigkeiten dauerten, übten wir Kritik Angriffs- und Vertheidigungsweise; andre Nationen folgten uns nach.

Und zwar thaten wir dies, (wenige vielleicht nöthige Fälle ausgenommen) mit einer Bescheidenheit, in der uns andre Nationen eben nicht nachfolgten. Unter allen Reformatoren der Philosophie z. B. war Leibniz der bescheidenste Reformator. Alle Systeme der Alten, glaubte er, ließen sich vereinigen, weil in Jedem Etwas Wahres und Vorzügliches sey; eine solche friedliche Vereinigung war von Jugend auf der Lieblingsplan unsres Weisen. Mit unüberwindlicher Gelassenheit stellte er seine Meinungen mit den Meinungen Des-Cartes, Shaftesburi, Locke, Newton's zusammen; vor so partheiischen Ohren der letzte Streit geführt ward, blieb seine Kritik dennoch eben so vest als bescheiden. Ich bewundere die Geduld, die er sich zu Vereinigung der Kirchen in Beantwortung theologischer Zweifel nahm; er antwortete Jedem, wie Er's fassen und ertragen konnte.

Mit Leibniz starb dieser Geist philosophischer, friedlicher Kritik nicht aus; auch Wolf und seine Schüler erwiesen ihn selbst gegen ihre bittersten Feinde. Allen Freunden der Leibnizischen Denkart ist eine

gesunde Kritik heilig, weil sie sich in der Mathematik an Genauigkeit der Begriffe und des Ausdrucks gewöhnt haben und keine menschliche Wissenschaft verachten. Der friedliche Alexander Gottlieb Baumgarten ward mit seiner seltenen fast ängstlichen Präcision, ohne daß erß wußte und wollte, der Vater einer Schule ächter Kritik, auch der schönen Wissenschaften und Künste in Deutschland. Lambert und Kant haben ihre Architektonik und Kritik an seinen Lehrbüchern geschärfet. —

Wie nun? und dennoch hätte Ihr Vorwurf Grund, daß eben in diesem Felde, der Region des Geschmacks und Vortrages in Deutschland eine partheiische Kritik mit falschem Maas und Gewicht handle? Sie klagen die Gutmüthigkeit unsrer Nation an, die sich Alles gefallen lasse, Alles ertrage und dulde. — Mich dünkt, die Geschichte der Zeit gebe hierüber einige Auskunst.

Als Opitz, Logau, Tscherning u. s. im bessern Geschmack zu schreiben anfangen, warfen sie sich nicht zu Richtern jedes fremden Geschmacks auf; ihre Werke waren Kritik; die Anweisungen, die Opitz und seine Nachfolger gaben, betrafen meistens nur Sprache und Verkunst.

Und sie haben hierinn auf eine friedliche Art viel geleistet. Wenn ich Schottels, Stiellers, Frisch, Boddikers, Wächters, Haltans u. a. stille Verdienste um unsre Sprache mit den heftigen und nutzlosen Streitigkeiten unwissender Schrift-

steller in den folgenden Zeiten vergleiche: so sehe ich dort fleißige Ameisen und Bienen zusammentragen, hier laute Wespen schwirren und stechen. Es ist wahr, man lobte sich damals etwas zu viel unter einander; die Glieder der Fruchtbringenden Gesellschaft, des Blumen- und Schwanen-Ordens u. s. munterten sich einander durch gegenseitiges, oft zu reiches Lob auf. War dies indessen nicht sehr verzeihlich? Nach so langen Trübsalen theologischer Streitigkeiten und des dreißigjährigen Krieges freueten sich diese alten Kinder, daß sie auch eine Sprache hätten, in der sie schreiben und reimen könnten; und ist nicht viel, viel Gutes durch die Mitglieder dieser Gesellschaften bewirkt worden? Wie viele schreiben denn jetzt in Prose, wie Zinkgräf, Spiß, Harßdorfer, Rist, Lohenstein u. a. schrieben? — Lasset uns doch die guten Bemühungen unsrer Vorfahren nicht verkennen! auch über uns wird man einst als über Vorfahren richten.

Es ist schon bemerkt worden, daß an der französischen Sprachenmengerei und an dem Italiänisch-falschen Geschmack, der im Anfange unsres jetzt abgehenden Jahrhunderts einriß, eigentlich die Deutschen Höfe Schuld waren. Ihnen bequerten sich die Schriftsteller; und auch Leibniß, der zu Fortbildung der Deutschen Sprache so vortrefliche Grundsätze nicht nur hatte, sondern auch bei der Akademie in Gang bringen wollte, auch Er schrieb ein Deutsch,

daß seiner Zeit gemäß war. Noch mehr frohnten Christian Thomasius, Tenzel u. a. diesem Geschmack, der damals für Artigkeit galt; daher Thomasius die gesunde Kritik, die er an die Rechtswissenschaft, und andre Scienzen wandte, auf den Geschmack nicht anwenden konnte. Caniz, als Hofmann, gab nur durch seine Gedichte, deren wenigste leider zu uns gekommen sind, ein besseres Muster.

Der Erste, der mit scharfen Pfeilen auf den Lohensteinischen Geschmack losging, war meines Wissens Bernike, ein Preuße. In England und Frankreich an einen bessern Geschmack gewöhnt, wollte er sowohl durch seine Sinngedichte, (Ueberschriften) als durch die Anmerkungen, mit denen er sie begleitete, diesen auch den Deutschen zu kosten geben. Nicht mit vielem Erfolg: denn seine Ueberschriften waren hart, und die Anmerkungen doch nur Spötereien. Sollte man an Jene, die Ueberschriften nämlich, das Maas der Griechen und Römer legen, wie viel Ueberwiß, wie mancher falsche, erzwungene Zierath müßte hinweggethan werden, auf welchen er doch, wie die verschiedenen Ausgaben derselben zeigen, selbst den mühsamsten Fleiß gewendet. Also war auch sein Geschmack bei weitem nicht rein und vollendet.

Die Hofverse dauerten fort, bis fern von Hofen in seinem Garten Brockes die Natur und eben so fern von Hofen Bodmer und Breitinger Sit-

ten mahlten. Immer bleibt Deutschland diesen Reformatoren des Geschmacks, so wie den Hamburgischen Patrioten Dank schuldig; sie thaten, was sie zu ihrer Zeit thun konnten. Breitingers Dichtkunst und Abhandlungen zeigen durchaus einen Kenner der Alten, der seinen Geschmack an ihnen bewährt hat; auch Bodmers Bemühungen aus neuer sowohl ausländischen, als unsrer alten Deutschen Sprache uns einen größeren Reichthum an Gedanken, Bildern, Fabeln, Einkleidungen und Ausdrücken als Kunststrichter und Dichter zuzuführen, haben ihren Zweck nicht verfehlet. Er hat viel aufgeregt, und sich fast über Vermögen bemühet, indem er bis in sein greises Alter wie der frischeste Jüngling an jedem neuen Product unsrer Sprache Theil nahm.

Warum aber mußte diese Kritik, die doch Philosophie ist, und ein besserer Geschmack am Schönen und Guten durch einen unwürdigen Federkrieg eingeführt werden? That nicht auch Gottsched was er thun konnte? Die Weisesten in diesem Streit, Haller und Hagedorn, schwiegen. Der Erste hat auch als Prosaisist so viel Verdienst um den bessern Geschmack im Vortrage der Wissenschaften, daß ihm auch die Deutsche Kritik vielleicht den Ersten Kranz reichet. Mitten unter stürmischen Factionen brachte er ein schmales Blatt Deutscher Kritik unter den Schutz einer Societät der Wissenschaften selbst und gründete ihm dadurch nicht nur Unpartheilichkeit,

Billigkeit und Gleichmuth, sondern auch Theilnahme am Fortgange des menschlichen Geistes in allen Weltgegenden und Sprachen. Seitdem sind die Göttin- gischen gelehrten Anzeigen nicht nur An- ualen, sondern auch Beförderinnen und, ohne ein Tribunal zu seyn, consularische Fasten und Hülfquellen der Wissenschaft worden, zu denen man, wenn manche einseitige Kritik verstummt ist, wie durch Lybische Wüsten zum stillen Kenntnißge- benden Orakel der Wissenschaft reiset, und dabei im- mer noch Hallers und seiner Nachfolger Namen segnet.

Die Trommete war erklungen; es war bestimmt, daß der bessere Geschmack der Deutschen im Schlacht- getümmel empfangen und geboren werden sollte. Wo zwei streiten, gewinnt der Dritte. Nikolai schrieb seine Briefe über den Zustand der schönen Wissen- schaften in Deutschland, mit Uebersicht der Fehler von beiden Seiten: denn schon hatten während dieses lan- gen Streits mehrere Schriftsteller von Genie, das, worüber man stritt, durch die That entschieden. Lessing war Einer von ihnen. Seine mancherlei Vorzüge an Kenntnissen, Geschmack und Schreibart gaben ihm ohne sein Wollen das natürliche und er- worbene Recht, durch ein Weniges, der Anfang zu Vielem zu seyn, das wohl nicht sein Plan war. Durch Nicolai, Mendelsohn und Jhu fing die Bi- bliothek der schönen Wissenschaften, durch

Ihn, Mendelsohn und Nicolai fingen die Literaturbriefe an; unstreitig mit einem Urtheil von feinerer Bestimmtheit, in einem größeren Umfang von Ideen und einer schärfern Unpartheilichkeit als jene Partheien geäußert hatten. Der Bibliothek nahm sich, nachdem ihre Urheber vom Werk abtraten, ein Schriftsteller an, der als Dramatischer und Lyrischer Dichter unsrer Nation werth geworden ist, Weiße. Winkelmann, Hagedorn, Heyne, Garve u. a. machten sie, eine Reihe von Jahren hindurch, (in den neuesten Jahren kenne ich sie nicht) zu einer Leiterinn des guten Geschmacks, die uns zugleich das Merkwürdigste fremder Nationen bekannt machte. Die Literaturbriefe, zu welchen, nach Lessings Entfernung Abbt beitrug, thaten dadurch einen merklichen Schritt weiter, daß sie bei strengem Tadel selbst oft eigene bessere Ideen entwickelten und in der gewählten Form einer Privatcorrespondenz keine Orakel der Welt seyn wollten. Lessing insonderheit war ein bescheidner, gegen andre, auch wo er es nicht seyn durfte, ein nachgebender Mann und Mendelsohn, wenn ihn die Jünger der zehnten neueren Philosophie als Philosophen ganz zum Rinde werden gemacht haben, wird in der philosophischen Kritik Deutschlands lange noch als ein schätzbarer, verdienter Name gelten.

Was nach diesen Zeiten geschehen sey, weiß ich nicht; da ich außer einem kleinen Blatt gewöhnlich

kein kritisches Deutsches Journal lese. Vernommen habe ich, daß man seitdem es umfasset und dazu aus allen Ecken Kunstrichter versammelt habe; wie sie gerichtet haben, wie sie richten und richten werden, ist mir völlig fremde. Zu beklagen wäre es freilich, wenn auf diesem Wege alle Kritik in Deutschland Gewicht und Glauben verlohren hätte, welches ich aber weder hoffe noch glaube. Laß es seyn, daß zuweilen un-
bärtige Jünglinge, denen, von denen sie gelernt hatten, das Kinn rasiren, um doch auch an ihnen berühmt zu werden; jeder honette Mann, der da sieht, wie mit seinem Nachbar gehandelt wird und wer also handelt, wird sich allmählich aus diesen anonymischen Becken-Stuben zurückziehen, und so thut auch hier die Zeit ihr Werk; sie übt eine scharfe Kritik an der Kritik der Zeiten.

Wir, meine Freunde, die wir nicht zu Dictatoren der sinkenden Republik wegen bestellt sind, wollen von uns selbst, von den Alten, von unsern Freunden und Feinden und von Jedem lernen, der Gründe giebt und mit offenem Visier redet.

Auch die Kritik ist ohne Genius nichts. Nur ein Genie kann das Andre beurtheilen und lehren. Nur der, der selbst Kenntnisse hat und Kräfte zeigt, kann Kräfte wecken und Kenntnisse befördern.

Seit geraumer Zeit, wie unbekannt sind wir z. B. mit den schätzbarsten Produkten des Auslandes selbst im Felde der Kritik geblieben! Lessing übersetzte Warton's Versuch über Pope; der zweite Theil, im Jahr 1782 erschienen, ist uns auch nicht im Auszuge bekannt worden.

Eschenburg gab in seinem Britischen Museum ein paar Abhandlungen aus Warton's Geschichte der Englischen Dichtkunst; einen Auszug des ganzen Werks, so wie anderer nützlichen Werke über diesen Gegenstand, konnte er nicht geben: denn sein Museum selbst verschloß sich.

Blaukenburg gab den Anfang von Johnson's Lebensbeschreibungen der Englischen Dichter, ein Werk voll Kritik, lehrreich auch für uns Deutsche, obgleich nichts weniger als unpartheilich; die Fortsetzung unterblieb.

Eschenburg gab uns Brown's Buch über die Verbindung der Poesie und Musik; Brown's wichtigeres Werk über die Sitten, das bereits im Jahr 1757. herauskam und als ein schreckender Spiegel viel Aufsehen erregte, ist noch nicht übersetzt worden.

So viel interessante Aufsätze aus Henry's, aus Littleton's Geschichte, manche auch für uns merkwürdige Abhandlung aus den Societäten der Alterthumsforscher, ingleichen von Dublin, Edinburgh, Manchester, den Transactionen u. s. sind da, als ob sie für uns nicht wären. Auch mit Georg

Forster wie viel ist uns in diesem Betracht gestorben! Ein böser Genius scheint sein Spiel zu haben, indem er (und wogegen?) den Faden zu zerreißen sucht, der uns mit den Gedanken andrer Nationen verknüpft. Wir sollen auf unserm eignen Grunde metaphysiciren, oder uns damit bemühen, womit sich andre längst bemühet haben.

Hierhin sollte die Kritik wirken! uns ins Unis versum sämtlicher gebildeten Nationen versehen, und auf unserm einsamen Gange von ihnen uns Licht und Hülfe zusördern. Ueberhaupt glaube ich, daß dem Charakter unsrer Nation nach die Kritik durchaus belehrend, fördernd, gutmüthig, human seyn mußte; nur auf diesem Wege kann sie etwas und würde gewiß viel erreichen. Unsrer gelehrten Republik mangelt äußere Aufmunterung und Achtung; wollte sie sich zum Spott der Unwissenden, und zur allgemeinen Verachtung machen, indem sie sich selbst verspottet, würget und auffrißt?

Enug von der Kritik. Sie äufferten den merkwürdigen Gedanken, daß die Poesie der Deutschen eine Kinderpoesie sei; ich hoffe, sie soll es bleiben. So ihr (im guten Verstande) nicht werdet wie die Kinder: so ist weder Tempe noch Elysium für euch.

Vor allen Dingen verschonen Sie die Poesie mit Staatsmännern, die über sie richten; das Reich der Poesie ist nicht die Staatswelt.

Wenn Sophokles seinen Oedipus mit der Scene des flehenden Volks eröffnet; die Pest wüthet; ein geheimes Verbrechen ruht auf dem Vaterlande; Jünglinge und Greise jammern: so ist diese Situation ganz menschlich. Ob Oedipus oder Lajus regiere, kümmert mich nicht; daß aber um Eines Verbrechens willen das ganze Volk leide, diese Scene eröffnet ein Trauerspiel würdig.

Wenn Aristophanes Scenen der Menschheit darstellt, weßwegen Friede gemacht werden müsse: so ist dies ein Gegenstand der Muse. Ob aber Kreon der Wurstmacher, oder Kreon der Riemenschneider das Volk lenke; diese politische Wichtigkeit ist der poetischen Muse sehr gleichgültig.

Nichts verunreinigt den heiligen Quell mehr, als politischer Partheigeist; er macht die Muse zur Lügnerin, partheiisch, übertreibend, am jetzigen Augenblick als an einer Ewigkeit hangend, und ihm damit die Ewigkeit ertheilend. Die Tochter des Himmels wird unter den Händen der Politik eine kurzsichtige leidenschaftliche Verläumderin, ein Kind der Erde. Die politische Poesie der Engländer sei davon ein Beispiel. Warum hat Butler den Ruhm nicht erlangt, den sein Hudibras so sehr verdienet? Das Witzreiche Gedicht ist für ein bloßes Gespött zu lang, für die darinn enthaltene Lehre und Warnung zu sehr mit Zeit = Anspielungen überhäuft, zu politisch. Jenes gewaltige Vernunft = Genie, Swift,

was hat ihn für den größten Theil der Nachwelt unbrauchbar gemacht? Die politischen Umstände, aus welchen er sein Gespinnst zog, und in welche er seine köstlichen Gedanken webte. Die Politik der damaligen Zeit ist ein Traum worden; es macht uns Mühe, jeden seiner tiefen bleibenden Gedanken vom verlebten Traume zu sondern. Wer liest jetzt Churchills Gedichte? und wer wird Peter Pindar mit reinem Vergnügen lesen, wenn unsere Zeit vorbei ist? Beklagen wird man so viel verschwendete goldne Talente.

Mit Unwillen höre ich also, wenn man unsrer Nation einen Swift wünschet, einen bedauerns- und hochachtungswürdigen Mann, der nur durch Misfälle ward, was er geworden ist, und vom Glück begleitet ein Genius der Gerechtigkeit und der Klugheit geworden wäre. Und ein Swift in Deutschland? —

Hinweg also Politik aus dem Gebiet der Musen! und verwünscht sei jede Asters-Muse, die der Politik fröhnet. Treue und Glauben, Unschuld der Sitten, Biederkeit und Einfalt — das seyn unsre Kastaliden! alles andre ist vergängliche Thorheit. Zur Italianischen *acutezza*, zur Spanischen *grandezza*, zur französischen *légereté*, zum brittischen *high-spirit* wird sich der Deutsche nie hinauf schwingen; was er aber ist und von jeher gewesen, davon ist seine eigne Geschichte eine durch Jahrhunderte erprobte Stimme der Wahrheit. Was alle Dichter singen,

wohin sie wider Willen streben, was ihnen am meisten glückt, was bei denen, die sie lesen und hören, die größte Wirkung hervorbringt, das ist Charakter der Nation, wenn er auch als eine unbehauene Statue noch im Marmorblock daläge. Dies ist Vernunft, reine Humanität, Einfachheit, Treue und Wahrheit. Wohl uns, daß uns dies sittliche Gefühl ward, daß dieser Charakter gleichsam von unsrer Sprache unabtrennlich ist, ja daß uns nichts gelingen will, wenn wir aus ihm schreiten. Lehrgeld in erzwungenen Nachäffungen haben wir genug gegeben.

Mit diesem Charakter wieviel können wir entbehren! Wenn andre Nationen sich im Geschmack hie und dorthin verirren, so wird unsre Regel feststehn, die im Mannichfaltigsten die wahreste Einfachheit sucht und die Poesie seyn läßt, was sie seyn soll, ein Spiegel der Natur und Sitten, Humanität im gefälligsten reinsten Gewande, Philosophie des Lebens. Dies war einst Orpheus und Apollo's Kunst.

Neuntes Fragment.

Resultat

der Vergleichung der Poesie verschiedener Völker
alter und neuer Zeit.

Die Poesie ist ein Proteus unter den Völkern; sie verwandelt ihre Gestalt nach Sprache, Sitten, Gewohnheiten, nach dem Temperament und Klima, sogar nach dem Accent der Völker.

Wie Nationen wandern, wie sich die Sprachen mischen und ändern, wie neue Gegenstände die Menschen rühren, wie ihre Neigungen eine andre Richtung, ihre Uebungen ein andres Ziel nehmen, wie in der Zusammensetzung der Bilder und Begriffe, neue Vorbilder auf sie wirken, selbst wie die Zunge, dies kleine Oelied, sich anders beweget und das Ohr sich an andre Töne gewöhnt: so verändert sich die Dichtkunst nicht nur bei verschiedenen Nationen, sondern auch bei demselben Volke. Die Poesie zu Homers Zeiten war bei den Griechen ein andres Ding als zu Longins Zeiten, selbst dem Begriff nach. Ganz ein andres wars, was sich der Römer und der Mönch, der Araber und der Kreuzritter, oder was nach wiedergefundenen Alten der Gelehrte, und in verschiednen Zeitaltern verschiedner Nationen der Dichter und das Volk sich an Poesie denken. Der Name

selbst ist ein abgezogener, so vielfassender Begriff, daß wenn ihm nicht einzelne Fälle deutlich untergelegt werden, er wie ein Trugbild in den Wolken verschwindet. Sehr leer war daher der Streit über den Vorzug der Alten oder der Neuern, bei welchem man sich wenig Bestimmtes dachte.

Er ward noch leerer dadurch, daß man keinen oder einen falschen Maasstab der Vergleichung annahm: denn was sollte hier über den Rang entscheiden? Die Kunst der Poesie, als Object? wie viel seine Bestimmungen gehörten dazu, das Höchste der Vollkommenheit in jeder Art und Gattung nach Ort und Zeit, nach Zweck und Mitteln auszufinden, und auf jedes Vergleichene unpartheiisch anzuwenden! Oder sollte die Kunst des Dichters nach dem Subject betrachtet werden, wie viel dieser vor Jenem glückliche Gaben der Natur, eine günstigere Lage der Umstände, mehreren Fleiß in Nutzung dessen, was vor ihm gewesen war, und um ihn lag, ein edleres Ziel, einen weiseren Gebrauch, seiner Kräfte dies Ziel zu erreichen zu seinem Eigenthum machte; welch ein andres Meer der Vergleichung! So manchen Maasstab der Dichter einer Nation oder verschiedener Völker man aufgestellt hat, so manche vergebliche Arbeit hat man übernommen. Jeder schätzt und ordnet sie nach seinen Lieblingsbegriffen, nach der Art, wie er sie kennen lernte, nach der Wirkung die Der und Jener auf ihn machte. Der gebildete Mensch trägt,

wie sein Ideal der Vollkommenheit, so auch seinen Maasstab diese zu erreichen in sich, den er nicht gern mit einem fremden vertauschet.

Keiner Nation dürfen wirs also verargen, wenn sie vor allen andern ihre Dichter liebt und sie gegen fremde nicht hingeben möchte; sie sind ja ihre Dichter. In ihrer Sprache haben sie gedacht, im Kreise ihrer Gegenstände imaginirt; sie fühlten die Bedürfnisse der Nation, in welcher sie erzogen wurden, und kamen diesen zu Hülfe. Warum sollte die Nation nicht auch mit ihnen fühlen, da Ein Band der Sprache, Gedanken, Bedürfnisse und Empfindungen sie fest an einander knüpft?

Italiäner, Franzosen und Engländer schätzen ihre Dichter, oft mit ungerechter Verachtung anderer Völker, partheiisch hoch; der einzige Deutsche hat sich verführen lassen, das Verdienst fremder Völker, insonderheit der Engländer und Franzosen, unmaßig zu übertreiben und darüber sich selbst zu vernachlässigen. Zwar einem Young, (denn von Shakespear, Milton, Thomson, Fielding, Goldsmith, Sterne ist hier nicht die Rede) gönne ich seine vielleicht etwas überspannte Verehrung bei uns gern, da er durch Eberts Uebersetzung eingeführt ward; eine Uebersetzung, die nicht nur alles Verdienst eines Originals hat, sondern auch die Uebertreibungen ihres englischen Originals durch den Bau einer harmonischen Prose und durch die reichen moralischen Anmerkungen aus andern Nationen gleichsam zurecht fuset und mildert. Sonst aber wird es den Deutschen immer den Vorwurf einer unentschlossenen Lauigkeit zuziehn, daß die reinsten Dichter ihrer Sprache in Schulen und bei Erziehung der Jugend überhaupt so vergessen und hintangesezt werden, wie keine benachbarte Nation es thut. Wodurch soll sich unser Geschmack, unsre Schreibart bilden? wodurch unsre Sprache bestimmen und regeln, als durch die besten

Schriftsteller unsrer Nation? Ja wodurch sollen wir Patriotismus und Liebe zu unserm Vaterlande erlangen, als durch seine Sprache, durch die vortreflichsten Gedanken und Empfindungen, die in ihr ausgedrückt, die wie ein Schatz in sie gelegt sind. Gewiß irrten wir nicht nach einem Jahrtausend, in dem unsre Sprache geschrieben ist, in manchen Wortfügungen noch jetzt zweifelnd umher, wenn wir von Jugend auf unsre besten Schriftsteller kannten und sie uns zu Führern wählten.

Indessen soll keine Liebe zu unsrer Nation uns hindern, allenthalben das Gute zu erkennen, das nur im großen Gange der Zeiten und Völker fortschreitend bewirkt werden konnte. Jener Sultan freute sich über die vielen Religionen, die in seinem Reiche, jede auf ihre Weise, Gott verehrten; es kam ihm wie eine schöne, bunte Aue vor, auf der mancherlei Blumen blühten. So ist's mit der Poesie der Völker und Zeiten auf unserm Erdrunde; in jeder Zeit und Sprache war sie der Inbegriff der Fehler und Vollkommenheiten einer Nation, ein Spiegel ihrer Gesinnungen, der Ausdruck des Höchsten, nach welchem sie strebte (*oratio sensitiva animi perfecta.*) Diese Gemälde, (minder und mehr vollkommene, wahre und falsche Ideale) gegen einander zu stellen, giebt ein lehrreiches Vergnügen. In dieser Gallerie verschiedner Denkarten, Anstrengungen und Wünsche lernen wir Zeiten und Nationen gewiß tiefer kennen als auf dem täuschenden trostlosen Wege ihrer politischen und Kriegsgeschichte. In dieser sehen wir selten mehr von einem Volke, als wie es sich regieren und tödten ließ; in jener lernen wir, wie es dachte, was es wünschte und wollte, wie es sich erzeugte, und von seinen Lehrern oder von seinen Neigungen geführt ward. Freilich aber mangeln uns noch viel Hülfsmittel zu dieser Uebersicht in die See-

len der Völker. Griechen und Römer beiseite gesetzt, hängen über dem Mittelalter, aus welchem bei uns Europäern doch Alles hervorging, noch dunkle Wolken. Meinhard's schwacher Versuch über die italiänischen Dichter ist nicht einmal bis auf Taſſo fortgesetzt, geschweige etwas ähnliches bei andern Nationen ausgeführt worden. Ein Versuch über die spanischen Dichter ist mit dem gelehrten Kenner dieser Literatur, dem Herausgeber des Velasquez, Diez, gestorben.

Auf drei Wegen kann man sich eine Uebersicht dieses blumen- und fruchtreichen Feldes menschlicher Gedanken verschaffen, und jeder ist betreten worden.

Eſchenburg's beliebte Beispielsammlung wählet, seiner Theorie gemäß, den Weg der Gattungen und Arten; für Jünglinge ein lehrreicher Weg bei einem geschickten Führer: denn oft kann ihn Ein Name, der sehr verschiedene Dinge bezeichnet, ganz irre leiten. Homers, Virgils, Ariost's, Miltons, Klopstock's Werke tragen einen Namen der Epöee, und sind doch selbst nach dem Kunstbegriff, der in den Werken lieat, geschweige nach dem Geist, der sie beselet, ganz verschiedene Pro uctionen. Sophokles, Corneille und Shakespeare haben als Trauerspieldichter nur den Namen gemein; der Genius ihrer Darstellungen ist ganz verschieden. So bei allen Gattungen der Dichtkunst, bis zum Epigramm hinunter. —

Andre haben die Dichter nach Empfindungen geordnet, da denn insonderheit Schiller *) viel Feines und Vortrefliches gesagt hat. Allein, wie sehr laufen die Empfindungen in einander! welcher Dichter bleibt Einer Empfindungsart dergestalt treu, daß sie seinen Charakter, zumal in verschiednen Werken bezeichnen könnte? Oft rühret er ein Saitenspiel

*) S. die Horen, November, December 1795. Januar 1796.

von vielen, ja von allen Tönen, die sich eben durch Disharmonien heben. Die Welt der Empfindungen ist ein Geister- oft ein Atomenreich; nur die Hand des Schöpfers vermag daraus Gestalten zu ordnen.

Die dritte, wenn ich so sagen darf, Naturmethode ist, jede Blume an ihrem Ort zu lassen, und dort ganz wie sie ist, nach Zeit und Art, von der Wurzel bis zur Krone zu betrachten. Das demüthigste Genie hasset Rangordnung und Vergleichung. Es will lieber der Erste im Dorf seyn, als der Zweite nach Cäsar. Flechte, Moos, Farrenkraut und die reichste Gewürzblume; jedes blühet an seiner Stelle in Gottes Ordnung.

Man hat die Dichtkunst subjectiv und objectiv, nach den Gegenständen, die sie schildert, und nach den Empfindungen, mit denen sie Gegenstände darstellt, geordnet; ein wahrhafter und nützlicher Gesichtspunkt, der auch zu Charakterisirung einzelner Dichter, z. B. Homers und Ossians, Thomsons und Kleists u. a. der rechte scheint. Homer nämlich erzählt die Geschichten seiner Vorwelt ohne merkliche besondere Theilnehmung; Ossian singet sie aus seinem verwundeten Herzen, aus seiner traurig-fröhlichen Erinnerung. Thomson schildert Jahreszeiten, wie die Natur sie giebt; Kleist singet seinen Frühling, mit oft einbrechenden Gedanken an sich und seine Freunde als eine Rhapsodie von Ansichten, mit Empfindung beseelet. Indessen auch dieser Unterschied bezeichnet Dichter und Zeiten der Dichtkunst sehr leise: denn auch Homer nimmt Theil an seinen Gegenständen, als Grieche, als Erzähler, wie in den mittleren Zeiten die Balladensänger und Fabliers, wie in neueren Zeiten Ariost und Spenser, Cervantes und Wieland. Ein Mehreres zu thun wäre außer seinem Beruf gewesen und hätte seine Erzählung gestört. In Anordnung und Bezeichnung seiner Gestal-

ten aber singt auch Homer auf die höchste Weise menschlich; wo es uns nicht also scheint, liegt der Unterschied an der Denkart der Zeiten und ist sehr erklärbar. Ich getraue mich, in den Griechen jede reize menschliche Gesinnung, vielleicht im schönsten Maas und Ausdruck, aufzufinden; nur alles an Ort und Stelle. Aristoteles Poetik hat Fabel, Charaktere, Leidenschaften, Gesinnungen unübertrefflich geordnet.

Zu allen Zeiten war der Mensch derselbe; nur er äußerte sich jedesmal nach der Verfassung, in der er lebte. Sehr mannichfaltig ist die Poesie der Griechen und Römer! in ihren Wünschen und Klagen, in ihren Beschreibungen voll Lust und Freude. So die Poesie der Mönche, der Araber, der Neueren. Den großen Unterschied, der zwischen dem Morgen- und Abendlande, zwischen Griechen und uns eintrat, hat keine neue Kategorie, sondern die Vermischung der Völker, der Religionen und Sprachen, endlich der Fortgang der Sitten, der Empfindungen, der Kenntnisse und Erfahrungen, bewirkt; ein Unterschied, der schwerlich mit Einem Wort auszudrücken seyn möchte. Wenn ich bei einigen Neuern das Wort Dichter aus Reflexion gebrauchte, so war auch dies unvollkommen: denn ein Dichter aus bloßer Reflexion ist eigentlich kein Dichter.

Der Poesie Grund und Boden ist Einbildungskraft und Gemüth, das Land der Seelen. Ein Ideal der Glückseligkeit, der Schönheit und Würde, das in deinem Herzen schlummert, wecket sie auf durch Worte und Charaktere; sie ist der Sprache, der Sinne und des Gemüths vollkommenster Ausdruck. Kein Dichter kann dem Geseß entgehen, das in ihr liegt; er zeigt, was er hat und nicht habe.

Auch kann man in ihr Ohr und Auge nicht sondern. Die Poesie ist keine bloße Malerei oder

2007
VERIFICAT

BIBLIOTECA
CENTRALA
UNIVERSITARA "CAROL I"
BUCURESTI

Statuistik, die Gemählde, wie sie sind, ohne Absicht darstellen könnte: sie ist Rede und hat Absicht. Auf den innern Sinn wirkt sie, nicht auf das äußere Künstlerauge; und zu jenem innern Sinn gehört bei einem gebildeten oder zu bildenden Menschen Gemüth, moralische Natur, mithin bei dem Dichter vernünftige und humane Absicht. Die Rede hat etwas Unendliches in sich; sie macht tiefe Eindrücke, die ja eben die Poesie durch ihre harmonische Kunst verstärkt. Nie kann also der Dichter bloß ein Mahler seyn wollen. Er ist Künstler vermöge der eindringenden Rede, die das Object, das sie mahlt oder darstellt, auf einen geistigen, moralischen, gleichsam unendlichen Grund, ins Gemüth, in die Seele mahlet.

Sollte also nicht auch bei dieser, wie bei allen Reihen fortgesetzter Naturwirkungen ein Fortgang unumgänglich seyn? Ich zweifle daran, (den Fortgang recht verstanden,) gar nicht. In Sprache und Sitten werden wir nie Griechen und Römer werden, wir wollen es auch nicht seyn. Ob aber der Geist der Poesie durch alle Schwingungen und Eccentricitäten, in denen er sich bisher Nationen- und Zeitenweise periodisch bemühet hat, nicht dahin strebe, immer mehr und mehr, so wie jede Grobheit des Gefühls, so auch jeden falschen Schmuck abzuwerfen und den Mittelpunkt aller menschlichen Bemühungen zu suchen, nämlich die ächte, ganze, moralische Natur des Menschen, Philosophie des Lebens? dieses wird mir durch Vergleichung der Zeiten sehr glaubhaft. Auch in Zeiten des größesten Ungeschmacks können wir uns nach der großen Regel der Natur sagen: tendimus in Arcadiam, tendimus! Nach dem Lande der Einfachheit, der Wahrheit und Sitten geht unser Weg.

VERIFICAT
2017

VERIFICAT
1987

BIBLIOTECA
CENTRALA
UNIVERSITARA "CAROL I"
BUCURESTI